

Im Zamberbann des Harzgebirges



Im Zauberbann des Harzgebirges

Sagen und Geschichten
gesammelt von Marie Kutschmann

Inhalt

Einleitung	9
Bischof Buko von Halberstadt, der Kinderfreund	18
Der Teufels- oder Lügenstein auf dem Domplatz zu Halberstadt	25
Das Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt	26
Das Weinfass auf Spiegelsberge	36
Die Daneilshöhle	48
Stift und Stadt Quedlinburg	57
Die Schäfertürme zu Quedlinburg	62
Der Sargberg	65
Die Rosstrappe	67
Die Krone im Bodekessel	78
Die Teufelsmauer	97
Die Gegensteine	99
Blankenburg	102
Der Reinstein oder Regenstein	106
Die Zwerge von Wernigerode	112
Der Mönchsbrunnen	117
Die Harburg	123
Ilse	126

Der Brocken	134
Hans von Hackelberg, der wilde Jäger	138
Die Harzburg	142
Der große Christoph und die Clus bei Goslar	145
Die Bergwerke auf dem Rammelsberg	147
Wildemann	148
Vom Zwergkönig Hübich	149
Das kleine Clausthal	160
Die Osterjungfrau	164
Von den Zwergen bei Osterode	168
Die Teufelsbäder	170
Eine lustige Geschichte von den Zwergen bei Dorste	172
Scharzfels und die Zwerge	177
Die Steinkirche	183
Die Einhornhöhle	185
Römerstein und Nixei	191
Das Weingartenloch	195
Die Venediger und der Hirtenknabe	201
Die Zwerge vom Sachsenstein	204
Der See von Hochstädt	209
Kloster Walkenried	210

Die vier Hufeisen zu Ellrich	215
Die Rosenkirche Elende	217
Burg Quästenberg	223
Die Sage vom Kyffhäuser	231
Burg Arnstein	233
Die gute Frau von Asseburg	245
Die Tidiashöhle	249
Ruine Anhalt	255
Mägdesprung	257
Ramberg	260
Untrüborn	263

Einleitung

Es gab eine Zeit, da alles Land, so zwischen der Weser und dem Elbstrom sich dehnt, von undurchdringlicher Waldung bedeckt war. Finster und unwirtlich lag es da, und wilde Stürme brausten darüber. Eichen reihten von Norden her, Buchen von Süden Wipfel an Wipfel, und in der Mitte, wo der Felsen Grat sich zum Himmel hob, schauten dunkle Föhren weit in die Ferne.

Die Völker, welche rings an der Waldungen Rande wohnten, mieden voll Scheu ihre endlosen Tiefen. Denn da hauste dem Glauben nach ein wunderbares Geschlecht von Tieren und Menschen. Kein Zelt, keine Hütte war da errichtet. In Höhlen tief drinnen zwischen der Berge Gestein wohnte der Riese als Nachbar des Bären. Auf den Triften graste der furchtbare Auerochse und das Elen, und von den Klippen setzte das sagenhafte Einhorn hinab in die Tiefe. Das waren Unholde, denen der einzelne Mann ungern begegnete, das waren böse, mächtige Geister, deren Anblick auch aus der Ferne ihn mit Schrecken erfüllte. In dem Dunkel, das zu ergründen sein Auge zu schwach, in dem Dickicht, das zu durchdringen sein Schwert nicht imstande war, in den Gründen, zu welchen kein menschlicher Fuß hinabzuklimmen vermochte, da lebte und webte alles, was von ihm Furcht forderte und Entsetzen. Da waren die Sitze der allmächtigen Götter. Da thronte Wodan als Haupt der Asen, da schmiedete Thor seine schrecklichen Blitze und schwang seinen Hammer in furchtbarem Donnerschlag; da sausten die Walküren auf geflügeltem Ross dahin, die Schlachtentjungfrauen, welche die gefallenen Helden im Sturm hinaufführten zur Walhalla, zum glänzenden Sitz

der Götter.

Aber die Völker mehrten sich rings im Land, ihre Kraft wuchs, ihre Sitze wurden eng. Sie fassten sich ein Herz, und zunächst dem Lauf der Flüsse und Wälder nach drang der Klang ihrer Steinäxte waldeinwärts. Die Baumriesen fielen und Wohnstätten jagdliebender Scharen erhoben sich. Aber trotz dessen blieb die Furcht vor dem Wald und seiner Bewohnerschaft. Darum wurden die Ansiedlungen wohl verwahrt und bewacht. Wo sich ein See weit ins Land zog, ramnten fleißige Hände Pfahl an Pfahl in seinen Grund. Fern vom Ufer über dem schützenden Wasser und nur durch schmale Brückenwege mit dem gemiedenen Waldland verbunden, bauten die Dörfer sich auf. Im Südosten des breiten Landstriches, im Gebiet der Saale, da, wo heute der Ort Gröningen liegt, stand über dem Seespiegel Ortschaft an Ortschaft. Heute sind die Hütten zerfallen und die Seen vertrocknet. Der Pflug geht da hinüber, wo vor mehr als tausend Jahren schnelle Fische dem Netz und dem Wurfspieß der Pfahlbautenleute zur Beute wurden.

Zuerst rückten von Süden her die Thüringer vor, ein mutiger, kriegerischer Stamm, der den wilden Tieren mannhaft im Kampf entgegentrat. Als er weit eingedrungen war in das Dickicht der Wälder, da fand es sich, dass die Riesen, welche in früheren Zeiten die Felsen und Klüfte bewohnt und mit welchen die Phantasie der Sänger und Priester an noch die Waldgründe bevölkert hatte, längst ausgestorben und erlegen waren im Kampf mit Höhlenbär, Wisent, Auerochse und mit den Gewalten der Natur, und dass des Kriegers Geschicklichkeit und Waffe der jetzigen Bewohnerschaft des Dickichts, den Bären, Wölfen, Ebern, dem Elch und dem Schelch wohl gewachsen waren. Auch hatten

die furchtbaren Götter ihren Wohnsitz verlegt und waren fortgezogen bis auf die Höhen des eisigen Island im hohen Norden. Wohl aber kehrten sie immer noch in die alten Wälder zurück, und da, wo die fichtenbestandenen Berge sich dunkel zum Himmel türmten, war ihr Sommersitz. Thor war sicher nahe zur Stelle, wenn die feurigen Schlangen krachend herniederzuckten vom hohen Bergwald.

Der aber sah drohend aus der Mitte des Waldlandes hervor. Die Völker scheuten sich, ihm zu nahen. Zwar nahm der Thüringer allmählich alles Land in Besitz bis weit nordwärts zur Elbe, aber hinauf zu den dunklen Bergen drang noch keines Kriegers Ross und keines Jägers Pirschgang.

Die Thüringer herrschten Jahrhunderte über das Land. Da kamen eines Tages viele Schiffe die Elbe heraufgefahren; Nordmänner waren es, die sie lenkten; wilde, riesige Gesellen, mit rötlich-goldenem, langwallendem Haarschmuck. Nur Felle bedeckten ihre Riesengestalten; aber um die Lenden waren sie mit Waffen gegürtet von blinkendem Erz. Roter Goldschmuck erglänzte ihnen an Hals und Armen. Das war das furchtbare Volk der Sachsen, nach ihren Streitäxten (Sax) so benannt. Sie fuhren herauf aus dem rauhen Jütland, in kriegerischer Lust, sich neue Sitze zu suchen. Im Land, das Hadeln heißt, setzten sie ans Ufer. Da scharten sich die Thüringer zusammen, ihnen dies zu wehren. Furchtbar und lange tobte der Kampf. Keiner der Stämme wollte weichen; es kam endlich zum Frieden. Für ihr Gold sollten die Sachsen erhandeln dürfen, was sie bedurften. Sie sollten an Land kommen, nur unbewaffnet und sollten auf ihren Schiffen wohnen bleiben. Das ging denn so eine gute Weile. Da hatten die Sachsen fast ihr ganzes Gold verhandelt. Die schmale Fischkost, die ihnen übrig

blieb, wollte wenig behagen. Sie sahen wohl, dass der Friede für sie zur Niederlage geworden war. Ein edler Jüngling aber unter ihnen, der seinen Goldschmuck behalten hatte, belud sich mit Spangen und Ketten um Hals und Arme, soviel er zu tragen imstande war. Damit ging er ans Ufer und bot es zum Kauf aus nur um so viel Staub und Erde, wie er in seinem Kleid fassen könnte. Voll Hohn erhielt er, was er verlangte. Da rief er die seinen herbei, bestreute dünn mit der erhaltenen Erde ein weites Gebiet am Ufer des Stromes und nahm es als sein erkauftes Eigentum in Besitz. Die Sachsen aber schlugen dort ihr Lager auf und behaupteten das Ackerstück im Kampf gegen die Thüringer. Seitdem saßen sie fest im Land. Gewalt und List wandten sie an, bis schließlich die bisherigen Herren ganz daraus vertrieben waren. So erwuchs ihnen Ruhm, und der Ruf ihrer Stärke und Furchtbarkeit drang weit in den Süden. Bald rief sie auch der Frankenkönig gegen die Thüringer zu Hilfe. Sie aber schlugen beide Fürsten aufs Haupt und besetzten auch das Land südlich der Berge. Von Norden her aber zogen immer mehr ihrer Krieger heran und überall bauten sie Städte und befestigte Lager. So kamen sie auch zum Harzwald hinauf. Als sie rings um seine Höhen saßen und in seinen Tälern sich niedergelassen hatten, erschienen sie in ihrer riesenhaften Stärke als die Nachkommen jener ersten Riesen, der Hunnen oder Hünen, deren Grabstätten nahe bei ihren Dörfern lagen.

Es begann eine schlimme Zeit für die Tiere des Harzwaldes. Der Auerochse zog sich immer tiefer in die Schluchten, das Wisent sich höher auf die Abhänge zurück. Der Elche wurden so viele erlegt, dass sie bald ein seltenes Wild waren. Als nach etlichen Jahrzehnten der große Volkskrieg ge-

kämpft und verloren wurde gegen Karl, den Frankenkaiser, als schon vorher des Bonifatius Axt in der Gegend des heutigen Goslar die Wodaneiche hatte fällen dürfen, als die alten Opferstätten umgestürzt und die alten Götter vertrieben waren, da hatte sich mit der Milde des Christentums auch schon ein guter Teil der Wildheit des Landes verloren. Die bösen Schrecken und Geister der Finsternis waren geflohen vor dem hellen Klang der Kirchenglocken.

Aber das Andenken an die alte Rauheit und an die Furchtbarkeit des Gebirges war deshalb nicht geschwunden. Wenn es nun der Christengott sein sollte, der vom Brocken her blitzte und donnerte, so ließ die Legende an Wodans und Lokis, der alten heidnischen Unholde, Stelle nunmehr den Teufel zum Frühlingsanfang seinen Tanz auf dem Blocksberg abhalten. Alle bösen Weiber und Hexen schlossen sich ihm ebenso an, auf Besenstielen und Heugabeln durch die Luft reitend, wie dies früher die Elfen, die Alraunen, die Zwerge und die Zauberinnen getan hatten. So hielt sich die heilige Scheu vor der Majestät des Gebirges auch im christlichen Volk. Es ging wohl auch innerlich nicht so schnell mit der Heidenbekehrung, wie es äußerlich ausschaute. So mancher, der den alten Göttern öffentlich abgeschworen hatte, zog doch am 1. Mai heimlich zum Brocken, um Wodan in Tanz und Opfer die alten Dienste zu weihen oder am Südharz im Questen- oder Kranzfest der jungen Frühlingsgottheit zu huldigen. Die alten Priestergeschlechter aber, die grollend ihre Altäre und Gerechtsame verloren sahen, wirkten unausgesetzt in der Stille für den alten Glauben und bevölkerten mit Vorbedacht Wald und Bach und Quell und Fels mit guten und bösen Geistern, um das Volk in Hangen und Bängen zu erhalten und in Furcht vor

der Rache der verleugneten Herren.

Trotz alledem wurde der Christenglaube groß im Harzwald. Mit ihm kam Gesittung und Helligkeit ins Land. Bald war es gelichtet rings um die Berge. Fruchtbarer jungfräulicher Boden bot sich rings dem christlichen Landbauer dar, der verhüllenden Decke des Waldes entkleidet. Da erstanden rings um den Harzwald reiche Städte, Stifte, Klöster und Dorfschaften. Der Sachsen Kraft blieb voll Einfluss auch unter der neuen Ordnung der Dinge, auch im neuen Reich, im deutschen Reich christlichen Glaubens. Darum wurden die sächsischen Herzoge und Edelingeehrt und geachtet und belehnt mit wichtigen Rechten und Privilegien. Die Harzgrafen bauten manch herrliche Burg über den Tälern des heimischen Waldes. Manches alte Geschlecht, das noch heute blüht, gründete damals auf schroffer Klippe den kriegsstarke Burgstall. Es kam noch größere Ehre über die Landschaft. Aus den Herzogen der Sachsen gingen Kaisergeschlechter hervor, die geboten mächtig über das ganze Reich. Auch sie erbauten sich stolze Bergfesten auf den heimischen Höhen, hielten Hoflager dortselbst, pflegten des edlen Weidwerks und zogen Fremdlinge, Fürsten und Ritterschaft heran in die Wälder, dass ihren stillen Bewohnern ein guter Wohlstand daraus erwuchs. Sie begabten die nahegelegenen Städte und Stifte, setzten mächtige Bischöfe in ihre Mauern und Äbte in ihre Klöster. Freilich schufen sie sich in den Starken oft kräftige Widersacher gegen sich selbst, gegen ihre Söhne oder ihr Geschlecht; darum sah der Harzwald zu aller Zeit blutigen Streit und heftige Fehde. Aber er sah dafür auch manchen Reichstag und manches Konzil im Banne seiner Wälder zu segensreichem, friedlichem Beratungswerke zusammenkommen. So

furchtbar er früher war und so sehr er gemieden wurde, so lieblich erschien er nun und so gern wurde er aufgesucht und gerühmt. Kaiser Heinrich der Finkler stellte hier seinen Vogelherd, Kaiser Otto war hier ein häufiger Gast, Kaiser Heinrich IV. sah von der Harzburg aus das Unheil durch Rom und den eigenen Sohn über sich kommen, Kaiser Heinrich V. baute zu Goslar seine berühmte Pfalz und gab vielleicht den ersten Anstoß dazu, den unterirdischen Reichtum des Oberharzes zu erschließen. Als schließlich die kaiserliche Macht Deutschlands gesunken war und das Volk sich nach ihrer Wiederkehr sehnte, da war es wiederum der Harzwald, auf den sich die Blicke richteten. Vom Kyffhäuser her sollte der Nation das Heil erstehen. Als es aber gekommen war, herrlich und groß in der Person des greisen Kaisers Wilhelm des Siegreichen, da zog es auch diesen Fürsten hinein in die geheimnisvollen Wälder des Harzes. Mit alten Harzgrafengeschlechtern ritt er fröhlich zur Pirsch, wie es die Hüter des deutschen Thrones vor ihm getan hatten.

Mächtig blühte das Harzland empor; Reichtum und Glanz wohnte in seinen Städten, Ehrliche und Ritterlichkeit auf seinen zahllosen Burgen. In den Klöstern aber entwickelte sich neben der Frömmigkeit Wohlleben und eitle Pracht.

Die alten, grauen Stämme der Harzforsten hatten klagend die Häupter gebeugt, als den geliebten Kaiser Heinrich, ihren treuen Freund und Insassen von der Habsburg, durch eigenes und fremdes Verschulden tiefes Leid und Schmach überkam. Aber sie schüttelten auch freudig die Köpfe und flüsterten es einander eifrig zu, als wiederum aus ihrem Bann und unter ihrem Schutz im harzischen Eisleben der

Augustinermönch geboren wurde, der die Geistesnacht erhellen und seinem Volk das Beste schaffen sollte, was es besitzt, eine schöne, eine kraftvolle Sprache. Sie baten drüben ihre Genossen im Thüringer Wald um Beistand, als ihrem deutschen Sohn Gefahr drohte. Die nahmen ihn auf und rückten auf der Wartburg dicht um ihn zusammen, dass er geborgen blieb, bis seine Stunde gekommen war. Als er aber sein Werk vollendet hatte und zur Ruhe ging, da nahm wieder der Harzwald seine Gebeine auf in dem alten urdeutschen Gebiet. Ja, urdeutsch sind sie, die Forsten des Harzwaldes; sie sind es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Was Luther gelehrt, wurde von einem Teil des Landvolkes missverstanden; auch der Harz sollte an diesem Fehl seinen Anteil haben. Bis zu ihm hinauf stieg der Bauernkrieg, und die Ruinen des prachtvollen Klosters Walkenried ragen empor als ein trauriges Wahrzeichen fanatischer Rachsucht. Und wie das Harzland teilgenommen hat an allen schlimmen Geschicken des deutschen Volkes, – noch der Siebenjährige Krieg hat französisches Geschütz auf seine herrliche Bergfeste Lauterburg gerichtet, und die Kanonade von Jena und Auerstädt ist von seinen Felswänden widergehallt – ist er dem Volke lieb und wert geblieben zu aller Zeit. Es ist auch kein deutsches Bergland so schön wie der Harzwald. Keines zeigt eine so unendliche Fülle der Formen. Wilde Romantik wechselt mit sanfter Anmut. Nicht weit vom felsnackten Bodetal windet durch saftigen Wiesengrund sich die Selke dahin. Laub- und Nadelwald, klare Quellen und trübe Sprudel, tiefe Teiche und flache Moore, kahle Bergkuppen und kaum durchdringliches Waldesdunkel oft dicht nebeneinander. Von den Hügeln zu Tal und vom der Höhe zum Grund, vom Felsvorsprung

zum fruchtbaren Ackersand schauen prächtige, stolze Burgen herab, bald noch im stolzen Glanz gegenwärtiger Herrlichkeit, bald als ruinenhafte Wahrzeichen vergangener Geschlechter.

Was hat er erlebt, was hat er mit angesehen seit der grauen Vorzeit bis auf unsere Tage! Aus all der Vergangenheit ist es an ihm hängen geblieben. Den Zauber der Erinnerung hat kein Wintersturm fortwehen können. Überall hat sie ihn mit ihrem schwellenden Moos umspinnen. Da fließt unendlich der Quell der Sage aus dem Lauf der Jahrhunderte, aus dem Sonnenschein der Gegenwart, aus dem Dunkel versunkener Zeit, vergebener Taten, verklungener Lieder, immer aufs Neue Fäden zu Fäden spinnend. Es webt aus der Tiefe des Dickichts, es lockt aus der Klarheit der Quelle, es ruf aus dem Brausen der Wipfel, es klingt aus der Vögel Gesang; es winkt mit den Fingern der Dome aus all den Städten in naher Ferne. Der Wind rauscht es weiter und weiter und trägt es in Ohren, die hören, und in Herzen, die lachen und weinen wollen. Wer sich niederlegt ins üppige Moos am schäumenden Wasserfall und schließt die Augen, dem erscheinen noch heute die Traumbilder, Freuden und Schrecken der Vorzeit, dass er Lust und Leid daran tragen möge. Denn des Harzwaldes Zauber ist ewig und nicht zu bannen. Man hat ihn durch Litaneibeten und Klosterglocken zu übertönen versucht; vergebens. Man hat auf die Sagen des Harzes sogar mit Kanonen geschossen, denn als im Dreißigjährigen Krieg die Kroaten vernahmen, dass der Zwergkönig Hübich für immer von der Oberwelt scheiden müsse, wenn der große Hübichenstein zum kleinen geworden sei, da fuhren sie ihre Kartaunen auf und schossen den Fels herunter, dem Zwergkönig zum Leid.

Der aber hat sich mit seiner Muhme, der Sage, besprochen. Sie führt ihn an ihrer Hand noch heute durch die sonnigen Wälder wie vor dreihundert Jahren. Und wie damals, so ist auch heute sein und der Sage Gold nicht allen und jedem sichtbar, sondern es sieht es nur der, dessen Sinn rein ist und dessen Herz empfänglich blieb für die Ewigkeit des Schönen.

So wandert mit uns an den Harzstädten vorbei mit den aufragenden Kirchen und Stifte ringsum durch die hellen Fluren und lachenden Wälder bis hinauf, wo der Brocken den kahlen Gipfel so hoch emporstreckt, dass der neidische Teufel dort seine Kanzel errichtet hat. Seid unbesorgt: Da oben weht der Wind so rein und frisch und bläst so heftig und stark, dass der Teufel niemals zu Worte kommt.

Bischof Buko von Halberstadt, der Kinderfreund

*Buko von Halberstadt,
bring unserm Kinneken wat!
Wat sall eck ehm bringen?
Rode Schauh' mit Ringen,
rode Schauh' mit Gold beschlan,
de sall unser Kinneken han!
Eia, popeia.*

Wenn ihr das alte Halberstadt besucht, eine Stadt, die noch so manches Andenken an die Vergangenheit bewahrt, und ihr staunend auf die vielen Spuren verschollener Zeiten blickt, wird euch vor allem der riesige steinerne Roland auffallen, der mit gezogenem Schwert vor dem Rathaus auf

dem Marktplatz steht. Still verwundert sieht er auf seine veränderte Umgebung, und könnte er erzählen, was er in den vielen hundert Jahren, während deren er felsenfest, jedem Sturm und Ungemach zum Trotz, seinen Platz behauptet hat, was er da alles gehört und gesehen, viel Wunderbares würde zutage kommen.

Zu seinen Füßen, unter seinen wachsamem Augen wurde in früheren Zeiten Gericht gehalten. Mancher arme Sünder oder gar unschuldig Verurteilte mag in seiner Todesangst verzweifelt zu ihm aufgeblickt und um Hilfe gefleht haben. Sein steinernes Herz aber rührte kein Mitleid. Mit demselben Gleichmut blickte er auf Leid, wie auf Freude, und jedwedes Urteil der gestrengen Schöffen wurde vollstreckt. Viele trauen gar dem steinernen Gesellen übernatürliche Dinge zu, und mancher mag wohl heimlich herbeigeschlichen sein, um der Sage willen, dass der Roland in der Johannisnacht, wenn er es zwölf schlagen hört, einen Fuß erhebt, unter dem ein blitzendes Goldstück liegt. Merkwürdigerweise hat das aber bisher noch kein Mensch finden können.

Im Jahre 1060 nun wurde ein merkwürdiger Mann Bischof und Gerichtsherr zu Halberstadt, Burkhard II., genannt Bischof Buko, ein kriegerischer Fürst und ein tapferer Herr, welcher den größten Teil seines Lebens in Streit und Fehde verbracht und von dem trotz dessen das vorstehende Kinderliedchen gesungen wird. Es hat sich erhalten nicht nur in der alten Bischofsstadt, sondern auch weithin in den sächsischen Landen und im Gebiet des Harzes.

Gegen Kaiser und Reich, gegen Nachbarn und Fremde hat Bischof Buko sein Lebtag gestritten, solchergestalt, dass der Volksmund ihm den Beinamen *Schürer der Flammen des*

Sachsenlandes gegeben hat. Und dennoch hat er sich Frömmigkeit und Menschenliebe in so hohem Grad bewahrt, dass der streitbare Kirchenfürst weit und breit berühmt war durch seine warme Zuneigung zu unschuldigen Kindern.

Kam er von irgendeinem Feldzug oder einer Reise nach Halberstadt heim, gleich liefen die Kleinen von allen Seiten zusammen und fröhlich riefen sie: »Bischof Buko kommt, Bischof Buko kommt!« Wenn er dann aber in seinem bischöflichen Sitz oder Hof war, warf er Geld, Obst und andere Naschereien unter die Kinder; ja zuweilen teilte er auch größere Geschenke aus. Besonders häufig waren es rote Schuhe mit Ringen, so wie es im Liedchen heißt. Dann war der Jubel der Kleinen groß und mit Stolz wurde in der schönen Gabe des Stadtherrn einherstolzert.

Gleich bei dem Regierungsantritt des Bischofs kam großes Unglück über die Stadt. Die ganze nördliche Hälfte derselben und auch der Dom wurden ein Raub der Flammen. Buko half, wo er konnte, und den Dom ließ er alsbald wieder aufbauen, schöner und kostbarer noch, als er vordem gewesen war. Als nach elf Jahren das Werk vollendet war und die Einweihung stattfand, kam selbst der Kaiser zu dem großartigen Fest.

Bald indes wurde Buko in die Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und der Kirsche verwickelt. Als Bevollmächtigter Kaiser Heinrichs schickte man ihn nach Rom, um dem auf Betreiben der Mutter Heinrichs zum Papst gewählten Honorius gegen den Gegenpapst Alexander beizustehen. Trotz dessen aber handelte er, vom Einfluss des schlauen Hildebrandt bestrickt, eines eifrigen Freundes Alexanders, dem Willen des Kaisers entgegen. Später wurde auch wirk-

lich die Wahl Alexanders vom Kaiser bestätigt und Honorius feierlich abgesetzt. Heinrich aber verzieh seinem Abgesandten.

Doch schon im Jahre 1073 lehnte sich Buko offen gegen Heinrich auf und zog an der Spitze des Sachsenheeres dem Kaiser entgegen. Unter seiner Führung wurden die schöne Harzburg und andere Burgen Heinrichs zerstört.

Als jedoch Heinrich 1075 die Unbill, die ihm widerfahren war, blutig gerächt und den Sieg über die Sachsen errungen hatte, beeilten sich die gegen ihn verbündeten Fürsten, mit ihm zu unterhandeln, um einen glimpflichen Frieden zu erlangen. Heinrich ließ denselben denn auch eidlich versprechen, dass er sich mit ihnen versöhnen wolle. Beim Dorf Spira im Schwarzburgischen wurde ein Thron für den Kaiser errichtet. Der Kaiser bestieg denselben und rings umgaben ihn die Herren seines Gefolges. Da kamen der Bischof von Magdeburg, Bischof Buko und andere Edle des Sachsenlandes, warfen sich vor ihm auf die Knie und erbaten Verzeihung.

Heinrich aber ließ sie gefangen fortführen. Buko wurde zuerst dem Herzog von Bamberg in Gewahrsam übergeben, später aber an den kaiserlichen Hof gebracht, wo er erniedrigende Dienste tun musste.

Der Streit zwischen Papst und Kaiser nahm unterdessen immer größeren Umfang an. Deshalb schien es Heinrich geraten, den gefährlichen, streitbaren Bischof ganz aus dem Land zu entfernen. So wurde Buko der Königin von Ungarn, einer Schwester Heinrichs, zu Schiff mitgegeben, die ihn dann weiter fort in die Verbannung führen sollte.

Als die Reisenden auf ihrer Fahrt einst am Ufer eine Kirche erblickten, bat Buko um die Erlaubnis, das Johannisfest

durch eine Messe dort feiern zu dürfen. Der Wunsch wurde ihm gewährt, denn schon häufig hatte man ihm gestattet, an Land zu steigen, und bisher war er immer gleich zurückgekehrt.

Kaum hatte sich der Bischof dieses Mal der Kirsche genähert, als ihm, der Verabredung gemäß, plötzlich sein Freund Uldarich entgegensprengte, ein zweites gesatteltes Pferd am Zügel haltend. Mit einem Satz war Buko im Sattel, und im Umsehen waren die beiden den Blicken der entsetzten Wächter entschwunden.

Der Kaiser hörte mit Unwillen und Schrecken von dieser Flucht, denn er wusste nur zu gut, dass Buko sich furchtbar an ihm rächen werde.

Zu alledem kam, dass Hildebrandt, des Kaisers ärgster Feind, nun als Gregor VII. den päpstlichen Thron bestiegen hatte und in stetem Streit mit ihm lag. Ja, bald ließ der Papst den Kaiser gar nach Rom vorladen, damit er sich wegen der ihm zur Last gelegten Ungerechtigkeiten verantworten möge. Den Kaiser versetzte dieser dreiste Befehl in den höchsten Zorn. Er trotzte nicht allein der Aufforderung, sondern er berief sofort eine Kirchenversammlung nach Worms, setzte Gregor VII. feierlich ab und ernannte einen anderen Papst.

Auf diese Weise gedachte er den verhassten Gregor tief zu demütigen; aber weit gefehlt. Sofort forderte der Papst alle deutschen Fürsten auf, sich einen neuen Kaiser zu wählen. Er sprach die Untertanen vom geleisteten Eid los, verhängte den Bann über Heinrich und erklärte ihn des deutschen und italienischen Reiches verlustig. Des Kaisers Lage war fürchterlich. Seine Freunde wandten sich von ihm ab und verlangten, er solle sich erst vom Bann lösen, seine

Feinde benutzten seine Not zu allerhand Übergriffen.

Buko zumal und der Erzbischof von Magdeburg betrieben sofort die Wahl eines anderen Kaisers. Aber als Heinrich vom Bann befreit zurückkehrte, musste der Gegenkaiser Ekbert von Meißen weichen und entkam nebst Buko und dem Erzbischof mit knapper Not nach Dänemark. Erst nach geraumer Zeit wagten sie sich in die Heimat zurück. Buko sah sich von Heinrich seines Amtes entsetzt, aber durch Drohung und geschickte Verhandlungen erreichte er sehr bald seine Wiedereinsetzung.

Im Jahr 1088 hielt Bischof Burkhard mit dem Erzbischof von Magdeburg, dem Grafen Konrad von Beichlingen und anderen Gesinnungsgenossen eine Besprechung in Goslar ab. Es war nämlich Ekbert, dem sie wiederum ihren Beistand zur Erlangung der Königswürde zugesagt hatten, mit ihnen in Streit geraten und hatte sich abermals dem Kaiser unterworfen. Nun war er während der Fasten verheerend in das Halberstädtische eingefallen. Nur mit größter Mühe hatte der Bischof einen Waffenstillstand bis zum Palmsonntag erreicht, um mit seinem Genossen bereden zu können, was bei der veränderten Lage der Dinge zu tun sei.

So war Buko am Palmsonntag in Goslar angelangt. Dieser Aufenthalt sollte für ihn verhängnisvoll werden. Ekbert hatte die Bürger der Stadt gegen den Bischof eingenommen; er sei der Einzige, um dessentwillen ein Ausgleich mit dem Kaiser und der Frieden verhindert werde.

Als nun eine Rede Bukos bekannt wurde, in der er vom Kaiser als von einem Tyrannen sprach, dem er sich niemals unterwerfen werde, da wurde die Wut der Bürger derart gesteigert, dass sie unverzüglich die Halberstädter angriffen und es zum offenen Kampf kam. Kaum waren die Rei-

sigen überwältigt, da stürzte sich der erregte Volkshaufen zur Herberge des Bischofs. Seine Getreuen setzten sich vergeblich zur Wehr. Sie wurden von der Übermacht der Goslarer überwunden und niedergeschlagen. Man brach die Türen auf und suchte nach Buko.

Dieser hatte sich in ein festes, abgelegenes Gemach geflüchtet und dessen Tür mit allerhand Hausgerät fest verammelt. Man musste vom Untergeschoss aus die Dielen zerbrechen, um zu ihm zu gelangen. Als man endlich ins Zimmer drang, lag der greise Bischof auf dem Boden und sprach inbrünstig sein Gebet. Selbst die Wildesten unter dem tobendem Haufen scheuten sich, den Unbewaffneten in seiner betenden Stellung anzugreifen. Da begannen einige ihn mit Steinen und Holzstücken zu bewerfen, um ihn aufzutreiben, aber als ob die Welt um ihn versunken wäre, so unbekümmert betete er weiter. Endlich drängte ein Schmied dich durch die Menge und stieß seine Lanze durch des Bischofs Leib. Im selben Augenblick trieb heller Feuerchein die Goslarer von dannen. Ritter des Bischofs hatten die Häuser der Stadt in Brand gesteckt. Sie kamen zur rechten Zeit, ihren sterbenden Herrn in einer Sänfte aus der Stadt zu tragen. Im Kloster Ilsenburg erlag am nächsten Tag, dem 7. April, der greise Burkhard seinen schweren Wunden. Im demselben Kloster, inmitten des Chores, wurde seine Leiche beigesetzt. Die gewaltige Volksmenge, welche zur Begräbnisfeier herbeigeströmt war, bewies, dass dieser merkwürdige Mann trotz seiner vielen Fehler doch zahlreiche Freunde und Anhänger sich erworben hatte.

Im Volksmund und im Lied lebt sein Andenken fort bis auf den heutigen Tag.

Der Teufels- oder Lügenstein auf dem Domplatz zu Halberstadt

Lange noch bevor Buko zur Herrschaft kam, legte Hilderegren, der erste Bischof zu Halberstadt, den Grundstein zur Domkirsche auf einer mäßigen Anhöhe, auf welcher ehemals die Heiden ihre Opferaltäre errichtet hatten. Viele geschickte Arbeiter wurden herbeigerufen, und schnell schritt der Bau vorwärts.

Als der Teufel die Grundmauern desselben sah, glaubte er, hier würde ein großes Wirtshaus errichtet, und weil ihn das freute, schleppte er nächtlicherweile große Felsmassen herbei und half heimlich die Mauern weiter bauen. Meister und Gesellen waren ganz verwundert, wie schnell ihre Arbeit vonstattenging. Keiner ahnte den wahren Grund.

Da, in einer Nacht, als der Bau schon ziemlich weit vorge-schritten war, trat der Teufel hinein, um sich einmal das Innere zu besehen. Voller Wut gewahrte er die Zurüstungen zum Gewölbe und die großen Stufen der Chortreppe.

Nun erst wurde es ihm klar, welchem Zweck dieses Gebäude dienen sollte und welch dummer Teufel er wieder einmal gewesen war, an einem Bau zu helfen, in welchem die Christen sich Mut und Kraft erleben wollten, um den Lockungen des Bösen zu widerstehen.

Als in der Frühe des nächsten Morgens die Gesellen an ihr Werk gingen, gewahrten sie mit Schrecken hoch oben auf dem Bau den Teufel, einen rüstigen Felsblock in den Klauen haltend.

»Seht«, rief er zu ihnen herab, »weil ich glaubte, Ihr bautet ein Wirtshaus, habe ich unermüdlich mitgeholfen. Nun aber, da es mir klar geworden ist, dass ich betrogen worden

bin, dass meine Arbeit umsonst war, zerschmetterte ich den ganzen Bau und begrabe Euch unter den Trümmern!«

Alle waren bei diesen Worten entsetzt und stumm vor Schreck. Nur ein kecker Geselle trat vor und rief. »Lass ab von deinem Vorhaben, Fürst der Hölle, und höre erst, was ich dir sagen will. Wenn es dich so sehr verlangt, ein Wirtshaus hier an diesem Ort zu sehen, so wollen wir deinen Wunsch erfüllen und dicht neben den Dom in kürzester Zeit eine Schenke bauen. Bist du es zufrieden?«

Der Teufel war mit dem Vorschlag einverstanden. Aber damit die Gesellen nicht ihr Versprechen vergessen sollten, schleuderte er, als Mahnung an den Vertrag, den großen Stein auf den Domplatz, wo derselbe noch heute liegt. Die Vertiefung, welche sich darin befindet, hat der glühende Daumen seiner Hand beim Tragen hineingedrückt. Bald erhob sich denn auch neben dem Dom ein Häuschen mit mächtigen Kellern, der Domkeller genannt. Damit aber war der Wunsch des Bösen erfüllt. Der Dombau konnte ungehindert vollendet werden. Er wurde am 9. November 859 im Beisein vieler Fürsten, Bischöfe und Priester eingeweiht.

Das Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt

Nahe am Haupteingang zu der Liebfrauenkirche in Halberstadt hängt vom Mauergesims herab an eiserner Kette ein rostiges Schwert. Immer wiegt sich dasselbe hin und her. Kein Kraut, kein Gras wächst darunter, kein Regen oder Tau befeuchtet die Stelle. Von diesem wunderbaren Schwert, das schon Jahrhunderte hindurch dort hängt, berichtet die Sage.

In unmittelbarer Nähe Halberstadts lag eine Burg, die von dem wilden, weit und breit gefürchteten Ritter Hug bewohnt war. Die Gattin des Ritters, eine fromme, stille Frau, war früh gestorben und hatte nur eine Tochter hinterlassen. Die arme Bertha wäre ganz verwaist und einsam gewesen, denn der Vater war nur daheim, wenn es galt, wüste Gelage zu feiern, hätte sie nicht in ihrem Pflegebruder Teutbold einen treuen Gesellschafter gehabt. Teutbold war schon als kleines Kind in Hugs Burg gekommen, da der Ritter seinem Vater versprochen hatte, den Jungen an Kindes statt anzunehmen, weil jenen die Reichsacht traf und er deshalb das Land verlassen musste. Dieses Versprechen hielt Ritter Hug aber nur schlecht, denn wenn er Teutbold auch Obdach und Nahrung gewährte, so kümmerte er sich doch weiter nicht um den Knaben. Je älter dieser wurde, umso lästiger schien er dem Ritter. Mit besonderem Groll bemerkte er, dass seiner Bertha Herz mit inniger Neigung an dem Pflegebruder hing. Solange die Mutter noch gelebt hatte, war es anders gewesen, denn sie liebte den Knaben ebenso sehr wie ihre Tochter und erzog beide in Frömmigkeit und zu braven, tüchtigen Menschen. Als nun die Teure für immer die Augen geschlossen hatte, da wurde die gegenseitige Liebe der Vereinsamten noch größer. Als endlich Teutbold herangewachsen war und immer klarer erkannte, in welcher rohen Umgebung sich seine Bertha befand, sann er nur noch darauf, wie es zu ermöglichen sei, die Geliebte aus diesem wüsten Treiben fortzubringen.

Häufig kam ein Ritter von Assen mit seinem Sohn, einem frechen, wilden Junker, auf die Burg, um mit Hug lärmende Gelage zu feiern. Als bald gewährte sowohl Bertha als auch Teutbold, dass ihr Vater die Absicht hatte, seine Tochter

mit dem Junker zu vermählen, sobald dieser zum Ritter geschlagen sein würde. Berthas Widerwille gegen den verhassten Gecken steigerte sich noch mehr bei dem Gedanken, einem solchen Menschen als Weib in sein Haus folgen zu sollen. Sorgend beriet sie mit Teutbold, wie dem Schrecklichen auszuweichen sei.

Da bat dieser die Geliebte, in seiner Liebe zu ihr starken Schutz zu suchen und dereinst sein Weib zu werden. Er wolle hinausziehen, für das Heilige Grab zu kämpfen, und wenn er dann seinen Namen von dem Fleck befreit, der durch die Schuld, durch die Ächtung seines Vaters daran hafte, wenn er Ruhm, Geld und Gut erworben habe und ein Ritter geworden sei, dann solle ihm Bertha als sein Weib angehören. Freudig gelobte diese dem Jüngling, treu seiner Rückkehr zu harren und sich der Vermählung mit dem verhassten Junker dauernd zu widersetzen.

Unterdessen war Eberhard von Assen zum Ritter geschlagen worden. Hug war glücklich, seine Tochter dem Sprössling eines so alten, edlen Geschlechts vermählen zu können. Er lud deshalb immer häufiger den alten Ritter mit seinem Sohn zu Gast.

Teutbold sah, dass der Tag, da Eberhard von Assen seine Bertha zum Weib begehren werde, immer näher rückte. Er baute felsenfest auf die Treue der Braut, aber er beschleunigte deshalb auch die Vorbereitungen zu seiner großen Reise, über die er wohlweißlich bisher zu Hug ebenso wenig gesprochen, wie von dem Verlöbniß mit seiner Tochter. Als jedoch die Stunde der Abreise geschlagen hatte, trat Teutbold wohlgerüstet in das Gemach Hugs, in dem dieser mit den beiden von Assen sich am Trunk vergnügte. Verwundert hörte er auf die Worte seines Pflegebefohlenen,

der ihm für die erwiesenen Wohltaten dankte und ihm kund tat, dass es nun für ihn an der Zeit sei, hinaus zu wandern in die Welt, nur seine Kräfte zu stählen und sich die Sporen zu verdienen, dass ein lässiges Verweilen auf der stillen Burg dem herangewachsenen Junker nicht länger gezieme.

Wie der Jüngling seine bescheidene Rede beendet hatte, brachen die drei Zechenden in ein so schallendes Gelächter aus, dass dem Verhöhnten das Blut siedend in den Schläfen wallte. Verächtlich maß ihn Ritter Hug mit den Blicken und rief spottend: »Du Feigling, der du nur im Weibergemach am warmen Ofen dich wohlfühltest, willst plötzlich hinaus in die Welt? Was willst du denn dort?«

Laut lachend fiel Eberhard dem Ritter in die Rede: »Nun, Ritter Hug, Ihr habt es ja gehört, er will seine Kräfte stählen, will kämpfen und sich die Sporen verdienen. Ha, ha, wird aber wahrscheinlich nur als Schwertfeger dem Tross folgen, das heißt, wenn er den Mut dazu hat.«

Wieder folgte ein unbändiges Lachen der drei. Nun war es mit der mühsam erzwungenen Ruhe des verhöhnten Teutbold zu Ende. Wütend riss er den Fehdehandschuh aus seinem Koller hervor und schleuderte denselben dem betroffenen dreinblickenden Assen ins Gesicht.

»Bube«, zischte der Jüngling mit funkelnden Augen, »ich kehre heim in nicht allzu ferner Zeit, dann werde ich dir gleichberechtigt sein, und du wirst mir Genugtuung geben für diesen Schimpf!«

Ohne Abschied wollte er hinauseilen, als in demselben Augenblick Bertha das Gemach betrat. Stürmisch eilte Teutbold auf dieselbe zu, schloss sie innig in seine Arme und rief den verblüfften Rittern entgegen: »Seht hier, das

ist meine Braut, wir sind vor Gott verlobt. Kein Mensch vermag uns zu trennen. Versteht Ihr, Ritter Hug, von Euch fordere ich Bertha als mein Weib, wenn ich zurückkehre, wehe Euch, wenn Ihr unser Bündnis nicht achtet!«

Das höhnische Lachen, welches anfangs dem erregt Forteilenden gefolgt war, verstummte alsbald. Fragend blickten die von Assen auf Ritter Hug, der eben an diesem Tag Eberhard seine Tochter versprochen hatte. Ihm war der Vorfall im höchsten Grade peinlich. Hastig sprang er auf, um hinauszueilen und den frechen Burschen für seine Unverschämtheit zu züchtigen. Aber Bertha, von den so urplötzlich auf sie einstürmenden Vorgängen fast betäubt, stürzte dem Vater zu Füßen, umklammerte in schrecklicher Angst seine Knie und bat ihn flehentlich, des Geliebten zu schonen. Als Ritter Hug sich endlich aus ihren Armen befreit hatte und hinausstürzte, war Teutbold mit seinem Knapen schon aus der Burg und den Augen der Nachblickenden entschwunden.

Innerlich wütend kehrte der Ritter Hug in das Trinkgemach zurück. Allein seinen Gästen zeigte er sich heiter und lachte über den törichtten Burschen, der natürlich sofort, wenn er Hunger und Kälte spüre, in sein warmes Nest zurückkehren werde. Die edlen Ritter möchten aber überzeugt sein, dass dem Teutbold die begangene Frechheit nicht ungestraft hingehen werde und dass bezüglich des Abkommens wegen der Heirat selbstverständlich alles beim Alten bliebe.

Einige Jahre waren vergangen: Teutbold hatte sein Vorhaben ausgeführt und in Palästina manchen Kampf siegreich bestanden. Reich mit Schätzen beladen, das Ritterschwert an der Seite, die goldenen Sporen an den Füßen

und mit dem heiligen Kreuz geschmückt, trat er die Rückkehr an, klopfenden Herzens freilich, ob wohl die geliebte Bertha noch seiner harre. Immer näher rückten ihm die heimatlichen Berge, endlich befand er sich in der nächsten Umgebung von Ritter Hugs Burg. Böse Ahnungen beunruhigten ihn. Bevor er deshalb die heimische Schwelle betrat, kehrte er auf dem benachbarten Schloss bei einem Ritter ein, der ihm von jeher freundlich gesinnt gewesen, und erkundigte sich hier nach Berthas Schicksal. Da erfuhr er denn, dass seine Bertha, nachdem sie sich jahrelang standhaft geweigert hatte, nun doch gezwungen worden sei, dem Ritter Eberhard von Assen die Hand zu reichen, dass morgen die Hochzeit mit großem Pomp gefeiert werden solle und dass schon heute die Festlichkeiten ihren Anfang nähmen. Totenbleich hörte Teutbold diese Kunde. Ein heißes Dankgebet sandte er zum Himmel, dass er nicht unwiderruflich zu spät gekommen war. Dann legte er festlichen Schmuck an und ritt hinauf zur Burg seines Pflegevaters.

Manches Auge blickte verwundert auf die hohe Gestalt, die in schimmernder silberner Rüstung mit geschlossenem Visier den Festsaal betrat.

Als Ritter Hug den Ankömmling entgegenschritt und ihn bat, seinen Namen zu nennen, damit er den Gast vielleicht als Freund noch herzlicher willkommen heißen könne, entgegnete ihm dieser: »Dass ich ebenbürtig bin, beweist Euch mein Schild, darum erlasst es mir, meinen Namen zu nennen, den Ihr doch in kürzester Zeit erfahren werdet! Gewährt mir gütig des ritterlichen Gastes Recht, eine Stunde in Eurem Saal zu verweilen.«

Ritter Hug grüßte den Fremden und ließ ihn gewähren. Bald betrat auch die Braut den Festraum. Bleich und trübe

schritt sie am Arm ihres Verlobten einher. Da erblickte sie Teutbold. Sofort erkannte sie ihn an der Binde, die ihre Hand einst selbst gestickt und ihm zum Abschied angelegt hatte. Leichenblass wurde sie vor freudigem Schreck und stützte sich schwer auf Eberhards Arm, kaum war sie fähig, sich aufrecht zu halten.

Eberhard aber bemerkte die plötzliche Erregung seiner Braut. Er sah ihr besorgt ins todbleiche Antlitz und fragte ängstlich, was ihr fehle.

Da trat Teutbold dicht an das junge Paar heran, wandte sich zu Eberhard von Assen und sprach: »Was Eurer Braut fehlt, fragt Ihr? Nun, ich denke, die Frage wäre leicht zu beantworten: Der rechte Bräutigam ist es, der ihr fehlt, denn sie schaut nicht drein wie eine Braut, die freiwillig und glücklichen Herzens zum Altar tritt.«

Zornbebend blickte der Ritter von Assen auf den kühnen Sprecher und rief: »Was wagt Ihr? Was wollt Ihr davon wissen? Was drängt Ihr Euch in anderer Sache? Oder ist auch die kindische Mär von der Jugendliebe zu Euch gedrungen? So will ich es Euch sagen, dass meine Bertha mir gern und willig folgt, denn der, dem sie einst in unreifer Neigung zugetan war und dem sie Treue geschworen hatte, ist längst von den Sarazenen getötet worden!«

»Das lügst du«, schrie Teutbold dem Erschreckten entgegen und öffnete sein Visier. »Gedenkst du noch des Fehdehandschuhs, den ich dir vor Jahren hingeschleudert habe? Jetzt verlange ich Genugtuung! Bestimme Ort und Stunde!« Mit diesen Worten verließ er den Saal.

Erstaunt blickten die Gäste dem Hinausschreitenden nach, denn keiner wusste von dem, was sich vor Teutbolds Fortgang im Schloss ereignet hatte, doch an den zornfun-

kelnden Augen von Berthas Vater und Bräutigam merkten sie wohl, dass dieser Vorfall von schlimmer Bedeutung sei.

Im Vorsaal hatte Teutbold seinem dort harrenden Knapen die Rüstung übergeben und stattdessen ein kostbares Wams angelegt. Darauf kehrte er in den Festsaal zurück.

Als bald trat ihm Ritter Hug mit den Worten entgegen: »Jeder Edle, wer er auch sei, findet in meiner Burg gastliche Aufnahme, und so wird auch Euch dieser Vorzug zuteil. Allein Ihr habt die Festfreude gestört, habt Zank und Streit in diese friedlichen Räume gebracht. Drum ersuche ich Euch, sobald die Stunde des Gastrechts verronnen ist, diesen Ort zu verlassen.«

»Seid unbesorgt, dass ich noch länger dort Gastfreundschaft beanspruchen werde, wo man mir das Teuerste rauben will«, entgegnete finster Teutbold. »Eine Stunde nur, wie es die Rittersitte gestattet, bleibe ich in den Mauern dieser Burg.« Mit edlem Anstand schritt er an dem Wirt vorbei und mischte sich unter die übrigen Gäste.

Als sich aber die Erregung der Versammelten etwas gelegt hatte und man plaudernd daherschritt, gelang es Teutbold, in Berthas Nähe zu kommen. Sofort verließ sie den Bräutigam, winkte ihm gebieterisch, zurückzubleiben und trat mit Teutbold zur Seite. Da hörte er aus dem Mund der Geliebten, dass sie seiner treu geharrt, dass man nur dadurch ihren Widerstand gebrochen und sie nur deshalb in den verhassten Bund mit Eberhard gewilligt habe, weil ihr des Geliebten Tod als sicher gemeldet worden. Nun aber, da sie wisse, dass Teutbold lebe, solle keine Macht der Erde sie zwingen, ihm die Treue zu brechen. Gleich, wenn die Gäste sich entfernt hätten, wolle sie dem Vater und dem Ritter von Assen ihren Entschluss mitteilen. Überglücklich

eilte Teutbold nach Ablauf der festgesetzten Stunde fort. Alles jubelte in ihm, sollte doch für sein treues Ausharren, für seine Mühen ihm endlich der Preis werden. Als er bei der Liebfrauenkirche in Halberstadt vorbeiging, da sah er im hellen Mondstrahl die Mutter Gottes über der Eingangstür liebevoll und milde auf ihn herabblicken. Es trieb den Glücklichen, ein heißes Dankgebet zu ihr hinauf zu senden. Alles um sich her vergessend, kniete er nieder und betete inbrünstig.

Da plötzlich schlugen Schritte an das Ohr des in Andacht Versunkenen. Er wandte sich um, den Grund derselben zu erspähen, doch mit einem Aufschrei sank er nieder, denn ein Schwert hatte seine Brust durchbohrt. Wie der Verwundete stöhnend zusammenbrach, erkannte er, noch ehe der Tod sein Auge umnachtete, in dem Mörder seinen Feind Eberhard von Assen.

»Mörder!«, hauchte der Sterbende mit schwacher Stimme, »den ehrlichen Zweikampf meidest du, um mich hier hinterlistig zu töten. Wisse denn, nie wird Bertha dein Weib!« Dann sank er zurück. Ein Röcheln des Sterbenden und der treue Teutbold hatte ausgelitten.

Eberhard hatte sich indessen schnell auf die Burg zurückbegeben, damit sein Ausbleiben nicht auffalle und das Fest heiter beschlossen werde. War doch nun der lästige Nebenbuhler auf ewig beseitigt. Grund genug für ihn, um heiter zu sein.

Aber erschreckt wichen die Gäste vor ihm zurück, als der Mörder mit blutbeflecktem Schwert und Gewand eintrat.

»Elender!«, schrie Bertha bei seinem Anblick auf, »du hast mir den Geliebten erschlagen!«

Mit höhnischem, wutentstelltem Antlitz rief Eberhard:

»Du hast es geraten, Liebchen, und nun bist du ganz mein, und keiner soll dich mir entreißen!«

Mit einem durchdringenden Schrei sank Bertha zu Boden. Starr und regungslos wurde ihr Körper. Alle Bemühungen der Gäste, sie ins Leben zurückzurufen, blieben fruchtlos. Schreck und Entsetzen hatten sie getötet.

Erst jetzt schien dem Mörder das Bewusstsein seiner schrecklichen Tat zu kommen. Furchtbar tobte sein Schmerz über Berthas Tod, denn er hatte sie in seiner Weise geliebt. Rasende Eifersucht hatte ihn zu der Schandtat geführt. Wie wahnsinnig rannte er zurück zu Teutbolds Leiche. Von namenloser Verzweiflung erfasst, stieß er sich das Schwert ins Herz, das noch vom Blut seines Feindes gerötet war.

Am nächsten Morgen, als die Chorherren zur Messe gingen, fanden sie die Leichen und erfuhren bald, was diese schaurige Tat herbeigeführt hatte.

Da zog der Mönch Hugbert von Treseburg das Schwert aus der Brust des Entlebten und sprach: »Hier hoch an der Kirsche hänge fortan dies Schwert und komme nicht eher zur Ruhe, bis die Seele Eberhards Erlösung gefunden hat. Regen und Tau mögen die Stelle nicht feuchten, wo das Blut des Schuldigen geflossen ist, damit die Nachwelt es als Warnungszeichen schaue jahrhundertlang.«

Der tief bekümmerte Vater Eberhards bat um die Erlaubnis, seinen Sohn, obwohl er Mörder und Selbstmörder war, dennoch in die geweihte Erde der Familiengruft bestatten zu dürfen. Seine Bitte wurde erfüllt. Viele Messen ließ er für das Seelenheil des jungen Ritters lesen.

Teutbold und Bertha aber wurden in Ritter Hugs Familiengruft beigesetzt. Bald folgte der Vater, von Gewissensbis-

sen gefoltert, den vorangegangenen Kindern.

Das Schwert aber bewegt sich noch immer hin und her. Und am Gedächtnistag der Mordtat tropft Blut davon herab auf die wüste Stelle.

Das Weinfass auf Spiegelsberge

Heinrich Julius von Braunschweig, welcher gegen Ende des 16. Jahrhunderts Bischof von Halberstadt war, residierte mit Vorliebe auf dem reizend an der Bode gelegenen Schloss Groningen.

An einem schönen Sommerabend saß derselbe in Gesellschaft eines anderen Bischofs, der bei ihm zu Gast war, draußen vor seinem Schloss, erfreute sich an den interessanten Schilderungen, die der Fremde von seinen Reisen entwarf, und füllte von Zeit zu Zeit den Pokal seines Gastes mit köstlichem Rheinwein.

Jener ließ mit Kennermiene das edle Nass über die Lippen gleiten und sprach: »Ei fürwahr, Ihr bergt einen herrlichen Wein in Eurem Keller, auch scheint Euer Vorrat nicht gering zu sein, da Ihr so fleißig zum Trinken mahnt. Doch wisset, eines fehlt noch, um Eurem Weinkeller den rechten Glanz zu verleihen. Das ist ein Fass von solcher Größe, wie jüngst es der rheinische Kirschenfürst sich erbauen ließ.«

»Ja, ja, das war kein übler Gedanke. Aber bedenkt, welche Summe Geldes ein so großes Fass kosten würde, und wahrlich, meine Ausgaben belaufen sich schon so hoch, dass mir für derlei Lustbarkeit nichts übrig bleibt.«

»Weiß Gott, Ihr habt recht,« entgegnete der andere, »unserem rinnt das Geld nur so durch die Finger. Das

kommt aber daher, dass wir förmlich von Dieben und Betrügern umgeben sind. Keinem Diener ist zu trauen, aber die der geistlichen Herrn sind ohne Ausnahme Schurken. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, uns zu hintergehen und übers Ohr zu hauen.«

»Herr Bruder«, fiel Bischof Heinrich dem Sprecher schnell in die Rede, »ich meine, Ihr urteilt doch allzu schroff und tut den Leuten unrecht. Ich wenigstens kann mich nicht über meine Untergebenen beklagen, sie sind fast alle ehrlich und treu.«

Überlegen lächelnd erwiderte der fremde Bischof: »Bester Freund, dann habt Ihr eben nicht so reiche Erfahrungen gesammelt, wie ich, und so traut Ihr noch allen Menschen. Glaubt mir, in Eurer Umgebung ist ebenso wenig ein ehrlicher Diener zu finden, wie in der anderer geistlicher Herrn.«

»Ei seht, der kommt mir gerade wie gerufen«, unterbrach Bischof Heinrich seinen Gast, indessen er auf einen Schäfer zeigte, der mit der Herde des Weges kam. »Hört, allein auf die Treue dieses Burschen könnte ich Häuser bauen, der wäre nicht imstande, auch nur eine Lüge über die Lippen zu bringen.«

Der fremde Bischof entgegnete nichts, nur ein spöttisches Lächeln umzog seine Lippen. Neugierig musterte er den nähertretenden Schäfer, der mit höflichem Gruß vorbeischireiten wollte. Aber sein Herr rief ihn heran. Er fragte den Untergebenen nach diesem und jenem und erhielt auf alles eine klare und offene Antwort. Schließlich rief Bischof Heinrich noch einen prächtigen Widder aus der Herde zu sich, der auf den Ruf *Harm, Harm!* sofort herbeirannte und seinen Kopf schmeichelnd auf des Bischofs Knie legte, als

wisse er genau, dass dieser stets eine kleine Leckerei für seinen Liebling bereithielt. Auch der Gast bewunderte das schöne Tier. Bischof Heinrich erzählte ihm, dass er eine große Vorliebe für den Widder besäße, dass er demselben wie keinem anderen Tier zugetan sei und dass ihm ordentlich etwas fehle, wenn er Harm nicht täglich zu sehen bekomme.

Als der Schäfer fortgegangen war, fragte Bischof Heinrich: »Nun, was sagt Ihr, sieht dem nicht die Ehrlichkeit schon aus den Augen? Klingt nicht aus jedem seiner Worte lautere Wahrheit?«

»Hm, hm«, machte der andere, »so leicht lasse ich mich nicht überzeugen. Auf den äußeren Eindruck gebe ich wenig oder gar nichts. Wenn ich dem Schäfer wirklich trauen sollte, so müsste er erst eine Probe bestehen, an der seine Ehrlichkeit scheitern könnte. Ich will hoch und teuer wetten, dass er der Versuchung unterliegen würde.«

»Oho, mein Bester, nicht zu vorschnell mit dem Wetten, denn ich sage Euch: Mein Konrad besteht jede Probe!«, rief lachend Bischof Heinrich.

»Nun gut, ich behaupte ebenso bestimmt das Gegenteil«, entgegnete der Fremde. »Da ich begierig bin, zu wissen, wer von uns beiden das Rechte getroffen hat, will ich Euren guten Konrad eine Falle stellen. Wir wetten also betreffs seiner Ehrlichkeit. Der Preis soll sein geringer sein: Ein Weinfass, dem rheinischen gleich, spende ich Euch, wenn Ihr gewinnt, doch fällt der Gewinn an mich, so erhalte ich von Euch ein eben solches.«

»Bravo, da schlage ich ein«, gab Herzog Heinrich lachend von sich. »Ich freue mich schon im Voraus auf das Fass, das, wie ich sicher weiß, mir zufallen wird.«

»Lacht nur, lacht nur,« rief der fremde Bischof, »werden ja sehen, werden sehen.«

Die beiden Herrn redeten noch hin und her. Sie trennten sich erst zu später Stunde. Als der fremde Bischof sein Gemach betrat, rief er sofort seinen Diener herbei, einen schlauen, verschlagenen Burschen, auf den wohl die Beschuldigungen passen mochten, die sein Herr dem Wirte gegenüber vorgebracht hatte, der aber doch bei jedem schwierigen Vorfall zu Rate gezogen wurde, eben weil er so schlau und gerieben war.

Auch diesmal erzählte sein Herr ihm alles, was vorgefallen und geredet war und fragte, was wohl zu tun sei, um den Konrad zur Unehrllichkeit zu bewegen. Anfangs war der Diener mürrisch und antwortete kaum, denn der Schimpf, den sein Herr ihm angetan hatte, indem er alle Diener für Schurken erklärte, war zu groß, als dass er sich darüber nicht wenigstens hätte zornig stellen sollen. Doch ein blinkendes Goldstück ließ ihn die gekränkte Ehre vergessen. Als der Bischof versprach, ihm nach gelungenem Streich noch ein solches in die Hand zu drücken, bat der Diener, ihm die Sache ruhig zu überlassen. In kürzester Frist werde er alles zur Zufriedenheit seines Gebieters ausgeführt haben. Schon am nächsten Tag meldete er mit verschmitztem Lächeln dem Bischof, dass es ihm wohl gelingen werde, dem Schäfer eine sichere Falle zu stellen, sodass derselbe sie unmöglich umgehen könne. Nur müsse er noch eine gute Summe Geldes haben. Es habe nämlich Konrad eine Braut. Er könne sie jedoch nicht eher zu seiner Frau machen, bis er ein Häuschen zu kaufen imstande sei. Bei der Armut des Schäfers sei hieran vorerst gar nicht zu denken. Darauf baue er nun seinen Plan, der ihm sicher gelin-

gen werde.

Als der Diener die Summe erhalten hatte, ging er damit hinaus aufs Feld, wo Liese, die Braut des Schäfers, bei der Arbeit war.

Er begann mit derselben ein Gespräch und ließ wie von ungefähr das Geld durch die Finger gleiten.

Als er bemerkte, dass Liese liebäugelnd die blanken Geldstücke betrachtete, sprach er: »Ja, sieh, das wäre wohl gerade so viel, wie Ihr zum Ankauf eines Häuschens haben müsstet.«

Liese seufzte und meinte: »Ach ja, wer das hätte!«

»Nun, du kannst es haben, wenn du nur willst«, entgegnete der Diener.

»Ach geht, Ihr wollt mich foppen«, rief Liese, halb ärgerlich, halb neugierig den Burschen betrachtend.

»Nein, es ist kein Scherz, was ich sage, verstehe ich im vollen Ernst. Du sollst all dies schöne Geld haben, wenn du mir eine kleine Gefälligkeit erweist, nämlich den Widder Harm dafür von deinem Bräutigam erbittest und ihn mir schenkst.«

»Das kann ich freilich nicht«, sprach Liese enttäuscht, »denn Harm gehört nicht Konrad, sondern dem Bischof, und der hält große Stücke auf den Widder und würde ihn nie fortgeben.«

»Nun, der Bischof braucht auch nicht darum zu wissen. Konrad könnte ja nur sagen, Harm habe sich verlaufen. Dann kräht kein Hahn danach, und Ihr habt das Geld und könnt heiraten.«

Der schlaue Diener drang weiter auf sie ein. Er wusste mit seinen betörenden Worten das unschuldige Herz Lieses so zu umgarnen, es ihr so klar vor Augen zu führen, dass es

eigentlich gar kein Unrecht sei und dass jeder zuerst für sich selbst sorgen müsse, dass sie schließlich stracks zu ihrem Bräutigam lief und demselben ihr Anliegen vortrug.

Der aber ließ sich keineswegs so leicht bereden, als sie es sich wohl gedacht hatte. Er konnte es vielmehr gar nicht fassen, wie seine Braut eine so unehrliche Handlung von ihm fordern könne. Entschieden und fest schlug er Lieses Bitte ab und stellte ihr ernstlich vor, wie es doch ganz undenkbar sei, dass er das Gut seines Herrn angreifen solle.

Liese begann zu schmollen, dann wieder suchte sie durch freundliches Bitten und Zureden ihren Konrad zu bewegen und meinte, es passiere doch so oft, dass sich einmal ein Schaf in den Wald verirre, warum das nicht auch dem Harm, der noch dazu so unbändig sei, einmal passieren könne. Der Bischof würde seinem Schäfer sicher Glauben schenken und den Verlust des Widders bald verschmerzen.

Doch Konrads Antwort blieb dieselbe, ruhig und freundlich suchte er seine Braut davon zu überzeugen, dass ihre Bitte für ihn unerfüllbar sei.

Endlich riss Liese die Geduld. Sie hatte sich schon im Geist als Konrads Frau in dem hübschen neuen Häuschen schalten und walten sehen, und nun sollte das ganze Glück an der Hartnäckigkeit ihres Bräutigams scheitern. Es war empören! Da ihre Tränen nicht fruchteten, begann sie ernstlich zu zürnen, trocknete die Augen mit der Schürze und rief: »Nun gut, tue, wie du willst. Ich sehe aber daran, dass du mir nicht einmal diesen kleinen Dienst erweisen kannst, wie es mit deiner Liebe zu mir nicht weit her ist. Nur Lüge waren deine Worte, dass du für mich alles tun könntest.«

»Liese, liebste, beste Liese, wie kannst du nur so sprechen«, sprach traurig der Schäfer zu seiner Braut. »Du

weißt es doch gewiss, dass ich die Wahrheit gesagt habe und ich dir sonst jedes Opfer bringen könnte. Aber sieh, Liese, unehrlich darf ich darum doch nicht werden, denn einen Dieb könntest auch du nicht lieb haben.«

»Ach was, darum bist du doch noch kein Dieb!«, entgegnete heftig das Mädchen. »Du suchst nur nach leeren Ausflüchten, willst nur meinen Wunsch nicht erfüllen. Aber das sage ich dir jetzt«, rief sie, immer heftiger werdend, »mit unserer Brautschaft ist es aus. Ich habe nicht Lust, mich länger von dir an der Nase herumführen zu lassen; denn nun, da wir endlich heiraten könnten, da geht es nicht, weil du so dickköpfig bist und nicht einen kleinen Teil zu unserem Glück beitragen willst. Geh nur und suche dir eine andere, die sich jahrelang schöne Worte vorschwatzen lässt. Ich danke dafür. Mit uns beiden ist es jetzt vorbei!«

Hastig drehte Liese sich herum, ließ Konrad, der ihr treuherzig die Hand entgegenstreckte, unbeachtet stehen und schritt hinab von der Weide, um sich wieder auf dem nahe gelegenen Feld an die Arbeit zu begeben.

Verstört und trübe blickte der Schäfer dem davoneilenden Mädchen nach. War es denn möglich, seine Liese, die er so überaus lieb hatte, war von ihm gegangen, wollte ihn verlassen, und nur, weil er ehrlich bleiben und das Eigentum seines Herrn nicht antasten wollte! Da er doch ihre Bitte nicht erfüllen konnte, würde sie am Ende auch niemals zu ihm zurückkehren!

Der arme Konrad warf sich ins Gras, weinte und schluchzte wie ein Kind und konnte sich über Lieses Verlust gar nicht trösten. Er hatte sie so lieb, dass er nicht mehr leben mochte ohne die Braut, die ja sonst so gut und brav

war und nur jetzt sich von einem schlechten Menschen hatte verführen lassen.

Nein, er hielt es nicht länger aus, er musste Liese sehen und wieder ein freundliches Wort von ihr hören. Ehe Konrad es selbst wusste, hatte er sich erhoben und schritt mit Harm zu seiner Braut hinab. Zwar war ein schwerer Kampf in der Brust des ehrlichen Menschen entbrannt, aber die Liebe zu seiner Liese hatte gesiegt.

Liese sah wohl, wie Konrad mit dem Widder des Weges kam, aber sie steckte den Kopf ganz tief in das Erbsengebüsch, an welchem sie beschäftigt war, die Schoten zu pflücken, damit er ihr Gesicht nicht gleich sehen sollte, denn das strahlte vor Glück über den errungenen Sieg.

»Hier, Liese«, rief der Schäfer, seine Braut auf die Schulter klopfend, »hier hast du Harm und nun sei wieder gut.«

Liese drehte sich schnell herum, umarmte ihren Konrad stürmisch, ihm herzlich für seine Güte dankend und ihn wegen seiner Klugheit belobend. Doch der Schäfer, den sonst jedes freundliche Wort, welches von Lieses Lippen kam, ganz glücklich machte, sah trotz aller Liebkosungen gar nicht heiter aus. Als sie ihn bat, sich ein Weilchen zu ihr zu setzen, damit sie von der Zukunft und dem neuen Häuschen plaudern könnten, meinte Konrad still und ernst, dazu habe er keine Zeit, denn der Spitz bewache allein des Bischofs Herde, und er möchte um keinen Preis, dass noch mehr Schafe abhandenkämen. Der Verlust des Widders sei gerade schlimm genug.

Nach kurzem Gruß schritt Konrad zurück zur Weide, indessen Liese schleunigst dem Diener des fremden Bischofs den Harm überbrachte und den klingenden Lohn dafür in Empfang nahm.

Ja, die Liese war wieder gut und war weit freundlicher als sonst zu Konrad gewesen. Und doch ging dieser so trübe einher, als wäre ihm sein Liebstes gestorben. Bei seiner Rückkehr sprang der Schäferhund wedelnd an ihm empor, als wolle er erzählen, wie gut er die Herde seines Herrn behütet habe. Dann aber schnüffelte das gute Tier an dem Schäfer herum und sah ihn so seltsam an, gleichsam als wolle es sagen: »Wo ist denn unser Freund, unser braver Harm?« Dieses Gebaren des Hundes brachte den Schäfer vollends außer Fassung. »Du bist nur ein Tier«, rief er und streichelte weinend den Spitz, »und du bist deinem Herrn treu ergeben, und ich, ein Mensch, bin ein solcher Schurke und konnte so treulos handeln, ließ mich durch Weibertränen zur Sünde verlocken!«

Schon warfen die Berge lange Schatten auf die Weide, die Stunde des Aufbruchs nahte heran. Dem gequälten Konrad aber wurde es immer zaghafter ums Herz. Was sollte er dem Bischof auf seine Frage nach Harm antworten? Sollte er wirklich sagen, der Widder habe sich verlaufen oder er sei von der Höhe herabgestürzt und gestorben? Ja, was das Beste war, er wusste es nicht, ihm waren beide Ausflüchte gleich verwerflich.

»Nein und nochmals nein«, rief Konrad plötzlich so überlaut, dass der Spitz erschrocken auffuhr. »Ich kann und mag nicht lügen. Mag kommen, was da will, ich spreche die Wahrheit.«

Beruhigter, wenn auch vom Bewusstsein seiner Schuld schwer bedrückt, zog der Schäfer mit seiner Herde heim.

Vor dem Schloss saßen wiederum die beiden geistlichen Herrn. Innerlich frohlockte der fremde Bischof, als er Konrad so trübe daherschleichen sah. Er freute sich über seine

Wette, die er schon so gut wie für gewonnen hielt.

»Grüß Gott, Herr Bischof«, rief Konrad und erhielt freundlichen Dank. Dann aber kam der gefürchtete Augenblick, denn mit lauter Stimme rief sein Herr den Widder heran.

»Aha«, jubelte heimlich der Fremde, »nun kommt die Lüge und ich erhalte mein Fass.«

»Wo ist denn der Harm?«, fragte erstaunt Bischof Heinrich, als der Widder seinem Rufe nicht Folge leistete.

Da trat Konrad heran, drehte die Mütze krampfhaft in den Händen, sah bekümmert auf seinen Gebieter und sprach: »Herr, vergeb mir, ich habe den Harm verkauft.«

»Was hast du? Meinen Widder hast du verkauft? Bist du von Sinnen, Bursche? Wie konntest du das wagen?«, schrie Bischof Heinrich den zerknirschten Schäfer an.

»O Herr, ich weiß, es war sehr schlecht von mir, und straft mich nur so schwer Ihr wollt. Ich fühle, dass ich es verdient habe. Aber seht, ich habe meine Braut – Ihr kennt sie ja – so lieb, dass ich nicht von ihr lassen kann.«

»Ach was«, unterbrach ihn ungeduldig der Bischof, »das hat doch nichts mit meinem Widder zu tun.«

»Doch, Herr! Ein böser Schelm hat meine Liese verführt, sie solle von mir den Harm verlangen und hat ihr dafür so viel Geld gegeben, wie wir zum Heiraten brauchen.«

Dann erzählte Konrad dem begierig aufhorchenden Bischof ausführlich die ganze Geschichte.

Zwar fand derselbe nun die Handlungsweise seines Schäfers ein wenig entschuldbarer, aber der Verlust seines Lieblings wurmte ihn doch gar sehr.

Der fremde Bischof hatte erstaunt die Worte des ehrlichen Burschen vernommen. Eine solche Wahrheitsliebe hätte er

nimmer erwartet und am wenigsten in diesem Fall. Zwar ärgerten ihn die enormen Kosten, die für das große Fass herausgegeben werden mussten, aber dennoch war es ihm ein wohliges Gefühl, dass er sich in seiner Behauptung getäuscht hatte. Durch diese verlorene Wette hatte er den Glauben an die Ehrlichkeit der dienenden Klasse wiedererlangt. So legte er die Hand auf die Schulter des zürnenden Bischofs und rief lachend: »Ich wünsche Euch Glück zum großen Weinfass und beuge mich hinfort Eurer Ansicht, denn Ihr habt gesiegt.«

Nun erst wurde dem Bischof Heinrich die Sache klar, also das war der Grund, warum sein sonst so gewissenhafter Konrad sich an dem Eigentum seines Herrn vergreifen konnte. Sofort hellte sich sein Antlitz auf, wusste er doch auch, dass sein Harm ihm nicht verloren war und sich in guter Obhut befand.

»Konrad, Konrad«, rief er, mit dem Finger drohend, »du hast einen bösen Streich gemacht, aber deine Ehrlichkeit hast du dir trotzdem bewahrt. Bleibe so und lass nie eine Lüge über deine Lippen kommen. Die kleine Schlange aber, deine Liese, die muss bestraft werden. Ich denke, die ärgste Strafe wäre, wenn man ihr einen Herrn und Meister gäbe, der mit eiserner Strenge über sie wache, nur der bösen Eva Wahrheit und Ehrlichkeit tief ins Herz zu prägen. Weil du nun so wahr und treu bist, gedenke ich dich mit diesem hohen Amt zu betrauen, das du in nächster Zeit schon antreten magst. Vorher aber müsst ihr wohl Mann und Frau werden, damit die kleine Eva nicht mehr ihrem Gebieter entlaufen kann. Das Haus, das ihr wünschtet, gebe ich Euch. Eure Hochzeit wollen wir dann heiter und vergnügt im Schloss feiern.«

Konrad wurde rot vor Freude. An Strafe hatte er gedacht und nun machte sein Herr ihn zum Glücklichsten der Menschen. Das verwirrte ihn so, dass er kaum seinen innigen Dank stammeln konnte.

Um das Maß der Freude voll zu machen, erhob sich der fremde Bischof, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: »Auch ich will einen Teil zu deinem Glück beitragen. Das Geld für den Widder, welcher schon heute wieder unter deiner Herde sein wird, mögt ihr behalten und zu eurer Aussteuer benutzen.«

Konrad wusste gar nicht, wie ihm geschah, denn was der Grund zu all diesem war, davon hatte er ja keine Ahnung. Er musste sich erst in seinem Glück fassen. Dann aber dankte er den beiden geistlichen Herrn aufs Innigste und eilte mit seiner Herde fort.

Noch nie wurden die Schafe so schnell unter Dach und Fach gebracht, denn der Schäfer konnte die Zeit nicht erwarten, wo er seiner Braut das unerwartete Glück verkünden konnte. Wie Konrad bat, seine Liese möge nun auch dem gütigen Bischof danken, da weigerte sich diese erst, denn sie fürchtete noch eine tüchtige Strafpredigt für ihre Verführung zu bekommen. Endlich aber entschloss sie sich dazu und ging klopfenden Herzens den sauren Weg. Doch sie kam leichteren Kaufs davon, als sie gefürchtet hatte, denn Bischof Heinrich klopfte ihr freundlich die Wangen und sprach: »Füge dich nur in allen Stücken dem Willen deines Konrad, denn der ist brav und gut, und vor allem lerne von ihm das Sprichwort, dass ehrlich am längsten währt. Dann wird es stets gut um euch bestellt sein.«

Herzog Heinrich Julius erhielt wirklich um das Jahr 1594 das Fass, welches einhundertfünfzig Fuder Wein fassen

konnte, sechzehn Fuß hoch und dreißig Fuß lang war. Anfangs lag es in Groningen, später aber, im Jahre 1780, erhielt es der Domdechant Spiegel als Geschenk von König Friedrich II. Er ließ es nach Halberstadt bringen, wo ein eigens für dasselbe erbautes Schlösschen auf Spiegelsberge es aufnahm.

Auch heute wandert noch jeder Besucher Halberstadts hinauf zum anmutigen Hügel, staunt das riesige Fass an und erfreut sich der herrlichen Aussicht, die man von dort aus genießt. Schattige Laubgänge führen zur Ruhestätte des Domdechanten von Spiegel, der hier inmitten der von ihm geschaffenen Anlagen ruht.

Die Daneilshöhle

Es kam einmal, dass der alte steinerne Roland auf dem Markt zu Halberstadt ein Beichtvater wurde, und zwar der Beichtvater eines armen geängstigten Weibes, welches dadurch aus seinem Unglück gerettet wurde.

Die Sache aber verhielt sich so: Nördlich von der Stadt, etwa eine Meile Weges, breitet sich ein dunkler, bewaldeter Höhenzug aus. Von seinem Gipfel grüßen die Türme eines alten Klosters den Wanderer, der aus den Toren tritt und durch die sonnige, lachende Ebene gegen die blauen Berge pilgert, wo bald kühler Buchenschatten den Müden aufnimmt. Gar viel hat der Wald da geschaut in alter, wildbewegter Zeit. Ritter und fromme Mönche, Wegelagerer und allerlei verlorenes Volk haben hier gehaust. Dröhnende Schwerthiebe tapferer Krieger mischten sich mit Orgeltönen, Kampfrufe und Schelmenlieder mit dem frommen

Ave der Mönche.

Was könnten die Bäume alles erzählen, deren liebliches Rauschen so wohltuend uns umfängt! Selbst auf den großen Schwedenkönig haben sie einst herabgeschaut und haben ihm Schatten gespendet auf beschwerlichem Marsche, als den Helden sein Siegeszug durch ihr Revier führte. Von dieser Rast meldet noch ein Denkstein im Wald, der unter drei mächtigen Buchen liegt und folgende Inschrift trägt:

*Mit Ehrfurcht Wand' rer zieh den Hut
Denn unterm Dome dieser Buchen
Hat Schatten, so wie du zu suchen,
Held Gustav Adolf einst geruht.*

Am nördlichen Abhang des Berges nun, auf welchem sich das Kloster erhebt, findet man eine künstlich ausgehauene Felsenhöhle, welche in zwei Räume geteilt ist. Von diesen diente der eine wohl als Wohnung, der andere aber als Pferdestall, wie die noch vorhandene steinerne Krippe beweist, welche in den Felsen gehauen ist.

Hier lebte einst ein Räuber, Daneil geheißen, ein grimmi-ger Geselle, der die ganze Umgegend in Angst und Schrecken versetzte und der durch seine Schlaueit sich jeder Entdeckung zu entziehen wusste. Keiner hatte eine Ahnung, wo sich sein Schlupfwinkel befand. Wohlweislich verschonte er die nächste Nachbarschaft mit seinen Überfällen und Raubzügen. Zudem war er so vorsichtig, seinem Pferd die Hufeisen verkehrt aufzuschlagen, damit dessen Spuren nicht zu Verrätern werden könnten, ja, unmittelbar vor der Höhle verdeckte sogar weiches Rasenland jegliche Spuren.

Diesen Schlupfwinkel hatte er seinem Bruder zu verdanken, der ihn einst entdeckte, und, da er ein sehr geschickter Schlosser war, mit schweren Türen sowie sicheren Riegeln und Schlössern versah. Hoch erfreut war Daneil über die Art und Weise, wie der kluge Bruder die Höhle gegen

jeden Eindringling gesichert hatte; aber anstatt ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen, ermordete der Unmensch den eigenen Bruder, nur damit kein lebendes Wesen von seinem Raubnest eine Ahnung habe.

Spät am Abend, wenn es dunkelte, zog er hinaus und vor Tagesanbruch kehrte er schon heim. Kein Mensch in dieser Gegend sollte ihn erblicken. Er selbst aber sah jeden, der sich seiner Höhle näherte, denn verborgene Drähte, welche im Inneren mit kleinen Glocken in Verbindung standen, hatte er mit großer Schlaueit rings um seine Behausung gelegt. So wie ein Fuß diese Drähte berührte, gaben ihm die Glöckchen ein Zeichen. Eines Morgens hatte er sich eben zum Schlafen hingestreckt, denn der weite Ritt der vergangenen Nacht hatte ihn sehr ermüdet, als der Ton einer Glocke ihn störte. Schnell sprang er auf, um zu sehen, ob ihm Gefahr drohe, als er zu seinem größten Erstaunen ein anmutiges Mädchen gewahrte, welches emsig beschäftigt war, Haselnüsse zu pflücken.

Leise schlüpfte Daneil aus der Höhle. Unbemerkt gelangte er in die Nähe der Ärmsten, die keine Ahnung von der Gegenwart des Räubers hatte und unbekümmert weiter schritt. Rücklings überfiel er das erschreckte Mädchen und trug es mit seinen starken Armen in die Höhle. Kein Flehen, kein Bitten erlöste die Maid aus der Gefangenschaft. Die Klagen, dass ihre armen Eltern vor Gram umkommen würden, wenn ihr einziges Kind, die Stütze ihrer alten Tage, ih-

nen genommen würde, fand kein Gehör bei dem Bösewicht.

Das trostlose Hannchen musste bei ihm bleiben. Schon lange hatte der Wilde sich nach einer Frau gesehnt, die ihm das Essen kochen und seinen Schlupfwinkel behaglicher gestalten sollte. Auch fühlte er oft an den langen Tagen, die er einsam in der Höhle verbringen musste, die drückendste Langeweile. So war er glücklich über seinen Fang, den keine Macht der Erde ihm hätte entreißen mögen. Hannchen wurde also die Frau des Räubers. Er zwang sie, ihm heilige Schwüre zu leisten, dass sie ihn nie verlassen noch irgendwelchem lebenden Wesen verraten werde. Der Schwur des armen Weibes beruhigte Daneil vollkommen, denn er hatte bald erkannt, wie gottesfürchtig und fromm sie war und dass sie nie eine so schwere Sünde wie den Bruch solch eines feierlichen Gelöbnisses begehen werde.

Das gefangene Hannchen aber war sehr unglücklich, dass es so allein bleiben musste bei dem, der ihr in tiefster Seele verhasst war. Schenkte der liebe Gott ihr zum Trost ein Kindlein, so tötete der Unmensch es sofort, damit das Geschrei desselben ihn nicht verraten könnte.

Sechs Jahre hatte Hannchen schon in der Höhle zugebracht. Alle Bitten, ihr doch zu gestatten, nur noch einmal wieder durch den schönen Wald zu wandern, waren ihr stets entschieden abgeschlagen worden. Aber immer inniger bat und flehte sie, sodass selbst das kalte Herz ihres grausamen Gatten eine menschliche Regung empfand. Daneil erlaubte ihr endlich, bis nach Halberstadt zu gehen. Doch musste sie zuvor noch einmal ihre Schwüre wiederholen und ihm geloben, dass sie sofort nach Sonnenaufgang zurückkehren werde. So schritt sie hinaus in die Däm-

merung eines herrlichen Sommermorgens. Die Schleier der Nacht lagen noch leicht auf Wald und Feld. Kein Laut, nicht einmal der Gesang der gefiederten Bewohner des Waldes, unterbrach die Stille. Aber mächtig wirkte die Freiheit auf Hannchens Gemüt, entsetzlich bang wurde ihr bei dem Gedanken, in einigen Stunden in ihr finsternes Gefängnis heimkehren zu müssen. Wie gebannt blickte sie auf das sich über ihr erhebende Kloster. O, könnten sich die Pforten des heiligen Hauses nicht öffnen und ein Mönch ihr entgegenkommen, der sie ihres Schwures entbände? Doch vergeblich war ihre Sehnsucht, ihr Hoffen. Nichts rührte sich, alles lag noch im festen Schlummer. Da eilte die arme Gequälte hastigen Schrittes weiter. Sie wollte die Vaterstadt wiedersehen und durfte sich nicht verspäten. Aber immer wieder hielt sie inne. Das über sie verhängte Leid schien ihr zu schwer. Sie fühlte sich frei und doch hielt der Schwur sie wie mit eisernen Ketten gefesselt. Es war ein entsetzliches Schicksal.

Nun trat die Sonne aus dem Nebel hervor. Wie berauscht blickte Hannchen auf die wunderschöne Landschaft, auf die Blumen und Sträucher, auf denen der Tau wie Edelsteine flimmerte. Entzückt lauschte sie dem Vogelgesang und eine unendliche Sehnsucht nach der Heimat ergriff sie.

So erreichte sie Halberstadt, wo noch kein menschliches Wesen die Ruhe des frühen Morgens unterbrach. Träumend von vergangenen Zeiten durchschritt die arme Frau langsam die stillen Straßen. Schon wollte sie heimkehren und schritt eben über den Marktplatz, als vor ihren Augen plötzlich der mächtige Roland stand, das Schwert hoch erhoben, mit drohenden Blicken auf sie niederstarrend. Entsetzt schaute die Unglückliche auf den steinernen Riesen,

vor dem schon manche verborgene Sünde ans Tageslicht gekommen war. Es zwang sie wie mit eiserner Gewalt, sich vor demselben niederzuwerfen und um Rettung zu flehen. Ihr Herz war zu voll von erduldetem Leid. Sie musste es erleichtern. Der Roland war ja kein lebendes Wesen, ihm durfte sie beichten. Alles Schreckliche, das sie in den sechs Jahren ihrer Gefangenschaft erduldet hatte, teilte sie dem stummen Beichtiger mit. In der Aufregung sprach sie lauter und lauter.

Ein Diener des Gerichts aber, der schon am frühen Morgen der Pflicht seines Amtes nachgehen musste, kam des Weges und sah vor dem Roland das kniende Weib. Erst-aunt blieb er stehen, denn der Anblick dünkte ihm gar zu wunderbar. Er konnte nicht begreifen, was eine Frau von dem steinernen Gesellen erbitten konnte. Leise schlich er daher näher, um die Kniende nicht zu stören. Aber sein Staunen steigerte sich noch, als er hörte, dass sie eine förmliche Beichte ablegte. Immer lauter klangen die Worte der Frau zu seinen Ohren. Als er sie endlich von Totschlag und Mord sprechen hörte, da wurde es ihm klar, dass die Aussagen dieser Beichtenden zur Entdeckung eines schrecklichen Geheimnisses führen müssten.

Er fasste sie am Arm, dass sie erschreckt auffuhr. Sie glaubte, es sei ihr Gatte, der sie verfolgt habe, aber noch größer wurde ihr Schreck, als sie einen fremdem Mann vor sich sah, der ihr befahl, ihm zu folgen. Ohne Widerstreben ging die zitternde Fran mit dem Diener der Gerechtigkeit, der sie vor den Schöffen führte. Dieser bot alle Beredungskunst auf, das Geheimnis aus dem jungen Weib herauszulocken; aber umsonst. Sie bestand darauf, dass es ihr unmöglich sei, den geleisteten Schwur zu brechen. Da wurde

ein Priester geholt. Erst nachdem dieser sie ihres Schwures entbunden hatte, offenbarte die Unglückliche dem Schöffn ihr schreckliches Leid.

Wie froh war man, endlich des gefürchteten Daneil habhaft zu werden. Hannchen musste versprechen, bei dem Einfangen des Schlaun behilflich zu sein. Um nicht den Argwohn des Räubers zu wecken, kehrte seine Frau zu ihm zurück, unterwegs Erbsen streuend, damit die später folgenden Stadtknechte den Weg zur Höhle finden und sich in der Umgebung verbergen könnten.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, hörten die Lauschenden auch bald das verabredete Zeichen. Als sie durch die Zweige blickten, bemerkten sie Hannchen, die, von dem Räuber gefolgt, aus der Höhle trat. Als dann sein Weib sich auf den Rasen gesetzt hatte, legte der große Daneil sich ebenfalls nieder, indem er seinen Kopf in Hannchens Schoß bettete. Jedem Späherauge war er an diesem Ort durch dichtes Gestrüpp verborgen, weshalb er gern an schönen Tagen hier seine Mittagsruhe hielt. Sobald er eingeschlafen war, gab seine Frau den Knechten abermals ein Zeichen. Geräuschlos schlichen sie näher. Das böse Gewissen aber, welches Daneil um jeden festen Schlaf brachte, ließ ihn auch nun sofort auffahren, als er das Knistern und Rauschen der Sträucher vernahm.

Schnell sprang er vom Boden empor. Sofort die Gefahr, die ihn bedrohte, erkennend, stürzte er seiner Höhle zu und versuchte, sein Weib mit sich zu ziehen. Dieser aber gab die Hoffnung auf baldige Erlösung aus den Händen des Grausamen übermenschliche Kräfte. Sie wehrte sich mit solcher Macht, dass Daneil sein Vorhaben aufgeben und allein den Rückzug antreten musste.

Wütend, dass Hannchen seiner Rache entgangen war, schloss er mit furchtbarem Gerassel seine Behausung und verrammelte sie dermaßen, dass an ein Eindringen nicht zu denken war. Einer der Hauptleute meinte, man solle den Räuber aushungern, doch erfuhr er bald von Hannchen, dass ein solches Vorhaben sehr langwierig werden müsse, da die Höhle für lange Zeit Speise und Trank berge.

Sinnend blickten die Hauptleute und Stadtknechte einander an, jeder suchte sich durch Erfindung eines guten Eroberungsplanes hervorzutun. Aber alle die vorgebrachten Gedanken waren unausführbar, vielmehr erhob sich bald unter den Beratenden ein heftiges Wortgefecht.

Daneil, der Zeuge der Verhandlungen war, freute sich hämisch über den Streit und hoffte, dass derselbe bis zum Anbruch der Nacht währen würde. Wenn sich dann die Mehrzahl der Gesellen zurückgezogen hätte, wollte er heimlich entwischen oder falls ihm dies nicht gelänge, sich mit seinen kampfgeübten Fäusten durchschlagen, um sich in anderer, entfernterer Gegend zu verbergen.

Wirklich brach die Nacht herein, ohne dass es den Hauptleuten gelungen wäre, einig zu werden. Mehrere derselben zogen sich zurück. Triumphierend bemerkte Daneil, dass es kam, wie er es gewünscht hatte. Aber trotz der guten Aussichten, die sich ihm für seine Flucht boten, sollte dennoch sein Vorhaben vereitelt werden.

In der Stadt sowie in den umliegenden Dörfern hatte sich die Kunde von der Entdeckung der Räuberhöhle schnell verbreitet. Die Angst vor dem großen Daneil war so übertrieben, dass man nun auf das Gerücht hin, dass der Gefürchtete gefangen sei, in lauten Jubel ausbrach.

Jung und Alt strömte denn hinaus zum Hag, um sich

selbst von dem Geschehenen zu überzeugen und schadenfroh den Räuber gefesselt zu sehen, der ihnen schon so viel Leid zugefügt hatte. Ärgerlich bemerkte Daneil diesen Andrang der Menge, die ihm für diese Nacht das Entwischen unmöglich machte, aber er tröstete sich damit, dass die Aufregung und Neugier des Volkes bald verbraucht sein werde. Bis dahin wollte er geduldig warten. Ihm selbst war ja nicht beizukommen. Weshalb sollte er sich also um diesen kleinen Zeitverlust grämen? Mit großem Behagen verpeiste er sein Abendessen und legte sich dann, nicht gerade viel beunruhigter als gewöhnlich, aufs Ohr, innerlich lachend über die ohnmächtige Wut der lärmenden Menge.

Da machte einer der Hauptleute den Vorschlag, man solle Wasser in die Höhle gießen, um den schlaunen Patron zu ertränken. Beifällig wurde dieser Plan aufgenommen. Unzählige Hände rührten sich, um denselben auszuführen, nachdem zuvor eine Öffnung in den Felsen der Decke gebohrt worden war. Doch bald sahen die Arbeitenden das Nutzlose ihrer Bemühungen, denn durch alle Ritzen und Spalten rann die hineingegossene Flüssigkeit wieder fort. Im Grunde schien aber der Gedanke, den Riesen zu ertränken, den Leuten doch so einleuchtend und für ihr eigenes Leben so gefahrlos, dass sie immer wieder nachdachten, wie es wohl ins Werk zu setzen und es zu erreichen sei, dass das Wasser in der Höhle blieb. Schließlich kamen sie auf den Gedanken, dass ein Gemisch von Wasser und Erde den gewünschten Erfolg haben müsse. Um die Wirkung des Schlammes zu erhöhen, wurde aus dem Kloster ein großer Braukessel geholt, ein Feuer vor der Höhle angefacht und mit dem Sieden des Schlammes begonnen. War er kochend, so wurde er sofort in die Öffnung gegossen. Die grausige

Arbeit erwies sich bald als erfolgreich. Das Toben des Räubers, welches anfangs zu den Ohren der Horchenden drang, verstummte. Nun wagte man den Eingang zu zer Sprengen und fand den gefürchteten Räuber tot vor der Tür liegen. Die gerechte, wenn auch grausame Strafe für seine vielen Verbrechen hatte ihn ereilt.

Hannchen aber kehrte zu ihren alten Eltern zurück, die das Glück, ihre tot geglaubte Tochter wieder in ihrer Mitte zu sehen, kaum fassen konnten.

Die Zeiten und Menschen, welche diese Vorgänge erlebten, sind längst dahin, nur die Felsenhöhle im Wald und der Roland auf dem Markt erzählen noch von jenen Tagen.

Stift und Stadt Quedlinburg

Weit ins graue Altertum hinein verliert sich der Ursprung der Stadt Quedlinburg, denn schon zur Zeit der alten Sachsen stand an der gleichen Stelle ein Dorf, Quitlingen genannt, und die Sachsenherzöge pflegten hier mit Vorliebe des edlen Weidwerks.

Noch bevor Heinrich I., der Finkler, zum deutschen Kaiser gewählt worden war, sah er Quedlinburg als seinen liebsten Aufenthaltsort an, dem er auch als Kaiser Treue bewahrte. Hier soll ihm der Sage nach die Krone überbracht worden sein, als er auf dem Finkenherd mit Vogelfang beschäftigt war.

Mancher feste Platz musste am Ostrand des Gebirges zum Schutz gegen die andringenden Feinde des Reiches errichtet werden. So erbaute Heinrich auch auf dem Hügel ein sicherndes Kastell, welcher nun das Stiftsgebäude oder das

sogenannte Schloss trägt. Nach dem glücklichen Besiegen der Ungarn erschien es ihm und besonders seiner frommen Gemahlin Mathilde eine heilige Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, Klöster und Kirchen zu gründen und auszustatten. Es wurde denn auch auf der Burg zu Quedlinburg, welche zu Mathildens Witwengut gehörte, auf der Herrin Anregung der Bau eines Stiftes und einer Kirche begonnen. Heinrich starb 936 zu Memleben. Die Leiche aber wurde seinem Willen gemäß nach Quedlinburg gebracht. Als dann Mathilde 963 starb, wurde sie ihrem Gemahl zur Seite in der Stiftskirche vor dem Altar St. Petri beigesetzt.

Kloster Quedlinburg war ein Frauenstift und stand unter Äbtissinnen, die Sitz und Stimme unter den Reichsständen hatten.

Die erste nachweisbare Äbtissin war eine Tochter Kaiser Ottos des Großen und auch unter ihren Nachfolgerinnen entstammten viele königlichen Geschlechtern. Die letzte Äbtissin war Sophie Albertine, Tochter Königs Adolf Friedrich von Schweden, welche 1803, als das Stift aufgehoben wurde, nach Schweden zurückkehrte. Im Jahr 1815 kam das Stift endgültig an Preußen.

Unter der Regierung der Äbtissin Bertrade (1270 - 1308) entspannen sich Zwistigkeiten wegen der Belehnung mit der Schutzgerechtigkeit des Stiftes zwischen den Grafen Ulrich und Albert von Reinstein und dem Bischof von Halberstadt. Unter ihrer Nachfolgerin Jutta, Gräfin von Kranichfeld, kam es sogar zu offener Fehde.

Der Bischof von Halberstadt wusste die Bürger für sich zu gewinnen, und so verband sich Quedlinburg mit Halberstadt und Aschersleben zu gemeinsamer Verteidigung.

Darüber erbittert, besetzten die Grafen von Reinsten die

Höhen um Quedlinburg sowie das Kloster St. Wiperti und die Warte auf der Altenburg, nahmen Bürger gefangen, störten den Handel der Stadt und schädeten derselben, wo sie nur konnten. Im Jahr 1327 belieh zwar der Graf von Reinstein den Magistrat der Altstadt auch mit der Neustadt, aber die Bürger ließen sich nicht so leicht beruhigen. Sie waren durch das gewaltsame Verfahren der Grafen allzu sehr aufgebracht. Häufig machten sie Ausfälle gegen die Reinsteiner, welche meistens siegreich waren. Nun verbanden sich aber die Reinsteiner mit dem Grafen von Anhalt, Mansfeld und Hohenstein und bedrängten die Stadt nur umso mehr. Da beschloßen die Bürger, ein Letztes zu wagen, um sich von diesen Drangsalen zu befreien. Unterstützt von den Mannen des Bischofs brachen sie am 7. Juli 1336 aus der Altstadt hervor und schlugen die Reinsteiner nach einem verzweifelten Kampf. Graf Albert von Reinstein, der die Bürger besonders hart bedrängte, indem er die Neustadt besetzt hatte, wurde aus dieser verjagt. Als er sich zum Kloster St. Wiperti zurückziehen wollte, wurde er auf der Flucht am Hackelteich gefangen genommen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die dem Grafen gehörige Gersdorfer Burg von den Bürgern zerstört. Über ein Jahr hielt man ihn in einem käfigähnlichen Kasten. Die Hansestädte verlangten seine Hinrichtung und verurteilten ihn als einen Störer des Landfriedens. Der Kaiser aber bestätigte dieses Urteil.

Dennoch kam es nicht zur Ausführung, denn Graf Albert erlangte unter der Bedingung seine Begnadigung, dass er der Schutzgerechtigkeit entsagen, die Stadtmauern ausbessern und sieben Türme in derselben erbauen lassen wolle. Das hierüber ausgestellte Dokument enthält die Schluss-

worte *Gegeben to Quedlinburg vor der Stadt*. Nach diesem Wortlaut scheint es, als wäre der Graf schon auf den Richtplatz geführt, ehe er sich entschlossen hätte, auf diese Bedingungen einzugehen.

Von den Türmen, die er danach errichten ließ, sind noch vier vorhanden.

Der Kasten, worin Graf Albert gefangen saß, seine Streitaxt, Armbrust, Sporen und Feldflasche werden auf dem Rathaus zu Quedlinburg aufbewahrt. Das Schwert, welches sich früher ebenfalls dort befand, hat General Königsmarck mit fortgenommen, als er im Dreißigjährigen Krieg die Stadt sechs Stunden plündern ließ.

Außerdem befinden sich noch mehrere Kuriositäten auf dem Rathaus, so zum Beispiel ein gedörrtes Menschenhaupt und zwei rechte Hände, denen der Daumen fehlt. Es sollen Überreste von Leichnamen der gegen Kaiser Otto I. Verschworenen sein, welche im Jahr 924 hingerichtet wurden. Weiter finden wir dort höchst interessante alte Waffen, darunter eine Kanone von besonderer Konstruktion, Folterwerkzeuge, Urnen aus den alten Begräbnisplätzen der Sachsen, einen Kodex des Sachsenspiegels sowie eine kleine Gemäldegalerie fürstlicher und berühmter Persönlichkeiten.

Die schon erwähnte Stiftskirche, eine romanische Basilika, zeichnet sich noch heute durch ihre Größe und reiche Architektur aus. Neben der Sakristei befindet sich ein uraltes Gewölbe, die Zyther, welches wohl früher zur Aufbewahrung der Reliquien bestimmt war. Noch heute werden dort viele Kostbarkeiten und wertvolle Altertümer gezeigt, wie zum Beispiel der Wasserkrug von der Hochzeit zu Kanaan, der von Kaiser Ottos Gemahlin Theophania aus

dem Orient hierher gebracht sein soll, weiterhin ein Kamm aus Elfenbein, welcher der Bartkamm Heinrichs I. genannt wird, ein Bischofsstab, viele prächtige, mit Edelsteinen verzierte Reliquienkästen und kunstvolle, von verschiedenen Äbtissinnen und Klosterfrauen gearbeitete Teppiche. Weiterhin ist als Merkwürdigkeit in der Schlosskirche noch ein Gewölbe zu erwähnen, das sich unter einem Teil des Mittelschiffes hinzieht und die Fürstengruft genannt wird.

In diesem Gewölbe, welches die Kraft besitzen soll, die Körper unverwest zu erhalten, wurde die berühmte Pröpstin des Stiftes, Aurora von Königsmark, beigesetzt und noch vor wenigen Jahren deren mumienhaft eingetrocknete Leiche den Besuchern der Kirche gezeigt. Nun ist der Eingang vermauert und die hier beigesetzten Toten der Ruhe zurückgegeben.

Im Westen des Schlosses liegt gleich einer Vorstadt der mit vielen kleinen Häusern bebaute Münzberg. Ehemals stand hier ein Nonnenkloster, welches von der Äbtissin Mathilde 986 gestiftet wurde. Als der Bauernkrieg wütete, verließen die Nonnen das Kloster und nur wenige kehrten später zurück. Bei Einführung der Reformation aber zog es die Äbtissin Anna ein. So verfiel es, und unter den Trümmern siedelten sich einige arme Leute an, zu denen sich nach und nach immer mehr gesellten. Auf diese Weise bekam der Münzberg seine jetzige eigentümliche Gestalt.

Nahe der Stadt liegt ein herrliches Lustholz, Brühl genannt, das ehemals zum Kloster St. Wiperti gehört hatte, nach dessen Aufhebung aber vom König der Stadt geschenkt wurde. Hier, aus lieblichster Umgebung, erhebt sich ein Denkmal Klopstocks, der in Quedlinburg zur Welt kam und dessen Geburtshaus am Schlossplatz steht. Es ist

an dem von zwei Säulen getragenen Vorbau leicht zu erkennen. Außerdem steht auch ein Denkmal des berühmten Geografen Ritter im Brühl, denn auch er wurde in Quedlinburg geboren.

Die Schäfertürme zu Quedlinburg

Zwei Schäfer aus Quedlinburg, Vater und Sohn, trieben einst ihre Herde auf die vor der Stadt gelegene Weide. Beide streckten sich im Schatten der am Wiesensaum wachsenden Bäume nieder und überließen es ihren treuen Hunden, die Schafe zu bewachen.

Da gewahrten sie zu ihrem größten Erstaunen, dass die Hunde sich plötzlich von der Herde entfernten und mit wilden Sätzen in den Wald hineinsprangen, der jenseits der Wiese lag.

Die Schäfer pffiften, riefen, doch nichts lockte die Hunde zurück. Unaufhaltsam stürmten sie weiter und waren bald im Dickicht verschwunden.

Verwundert blickten sich Vater und Sohn an, denn so etwas war ihnen noch nie vorgekommen. Noch niemals hatten die Hunde es gewagt, sich auch nur um einige Schritte von der Herde zu entfernen.

Schnell liefen deshalb beide den Tieren nach, deren Spur sie im Wald im hohen Gras leicht entdecken konnten. Der junge Schäfer verfolgte dieselbe, indessen der Alte am Wiesenrand stehen blieb, damit die Herde nicht unbewacht bleibe und nicht etwa ein Wolf die günstige Gelegenheit wahrnehme, sich einen Morgenimbiss zu holen. Nach wenigen Minuten hörte der Alte das laute Bellen seiner Hun-

de. Kurz darauf rief ihn sein Sohn, und zwar, wie es dem Schäfer schien, mit ängstlicher Stimme. In der Furcht, demselben könnte ein Unglück zugestoßen sein, drang er schnell vorwärts. Aber er war hoch erstaunt, als er nach wenigen Schritten den Wald ganz verändert fand. Anstatt der jungen Stämmchen erhoben sich riesige, alte Eichen und Buchen und dazwischen hindurch schimmerte ihm das graue Gemäuer einer verfallenen Kirche entgegen. Vor der Ruine fand der Alte seinen Sohn, der unschlüssig war, ob er der Fährte der Hunde noch weiter folgen sollte, denn dieselbe führte geradezu in das Gebäude hinein. Auch er hatte, so oft er in den Wald ging, noch nie diese alten Bäume, nie diesen wunderbaren, verfallenen Bau gesehen. Bald waren die beiden jedoch entschlossen, den Hunden nachzugehen, und bahnten sich mühsam einen Weg in die Kapelle durch dichte Schlingpflanzen und Gestrüpp, welche das Gemäuer so fest umwanden, dass es für Menschen fast unmöglich war, den Eingang zu erzwingen.

Nur ein schwacher Lichtstrahl erhellte die Kapelle, sodass die Schäfer wenig deutlich einen Wirrwarr von Trümmern und Steinblöcken unterscheiden konnten, jedoch wurde ihnen bald klar, dass hier eine gewaltsame Zerstörung stattgefunden haben musste.

Hinter den Altartrümmern fanden sie endlich die Hunde, welche mit solchem Eifer dort die Erde aufkratzten, dass sie ihre Herren gar nicht zu sehen schienen. In der Öffnung aber, welche die Tiere gescharrt hatten, erblickten die Schäfer eine eiserne Kiste. Als dieselbe oberhalb von der Erde befreit war, hörten die Hunde auf zu graben und sprangen wedelnd und bellend an ihren Herren hinauf. Diese hoben das schwere Behältnis heraus, öffneten dasselbe und fan-

den eine Menge Gold- und Silbermünzen darin, die ein altes, fremdartiges Gepräge trugen.

Unterdessen waren die Hunde schon wieder zu der Öffnung zurückgesprungen und scharrten emsig weiter. Bald wurde denn auch eine zweite Kiste sichtbar. Als die Schäfer auch diese herausgehoben und geöffnet hatten, fanden sich darin die wertvollsten goldenen Leuchter und Becher.

Nun waren die Hunde plötzlich beruhigt und rannten eilig zu der verlassenen Herde zurück. Die Schäfer folgten ihnen langsam, erst eine und dann die andere Kiste mühsam dahintragend.

Nun waren die beiden armen Hirten auf einmal reiche Leute geworden und wussten nicht, was sie mit all dem Gold beginnen sollten. Sie sannten lange hin und her. Dann aber kam ihnen ein guter Gedanke, wie sie ihren Schatz am besten verwenden könnten.

In der Neustadt war ein Gotteshaus erbaut, das aber voraussichtlich noch lange ohne Türme und Glocken bleiben musste, da das Geld zum Weiterbau fehlte. Dieser Bau sollte durch den Schatz vollendet werden. So hatten es die beiden Hirten beschlossen.

Sie gingen zu der Äbtissin des Klosters St. Servatii, teilten derselben alles mit, was ihnen begegnet war und schlossen mit der Bitte, dass man von dem vielen Gold die Türme der neu erbauten Nikolaikirche ausführen möge.

Mit Freuden wurde der Vorschlag angenommen. Schnell erhoben sich die Türme des Gotteshauses, dessen Glocken bald weithin ertönten und die Andächtigen zum Gottesdienst riefen.

Kaum war aber in Quedlinburg die Begebenheit mit dem Schatze bekannt geworden, da zogen viele in den Wald, um

die Kirche zu sehen, aber keiner hat dieselbe erblickt. Nicht einmal die Schäfer konnten sie wiederfinden.

Aus Dankbarkeit ließ man die Gestalten der beiden Hirten mit ihren Hunden in Stein hauen und auf die Mauern der Türme setzen. Ihre Schafspelze und andere Kleidungsstücke wurden in der Sakristei der Nikolaikirche aufbewahrt.

Der Sargberg

Der Harz mit seinen herrlichen Wäldern, mit seinen Tälern und Höhen war vorzeiten der Zankapfel vieler Völkerstämme und häufig wechselte er seine Gebieter.

So versuchten auch einmal die Hünen, dieser gefürchtete Riesenstamm, sich des Landes zu bemächtigen. Sie kämpften fast überall siegreich, denn wo sich nur diese riesenhaften Gestalten blicken ließen, verbreiteten sie Furcht und Entsetzen. Ja, man hielt diese Giganten für Zauberer und unverwundbar. So wich ihnen jeder aus, der nur konnte.

Da die Hünen nun sahen, wie leicht ihnen allerorts die Eroberung gemacht wurde, trotzdem sie nur immer in kleinen Scharen ins Land gekommen waren, beschlossen sie, sich zu einem Heer zu vereinigen und den Harz ganz in Besitz zu nehmen.

Das hatten die Bewohner des Harzes, die Chatten, Wenden und Sachsen erkundet. Groß war die Furcht vor dem Feind. Die Erzählung all der von demselben verübten Gräueltaten verbreitete überall Entsetzen. Dennoch beschloss man, nicht feige zu fliehen, sondern die Heimat bis aufs Äußerste zu verteidigen.

Zu einem zahlreichen Heer vereinigt, zogen die Harzvölker den Hünen in der Gegend von Quedlinburg entgegen. Als diese die ihnen an Zahl weit überlegene Schar bewaffneter Krieger erblickten, stutzten sie, denn mit einem allgemeinen Widerstand hatten sie nicht gerechnet, vielmehr geglaubt, dass, wie immer, so auch dieses Mal, ihr bloßes Erscheinen genügen würde, alles in die Flucht zu jagen.

Der König der Hünen bemerkte wohl das Zaudern seines Heeres. Grimme Wut bemächtigte sich seiner, drohend erhob er die Keule und schrie: »Ihr Feiglinge, fürchtet ihr euch vor jener Zwergenschar? Zurück denn! Ich allein werde gegen das ganze Heer kämpfen und es besiegen. Aber keiner soll Anteil haben an meinem Sieg, und wer sich naht, mir beizustehen, der sei des Todes.«

So sprach er und stürmte fort, dem Feind entgegen. Seinen Wurfspieß schleuderte er in die dichtesten Reihen und mit Streitaxt und Schwert brach er sich Bahn durch die ihm entgegendrängenden Haufen. Rechts und links fielen die Feinde, und hinter dem Häuptling türmte sich bald ein Wall von Leichen empor.

Mit Schrecken gewahrten die Harzer den Siegesmarsch des Hünen. Nur ein Zauberer, der gegen alle Angriffe gefeit war, konnte ihren vereinten Kräften widerstehen. Sie hielten ihren Widerstand für nutzlos. Mutlos wichen ihre Scharen zurück.

Als dies die Hünen sahen, stürzten sie jauchzend herbei, umringten ihren König und priesen dessen Tapferkeit. Der aber blickte matt und regungslos auf seine jubelnden Mannen. Als sie ihm Helm und Harnisch abgenommen hatten, stürzten Ströme Blutes hernieder und der König, der Tapferste seines Geschlechts, sank tot zu Boden.

Mit großem Schrecken und Kummer sah das sein Volk, in lautes Jammern und Klagen ausbrechend.

Aber der Älteste des Stammes trat in die Mitte der Mannen und sprach: »Hört auf zu klagen und zu jammern. Der Tod ist unser aller Los und wohl dem, der ihn siegend gefunden hat. Um seines Ruhmes willen aber wollen wir unserem König auf dem Feld seines Sieges ein Grab errichten, so mächtig, dass es den Ruf des Toten noch in die fernsten Zeiten tragen soll.«

Freudig wurde der Vorschlag angenommen. Mit großer Eilfertigkeit machte man sich an die Ausführung des Planes.

Nachdem der Leichnam des Hünenkönigs auf seinem Schild verbrannt war, tat man die Asche in eine Urne und bedeckte dieselbe mit dem Panzer. Dann wurde ein Grab gebaut, zu dem alle Erde und Steine herbeitrugen, bis ein riesenhafter Berg die Asche des tapferen Königs bedeckte.

Noch heute blickt dieser Berg mit seinen scharfen, eckigen Formen vom Ostrand des Harzes in die Ebene. Den Namen *Sargberg* aber hat er behalten.

Die Rosstrappe

Wenn man heute dem romantischen Lauf der Bode folgt, die nun freilich kein Strom mehr ist und nur noch im Frühjahr heftig dahinrauscht, dann kann man sich schwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher rasenden Gewalt sie einst über Klippen und Gestein hinweggestürzt und sich ihr tiefes Bett durch gewaltige Felsenmassen gebahnt hat. Eine Vorstellung von der hier tosenden Kraft des Was-

sers gibt uns noch sein Weg zwischen Thale und Treseburg, wo der Fluss eng von gigantischen Felsmassen umstanden ist und über Geröll seinen Lauf nimmt, welches einst als mächtige Felssäulen emporstand, aber durch die Zeit, den Blitzschlag des Himmels, die Gewalt der Stürme, vor allem aber durch den nimmer müden Anprall der Wellen zertrümmert worden ist.

Nach vielen beschwerlichen Versuchen gelang es erst im Jahr 1865 durch Sprengungen einen Pfad zwischen Fels und Fluss anzulegen. Dies ist das Tal der *Engen Wege*, in welchem die Bode in jäher Hast über Klippenabsätze stürzt und durch die Gewalt ihres Sturzes ein tiefes Becken, den Bodekessel, gegraben hat. Schäumend und tosend braust hier das Wasser, um hastig seinen Lauf fortzusetzen, wie von unsichtbaren Mächten wieder hinausgeschleudert.

Ist es wohl ein Wunder, dass unsere Altvorderen, welche jede ihnen unerklärliche Naturerscheinung mit den wunderbarsten Fantasiegebilden ausschmückten, sich auch diesen Vorgang nicht anders erklären konnten, als dass Unholde und böse Geister hier ihr Unwesen trieben. Dies ist umso begreiflicher, als ihnen nicht wie uns die Möglichkeit geboten war, das Entstehen dieser tosenden Brandung in der Nähe zu sehen. Das Geräusch derselben schlug nur an ihr Ohr, wenn sie sich von den hohen, die Bode einengenden Felsen, dem Hexentanzplatz und der Rosstrappe niederbeugten.

Die Sage führt uns in altersgraue Zeit, in welcher noch das gewaltige Geschlecht der Hünen den Harz bewohnte.

Damals herrschte ein mächtiger König, dessen Gebiet sich über das ganze Gebirge erstreckte. Er hatte keinen Sohn, der nach seinem Tod sein Nachfolger hätte werden können,

wohl aber war ihm eine liebliche Tochter erblüht. Ihr musste seine ausgedehnte Herrschaft zufallen, wenn er dereinst die Augen schloss. Daher nahte sich der schönen Emma mancher Bewerber, sie als sein Ehegemahl heimzuführen, denn die Aussicht, so der mächtige Gebieter des Harzes zu werden, war verlockend genug. Stolzen Sinnes aber wollte der König sein geliebtes, einziges Kind nur einem ebenbürtigen Herrscher geben, damit sich ihr Gebiet dereinst noch weit über den Harz hinaus erstrecken solle. Die schöne Emma war wohl zufrieden mit den Plänen ihres Vaters, denn sie liebte über alles die ungebundene Freiheit und fürchtete nichts so sehr als die Fesseln, die ein Gemahl und Eheherr ihr anlegen könnte.

Da sandte einst einer von des Königs Vasallen, der fern im Gebirge nur eine kleine Burg besaß, seinen Sohn Selmar an den Hof, auf dass er seinem Gebieter diene. Kaum hatte Emma den Jüngling erblickt, als seine Schönheit sie entzückte und seine Tapferkeit und sein edles Benehmen ihr Wohlgefallen im höchsten Grade erregten. Der Gedanke, sich der Herrschaft eines Gatten zu beugen, hatte nichts Abschreckendes mehr für sie. Als Selmar, der des Mädchens Liebe bald voll und ganz erwiderte, sie bat, seine Frau zu werden, willigte sie freudig ein.

Wie glücklich machten die Prinzessin die Beteuerungen ihres Geliebten, dass ihn nicht nach der Krone gelüste, dass er nur sie besitzen wolle, um mit ihr auf seiner einsamen, aber sicheren Burg ein Leben voll Wonne und Glückseligkeit zu führen.

Ohne Scheu trat sie vor den Vater hin und gestand ihm ihre Liebe zu dem Sohn des Vasallen; hatte sie es doch bisher noch nie erlebt, dass er seinem zärtlich geliebten Töch-

terchen eine Bitte abgeschlagen hatte. Wie erschrak sie daher, als ihr Vater in Zorn geriet und ihr heftig entgegnete, nie möge sie daran denken, die Frau eines seiner Untergebenen zu werden. Nur ein König bekäme ihre Hand.

Als sie endlich sah, dass kein Bitten, kein Flehen den stolzen Sinn des Vaters beugen könne, wurde sie bleicher und bleicher. Traurig und in sich gekehrt saß sie in ihrer Kammer. Selbst das Wiehern ihres Lieblingspferdes vermochte sie nicht ins Freie zu locken.

Es schmerzte den Vater wohl sehr, sein munteres Töchterlein hinwelken zu sehen. Tag und Nacht sann er hin und her, wie er dasselbe wieder glücklich und heiter machen könne, ohne doch seine Entscheidung zu ändern.

Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Er ließ Emma und Selmar vor seinen Thron kommen. Als die beiden, keiner günstigen Stunde gewärtig, den ängstlich fragenden Blick zu dem strengen Herrscher erhoben, begann er: »Ist deine Liebe zu meiner Tochter so groß, Selmar, dass du mutig gegen schwere Gefahren kämpfen würdest, um ihren Besitz zu erlangen?«

»Fordere, was du willst, mein Gebieter. Für deine Tochter wage ich alles.«

Stolz blickte diese auf den kühnen Mut des Freundes, aber die Furcht davor, dass der Vater ein schreckliches Wagnis von ihm fordern werde, ließ selbst die starke Hünentochter erzittern.

Der König fuhr fort: »Wenn es also ist, wie du sagst, so wird dir mein Verlangen gering erscheinen und du wirst es mit Leichtigkeit erfüllen. Du magst also nach Island wandern, wo am Fuße des Hekla eine starke Burg erbaut ist. Ein gewaltiger Riese, der Erbfeind meines ganzen Geschlechts,

haust in der Feste. Ihn zu bezwingen und zu töten sei deine Aufgabe. Zwei Jahre soll meine Tochter deiner harren; doch bist du dann noch nicht heimgekehrt, so gebe ich sie einem anderen zur Frau.«

Mit Entsetzen hatte Emma diese Worte vernommen. Sie wusste, dass schon mancher Tapfere dorthin gezogen war, das Ungeheuer zu bekämpfen, aber noch keiner war lebend zurückgekehrt. Ebenso gut aber sah sie ein, dass jedes Bitten, ihr Vater möge seinen harten Sinn ändern, vergeblich sein würde. So blieb den Liebenden nichts übrig, als sich dem Entschluss des Königs zu fügen.

Selmar zog bald von dannen mit den tröstlichen Worten, dass die Liebe zu Emma seine Kräfte stählen und er siegreich heimkehren werde. Sie möge nur geduldig und treu seiner Rückkehr harren.

Monde um Monde verrannen; noch immer war die Königstochter von Traurigkeit umfangen. Zwar suchte sie Trost zu finden, indem sie in wilder Hast zu Ross das Gebirge durchjagte; aber es war vergeblich. Nichts vermochte die furchtbaren Bilder von ihrer Seele zu scheuchen, in denen sie den Geliebten tot vor dem schrecklichen Riesen liegen sah.

Aber ihr Unglück sollte noch größer werden. Eines Tages teilte ihr der Vater mit, dass der König des Riesengebirges, der mächtige Bodo, sie zur Frau begehre, und dass er die Werbung dieses großen Herrschers freudig angenommen habe. Emma war entsetzt bei dem Gedanken, die Frau dieses Unholdes, der ein böser Zauberer war, zu werden. Seine feurig rollenden Augen und sein erschrecklich großes und hässliches Gesicht flößten ihr Schauer ein. Sie beschwor ihren Vater, sie diesem Grässlichen nicht zu opfern, aber

auf alle ihre Bitten entgegnete derselbe, dass er solch einen Freier unmöglich abweisen könne; erstens, weil es töricht wäre, das Glück, in den Besitz unendlichen Reichtums zu gelangen, von sich zu stoßen, dann aber, weil bei einer Abweisung der Mächtigste der Riesen sich furchtbar rächen würde. Da drang Emma in ihren Vater, doch des Versprechens zu gedenken, welches er Selmar gegeben hatte, und wenigstens die jenem gesteckte Frist abzuwarten.

Nach einigem Zögern willigte der König darin ein, denn er glaubte, dass Selmar niemals heimkehren werde. Den mächtigen Bodo wusste er zu beschwichtigen und ihn noch ein Jahr hinzuhalten mit dem Versprechen, dass dann seiner Vermählung mit Emma nichts mehr im Wege stehen solle.

Die beiden Jahre waren vorüber. Vergeblich stand Emma von früh bis spät auf den Zinnen der Burg und spähte in die Ferne. Selmar kehrte nicht heim. Wohl aber sah sie nun den schrecklichen Bodo nahen, der der Zusage gemäß kam, sie zu holen. Auf ungeheurem schwarzen Ross flog er daher. Angst und bange wurde ihr, wie sie an seiner Seite einen mächtigen, weißen Zelter ohne Reiter erblickte, der augenscheinlich bestimmt war, sie in die Heimat des Verabscheuten zu tragen. Nun übergab er seinem Knappen die Pferde und betrat die Burg, die von seinen dröhnenden Schritten widerhallte. Die Furcht, dass ihr Vater sie nun werde rufen lassen, damit sie den Riesen begrüße, trieb die Unglückliche hinaus in den Wald. Dort wollte sie Abschied nehmen von den Plätzen, an denen sie einst glücklich gewesen war mit dem Geliebten.

So lehnte sie unter einer mächtigen Eiche, von deren Fuß die Liebenden oft hinausgeblickt in die Ferne und am Ho-

rizont die einsame Burg gesucht hatten, in der sie dereinst zufrieden und glücklich zu leben gedachten. Da plötzlich trat der heiß Ersehnte ihr entgegen. Namenlose Freude überkam sie, jauchzend flog sie in die Arme des Geliebten und im Wonnerausch des Wiedersehens vergaßen beide alles Leid, alles Ungemach.

Mit Schmerz aber bemerkte Emma gar bald, wie bleich und wie hilflos ihr Selmar war. Auf ihre besorgten Fragen erfuhr sie, dass er zwar nach hartem Kampf den Riesen getötet habe, aber dabei selbst schwere Verwundungen davongetragen hatte, sodass er lange ans Siechbett gefesselt gewesen sei. Auch auf dem Ritt in die Heimat habe er manche Gefahren zu bestehen gehabt, die ihn verhinderten, zur bestimmten Zeit einzutreffen; doch nun, da er sehe, dass es noch nicht zu spät sei und die Geliebte noch seiner harre, sei er so glücklich, wie es Worte nicht zu sagen vermöchten.

Da erwachte Emma aus ihrem Glückstraum, und die Gegenwart mit all ihren Schrecken trat vor ihre Seele. Sie begann laut zu jammern und klagte dem Geliebten das bittere Leid, das ihr der Vater angetan hatte und das sie nun aufs Neue trennen würde.

Außer sich vor Schmerz und Zorn wollte Selmar sogleich auf die Burg eilen, um den gehassten Nebenbuhler zu töten, doch gab er Emmas Bitten nach, die ihm vorstellte, dass er nach den überstandenen Strapazen noch zu schwach sei und bei dem ungleichen Kampf unterliegen müsse. Nur List konnte die Geliebte den Händen des Unholds entreißen. Lange sann beide hin und her und endlich glaubten sie einen Ausweg gefunden zu haben.

Ruhig, ja heiter betrat bald darauf Emma die Burg ihres Vaters, indessen Selmar sich in der Nähe verbarg.

Der wilde Bodo war entzückt von seiner reizenden Braut und überreichte ihre viele wertvolle Geschenke, unter denen sich auch der weiße Zelter befand. Freundlich dankend nahm Emma alles entgegen. Als er ihr aber das Pferd übergab, zeigte sie sich so hocheifrig, dass sie bat, es doch gleich einmal besteigen zu dürfen. Gern willfahrte der Riese diesem Wunsch und lehrte sie alle Zauberformeln, die sie anwenden müsse, um den Zelter zu leiten. Vermittelt dieser Formeln konnte sie denselben zum rasenden Galopp anspornen und im selben Augenblick durch einen anderen Spruch seinem Sturm Einhalt gebieten und ihn lammfromm einhergehen lassen.

Das Hochzeitsmahl sollte stattfinden. Emma erschien im glänzenden Gewand, die strahlende Krone der Harzkönigin, aus der Hunderte von Edelsteinen blitzten, in den blonden Haaren. Bodo berauschte sich im Anblick seiner Braut. Selbst der Vater schaute mit Entzücken auf die reizende Erscheinung, die so heiter und lieblich zu ihnen trat. Mit großer Besorgnis hatte er bisher an den für die Hochzeit festgesetzten Tag gedacht, da er fürchtete, sein widerspenstiges Töchterchen werde sich nicht fügen und noch im letzten Augenblick sich weigern, dem Zauberer die Hand zu reichen. Nun war alle Sorge vergessen, ja sie schlug, als Emma so glücklich und heiter schien, in die lauteste Freude um. Emma selbst versäumte nicht, die leeren Krüge immerfort mit frischem Met zu füllen, bis der Jubel mehr und mehr verstummte und sich die Folge des reichlich genossenen Getränks, eine unwiderstehliche Müdigkeit, aller Festgenossen bemächtigte.

Auf diesen Augenblick hatte Emma gewartet. Schnell eilte sie hinaus und bestieg ihren weißen Zelter. Selmar war

ihr gefolgt und versuchte, sich des schwarzen Rosses zu bemächtigen, um durch die Entfernung desselben gleichzeitig den Riesen an der Verfolgung zu hindern. Aber weder Selmar noch Emma kannten die Zaubersprüche, durch welche das Pferd allein zu lenken war. Sowie sich ihm jemand nähete, schlug es wutschnaubend mit den Hufen und bäumte sich so, dass ein Besteigen unmöglich war. Emma trieb ängstlich zur größten Eile. So blieb ihnen kein anderer Ausweg, als dass Selmar sich hinter die Geliebte auf den Zelter schwang. Nun ging es in wildester Flucht von dannen. Fortstürmend wollten sie versuchen, die Burg Selmars zu erreichen, die für jeden, selbst für einen Zauberer, unzugänglich war.

Aber kaum war der Zelter nur durch die Tore der Burg gesprengt, da erhob der zurückgebliebene Rappe ein furchtbares Gewieher, dass die Berge davon widerhallten und Bodo aus seiner Trunkenheit aufgeschreckt wurde. Wutschnaubend bemerkte er die Flucht seiner Braut, schwang sich auf sein Pferd und stürmte wie auf Windes Flügeln den Flüchtigen nach. Immer rasender wurde der Ritt, denn auch Emma, als sie den Verfolger wahrte, gebrauchte die stärksten Zauberformeln, um ihr Pferd zur Eile anzutreiben. Wie ein Gewittersturm ging es über Klippen und Höhen.

Schon schlug das höhnische Lachen des Riesen an ihre Ohren. Voller Angst stürmten sie weiter, als sie die Äste einer Eiche so nahe streiften, dass dieselben Selmar zu Boden schleuderten. Entsetzt bemerkte Emma den Sturz des Geliebten, aber sie durfte es nicht wagen, ihm beizustehen und ihn vor Bodos Wut zu schützen. Selmar war ein Mann und musste im Kampf sein Heil versuchen. Sie dagegen musste

an ihre eigene Rettung denken, denn der Gefürchtete kam näher und näher. Unbeachtet ließ auch er Selmar liegen, ihn sollte seine Rache später treffen. Nun galt es ihm nur, Emma wiederzuerlangen.

Da plötzlich scheute Emmas Pferd, und vor sich sah sie einen gähnenden Abgrund, in welchem große Wassermassen zischend und tosend dahinschossen. Von Angst und Verzweiflung getrieben, suchte sie einen Ausweg. Doch vergeblich. Rückwärts konnte sie nicht, ohne in Bodos gefürchtete Hände zu fallen, und vor ihr tat sich nur der entsetzliche Schlund auf, den an der anderen Seite ebenso schroffe Felsengebilde begrenzten. Verzweiflungsvoll spähte sie hinüber. Mit triumphierendem Gefühl nahte nun ihr Verfolger, der schon die schöne Beute in seinem sicheren Besitz wähnte. Grauen und Furcht trieben Emma bei seinem Anblick zum Äußersten. Noch einmal schaute sie zu dem gefürchteten Unhold zurück, dann wagte sie das Schreckliche, sprach die stärkste Zauberformel, gab ihrem Pferd die Sporen und flog über den Abgrund wie ein Blitz. Die goldene Krone löste sich bei dem gewaltigen Sprung aus ihren Haaren und fiel in den Fluss, der unten vorbeiströmte. Sie aber erreichte das jenseitige Ufer, auf welches das Pferd mit dem Huf gewaltig aufschlug, dass derselbe sich tief in dem harten Felsen eindrückte. Bis auf den heutigen Tag ist dieser Eindruck noch sichtbar. Nach dem Sprung aber sank das Tier erschöpft nieder. Auch die Reiterin war fast ohnmächtig zusammengebrochen. Nur die Kraft blieb ihr, noch einmal ängstlich nach ihrem Verfolger zurück zu spähen. Wütend hatte dieser Emmas Tat der Verzweiflung gesehen, aber er war nicht willens, sich im letzten Augenblick noch seine Beute entgehen zu lassen. Alle

Kräfte aufbietend, spornte er sein Pferd zum gewagten Sprung an und flog vom Felsen über den Abgrund dahin. Aber was der kühnen Emma gelungen war, ihm glückte es nicht. Sein Pferd sprang zu kurz, und mit furchtbarem Gebrüll stürzten Ross und Reiter in den brausenden Strom. Da verwandelte sich Bodo im Sturz vermittels seiner Zauberkünste in einen riesigen Drachen. Da er an derselben Stelle niederstürzte, an der auch Emmas Krone hinabgefallen war, bewacht er seitdem mit eifersüchtigen Augen die Krone. Kein Wesen darf sich nähern, um sie dem nassen Element zu entreißen. Der wütende Drache tötet alle, die dies Wagnis unternehmen. Wenige haben auch nur den tollkühnen Versuch gemacht, denn das Brausen und Tosen des Wassers, das schäumend aus dem Kessel emporspritzt, in welchem Krone und Drache ruhen, erfüllte alle mit Grausen und hielt sie von dem Furchtbaren zurück.

Nur einer hat es nach Jahren gewagt, sich in die grause Tiefe zu stürzen; doch nicht um in den Besitz der kostbaren Krone zu gelangen, sondern weil Ritterehre ihn zwang, ein gegebenes Wort einzulösen.

Emma hatte den furchtbaren Sturz ihres Verfolgers gesehen. Das selige Gefühl der Befreiung stählte ihre Kräfte, so dass sie bald in die väterliche Burg zurückkehren konnte. Als dann auch Selmar vor dem Thron des Königs erschien, wurde er als Besieger des gefürchteten Feindes in Island freundlich empfangen, und seiner Verbindung mit Emma wurde kein Hindernis mehr in den Weg gelegt.

Die Krone im Bodekessel

Obwohl wir unter den Edlen des Harzes vielen berüchtigten Raubgrafen begegnen, deren Wahlspruch *Reiten und Rauben ist keine Schande, denn das tun die Besten im Lande* war, so treffen wir doch unter ihnen auch manch vornehmes Geschlecht, dem das Treiben der Raubritter im höchsten Grad verhasst war und das demselben mit aller Macht entgegentrat. Zu diesen edel gesinnten Rittern gehörten die Grafen von Lauenburg und Reinstein, von denen in der folgenden Geschichte erzählt werden soll.

Der Graf von Lauenburg, einer der mächtigsten und reichsten Ritter des Landes, hatte ein liebliches Töchterchen, welches von allen, die es sahen, einstimmig als die schönste und tugendsamste aller Jungfrauen gepriesen wurde. Darum war der Vater auch gar stolz auf seine Tochter. So viele Ritter immer kamen, die holde Mechtild als Weib zu begehren, stets noch zauderte er mit der Zusage, weil er die Bewerber alle des hohen Besitzes nicht werthielt. Da trat einst mit derselben Bitte der Graf von Reinstein zu ihm, ein junger Mann, in welchem sich seltsam alle Tugenden eines Ritters mit großer Schönheit vereinigten. Er war ein häufiger Gast auf Schloss Lauenburg. Daher hatte Mechtild ihn, noch ehe er sein Anliegen vorgebracht hatte, herzlich lieb gewonnen. Der Vater gab mit Freuden seine Einwilligung. Er fand in dem Grafen einen Sohn, wie er ihn wünschte. Der Reinsteiner war ebenso angesehen wie reich, so edel wie tapfer und so schön wie klug.

Obwohl noch Edelknappe, nannte er schon die herrlichste Burg sein Eigen, denn der Vater Bennos von Reinstein war früh gestorben und hatte ihn als den einzigen Erben hinter-

lassen. Als nun die vorgeschriebene Dienstzeit vorüber war, die jeder Edle, um Ritter zu werden, erst als Page und später als Edelknappe durchmachen musste, sollte er von dem alten Lauenburger zum Ritter geschlagen werden.

Ein großes Turnier wurde zu Ehren dieses Tages veranstaltet. Von nah und fern kamen viele angesehene Ritter, um dem Fest beizuwohnen.

Als nun die Schar der Gäste vollzählig versammelt war, ergriff der Graf von Lauenburg sein mächtiges Schwert, während feierliche Stille im Kreis herrschte. Indem er die üblichen Formeln sprach, berührte er mit der flachen Klinge dreimal den jungen Knappen, der nun zum Ritter geschlagen war. Darauf trat Mechtild in den Kreis der Männer, beugte sich nieder zu dem Geliebten und schnallte ihm die goldenen Sporen an, das Symbol des Rittertums.

Nun begann das Turnier, an dem Benno als Ritter teilnehmen durfte. Mit großer Kühnheit und Gewandtheit wusste er zu kämpfen. Manchen tapferen Ritter warf er beim Lanzenstechen aus dem Sattel, während an seinem Schild und an seinem Brustharnisch die Lanzen zersplitterten. So ließ er zum ersten Mal Mechtilds Farben, welche er trug, siegen und erhielt zum Dank eine prächtige gestickte Binde aus ihrer Hand.

Aber ein Sieg im Turnier genügte dem tapferen Benno nicht, er wollte auch durch andere Taten beweisen, dass er mit Ehren und Ansehen seinen Platz unter den Harzrittern behaupten könne. Daher hatte er sich entschlossen, nach Jerusalem zu pilgern, gegen die Sarazenen zu kämpfen und das Heilige Grab zu besuchen.

Ungern ließ Mechtild den Geliebten scheiden, aber in jener Zeit wäre es eines Edelfräuleins unwürdig gewesen,

hätte sie ihn durch Bitten von so hochherzigem Tun zurückhalten wollen. weit eher geziemte es der Braut, den Verlobten zu erhöhter Tapferkeit anzuspornen. Nur als der Abschied kam, wurde der armen Mechtild schwer ums Herz, so schwer, dass sie die bittersten Tränen nicht zurückhalten konnte.

Benno versuchte die Braut zu trösten, indem er sprach: »Hoffe und harre, mein Lieb. Wenn das kommende Jahr die ersten Blumen bringt, dann führt es auch mich heim.«

So schied er denn, von den Segenswünschen des alten Lauenburgers und seiner Tochter geleitet.

Das Heilige Grab befand sich nicht mehr in den Händen der Ungläubigen. Die Zeiten der Kreuzzüge waren vorüber, aber noch immer zogen einzelne Ritter von nah und fern gen Jerusalem, theils, um gegen die das Königreich bedrängenden Araber zu kämpfen, theils um das Heilige Grab zu besuchen und wenn möglich eine Reliquie mit in die Heimat zu nehmen. Dem König von Jerusalem war jeder Zuwachs an streitbaren Kräften sehr erwünscht, da seine Macht nur beschränkt und er in beständige Kämpfe mit den Moslems verwickelt war, welche den Verlust Jerusalems und einiger anderer Städte nicht verschmerzen konnten.

So kam es, dass viele junge Ritter auf Jahre hinaus in den Dienst des Königs traten oder auch auf eigene Hand gegen die Moslems fochten. Diese letzten Kämpfe wurden ihnen durch ihre geringe Kenntnis des Landes und durch die große Übermacht, der sie oft gegenüberstanden, höchst gefährlich. Viel Gewandtheit und Mut gehörte zu solchem Unternehmen. Aber gerade deshalb gingen Knappen und junge Ritter so gern diesen Abenteuern entgegen, jene, um sich die goldenen Sporen zu verdienen, diese, um sich ihres Be-

sitzes würdig zu zeigen. Hatte doch auch Benno von Reinstein aus diesem Grund den beschwerlichen Zug gen Osten unternommen.

Langsam verrann für die harrende Mechtild die Zeit. Ihr schien, als wolle der eisige Winter kein Ende nehmen, als ließe der Frühling, der Benno zurückführen sollte, länger denn je auf sich warten. Endlich begann der weißbärtige Alte abzuziehen, aber so langsam, so oft noch wieder anhaltend und ungeahnt noch einmal Schnee und Eis auf die Fluren werfend, dass Mechtild vor Ungeduld fast verzagte. Endlich jedoch wurde auch der Zähne von dem lieblichen und kühnen Frühling überwunden. Unter des Lenzes unwiderstehlicher Gewalt schwand Eis und Schnee. Mächtig rauschte die befreite Bode über ihre felsige Bahn. Täglich trieb die Ungeduld Mechtild ins Freie, bis sie glücklich das erste, eben aufblühende Veilchen entdeckte. Jubelnd brachte sie es ihrem Vater und rief: »Sieh nur, sieh, ein Gruß von Benno. Jetzt wird er kommen.« Freudiger glänzten ihre Augen, ihr fröhlicher Gesang belebte die Burg und festliche Gewänder schmückten sie, auf dass sie den Geliebten würdig empfangen.

Schon prangten die Wiesen im saftigsten Grün, schon schmückten sie Blumen in üppigster Fülle, ja selbst die Bäume begannen, sich in ihrer sommerlichen Kleidung zu zeigen, und noch immer war Benno nicht heimgekehrt. Da wurde Mechtild trüber und trüber. Die Furcht, ihr Geliebter sei getötet oder gefangen, zog mit aller Qual und Pein in ihr Herz. Vom Schmerz erfasst, blickte der alte Graf auf sein armes Töchterlein, das stumm und untätig vor seiner Spindel saß, das kein Vogelgesang, kein Blumenduft mehr ins Freie zu locken vermochte. Mechtilds Harfe hing unberührt

an der Wand, kein Lied kam über ihre Lippen.

Doch die väterliche Liebe fand Rat, der holden Mechtild Trost zu bringen. Der Graf befahl seinem alten Knappen Kurt, der ihm und seinem Haus treu ergeben war, sich zu rüsten, um nach Jerusalem zu ziehen und Kunde von dem Vermissten zu bringen. Viele Schätze gab er ihm mit auf den Weg, damit, wenn Benno lebend in die Hände der Sarazenen gefallen sei, er mit Reichtümer ihn auslösen könne. Herzlich dankte Mechtild ihrem Vater für diesen Entschluss, aber in ihrer Bekümmernis bat sie noch um mehr. Sie selbst solle er mitziehen lassen, denn ihr werde es eher gelingen, den geliebten Benno aufzufinden.

Der Graf jedoch blickte traurig auf seine Tochter und sprach: »Willst du deinen alten Vater verlassen und fern sein, wenn seine Todesstunde naht?«

Da rührte kindliche Liebe ihr Herz und sie rief: »Nein, nein, ich bleibe bei dir. Der liebe Gott wird auch so mein Flehen erhören und mir Benno heimsenden.«

Mit größerer Zuversicht blickte sie nun in die Zukunft und harrete der Kunde des alten Kurt. Dieser war schon lange fort und forschte vergeblich nach Spuren des Ritters von Reinstein, bis er endlich nach vieler Mühe erfuhr, derselbe sei in Jerusalem gewesen, habe viele siegreiche Kämpfe gegen die Sarazenen bestanden und, mit Ruhm reich bedeckt, die Rückkehr über Joppe angetreten. Dorthin wandte nun Kurt seine Schritte. Wer aber schildert sein Entsetzen, als er erfuhr, Benno habe sich nach Konstantinopel einschiffen wollen, das Schiff jedoch, mit dem er gefahren, sei gesunken und von der ganzen Bemannung keine lebende Seele gerettet worden.

Unendlich schwer wurde dem alten Diener die Heim-

kehr. Es wollte ihm das Herz abpressen, dass er mit dieser Botschaft vor seine Herrin treten sollte. Wie er gefürchtet hatte, geschah es. Mechtild grämte sich so sehr um den Verlust des Geliebten, dass es schien, als würde auch sie bald dem Tod verfallen.

Aber die Zeit und der Gedanke, dass sie für ihren Vater leben müsse, brachte ihr neuen Mut. Nach Verlauf eines Jahres hatte sie ihre Frische und ihre Gesundheit wiedererlangt, wenn auch die Spuren des erlittenen Schmerzes deutlich auf ihren schönen Zügen sichtbar waren. Der Vater versuchte seine Tochter möglichst zu zerstreuen, damit sie des herben Verlustes weniger gedächte. Obwohl Mechtild ungern aus ihrer Zurückgezogenheit hervortrat, gab sie doch den Bitten des Grafen nach und war gegenwärtig auf allen Turnieren, die der Graf veranstaltete. Auch die Feste, welche andere Ritter gaben, besuchte sie endlich mit dem Grafen, und so war bald kein Turnier, bei dem nicht von mehreren Jünglingen Mechtilds Farben getragen wurden. Jedermanns Liebe wusste sie durch ihre Güte und durch ihre Schönheit zu erringen, und manch edler Ritter nahte sich wieder, um ihre Hand zu erbitten. Sie aber hatte dem Toten Treue geschworen und konnte sich nicht entschließen, eines anderen Weib zu werden.

Mehrere der abgewiesenen Bewerber fühlten sich indessen tief gekränkt, und aus den einstigen Freunden erwachsen dem Lauenburger Feinde, mit denen er manche Fehde zu bestehen hatte. Ihm wurde dieses unruhige Leben immer lästiger. Oft sehnte er sich innig nach Ruhe. Das hatte Mechtild bald bemerkt und sie sann, auf welche Weise dem geliebten Vater Frieden zu schaffen sei, Frieden, dessen er nach dem tatenreichen und bewegten Leben so sehr be-

durfte.

Eines Tages trat sie zu dem Grafen und sprach: »Lieber Vater, das wilde Treiben passt nicht für Euer Alter, ich muss ein Ende schaffen und habe deshalb einen Ausweg ersonnen. Den Schwur, den ich Benno geleistet habe, kann ich nicht brechen und mich vermählen. Aber nun weiß ich anderen Rat, Euch von den lästigen Bewerbern zu befreien. Veranstaltet ein Bankett und verkündet allen Gästen, dass ich nun willens sei, eine Verbindung einzugehen. Die Wahl unter so vielen gleich angesehenen Rittern sei aber schwer, da Ihr nicht einen von allen auszeichnen und die Übrigen dadurch zurücksetzen möchtet. Darum hättet Ihr für die Ritter, welche in meinen Besitz zu gelangen suchten, eine Tat ersonnen, welche die größte Ruhe und Geschicklichkeit erfordere. Das Wagnis aber, von dem ich spreche, wird keiner zu bestehen versuchen. Alle werden die Unmöglichkeit des Gelingens einsehen. Die Tat also, die ich fordere, ist, dass mein Freier mir die Krone der einstigen Harzkönigin aus dem schrecklichen Bodekessel hole. Jeder weiß, dass dieselbe von dem wütenden Drachen bewacht wird und keiner wird sein Leben diesem Unhold preisgeben wollen.«

Dem Vater gefiel der Vorschlag. Er folgte Mechtilds Rat und veranstaltete ein Bankett, zu dem wie immer alle Ritter der Umgegend erschienen. Als am Schluss des festlichen Mahls der Graf verkündete, dass Mechtild nun willens sei, sich zu vermählen, da horchten die Gäste hoch auf. Als er fortfuhr, dass er nur denjenigen seine Tochter geben werde, der imstande sei, ein großes Wagnis zu bestehen, da freuten sich die Tapfersten, weil sie des Sieges sicher zu sein glaubten. Als er dann aber verkündigte, um welches tollkühne Unternehmen es sich handle, da sank allen, die den Bode-

kessel kannten, der Mut. Sie wussten, dass diese Tat unausführbar sei. Der Lauenburger aber verpfändete sein Wort, keinem anderen als dem Vollbringer dieses Wagnisses seine Tochter zu geben. Für alle also war Mechtild verloren.

Die Ritter eilten an den Ort, wo die Rosstrappe und der Hexentanzplatz einander schroff gegenüberstehen und das Rauschen des Wassers aus dem Bodekessel an ihr Ohr schlug. Den Kessel selbst konnten sie nicht erblicken, wohl aber sahen sie, dass an ein Hinunterklettern nicht zu denken sei. Schroffe Klippen und loses Geröll verhießen den sicheren Sturz in die Tiefe. Dennoch machten einige den verwegenen Versuch, aber sie erreichten nicht einmal die Hälfte des Weges. Nur ein Ritter, der, den Halt verlierend, hinabgestürzt war und halb zerschmettert nur unter den größten Anstrengungen hinaufgezogen werden konnte, hatte den Kessel fast erreicht. Er aber erzählte von so vielen Schrecknissen, die er gesehen und erlebt hatte, dass kein anderer mehr Lust verspürte, hinabzusteigen und sein Leben an die Forderung des alten Lauenburgers zu wagen, obwohl auf ihre Erfüllung als Preis die Hand der schönen Mechtild gesetzt war.

Die Freier zogen sich nun allesamt zurück. Die gewünschte Ruhe kehrte nun auf Lauenburg ein. Nur alljährlich zur Feier von Mechtilds Namensfest wurde ein Turnier veranstaltet.

Vier Jahre waren schon vergangen, seitdem Benno aus der Heimat geschieden, und wieder war der Sommer eingekehrt, der auch Mechtilds Namensfest brachte.

Die edelsten Ritter waren wie immer zum Turnier versammelt. Obwohl sie wussten, dass Mechtild ihnen unerreichbar war, sah man dennoch des Fräuleins Farben von

mehreren Rittern getragen. Mit großem Eifer, ja fast mit Erbitterung kämpften sie, um diese Farben siegen zu machen, bis der Ritter vom Stiege als der Tapferste den Sieg errang und das Turnier sich zum Ende neigte. Da plötzlich sprengte ein Reiter im schärfsten Galopp den Berg hinauf. Nachdem er sich beim Herold gemeldet und seine Ebenbürtigkeit bewiesen hatte, ritt er mit geschlossenem Visier in die Schranken. Verwundert blickten die Anwesenden auf den Fremdling, der in seiner eigenartigen Rüstung allen auffiel. Auch er trug Blau und Gold – Mechtilds Farben. Er hielt einen wunderbaren Schild in seiner Hand, der in großer, glänzender Schrift den Wahlspruch trug *Treue Liebe siegt*. Darüber aber erblickte man, kunstvoll nachgebildet, das Meer, aus dessen Grund ein Sklave Perlen hob. Auch Mechtilds Augen waren starr auf den unbekanntenen Ritter gerichtet. Wie sie sah, mit welcher Leichtigkeit er all die Tapferen bezwang, die zuvor den Sieg davongetragen hatten, da durchzog ein seltsames Ahnen ihr Herz.

Das Zeichen zum Schluss wurde gegeben, der Fremdling war Sieger geblieben und schritt nun, bald eilend, bald zögernd auf Mechtild zu. Diese hielt eine goldene Kette, die sie zum Dank dem Sieger umhängen wollte, in ihren Händen, die so gewaltig zitterten, dass die Glieder des Kleinods klirrend aneinanderschlügen und sie unfähig war, den Schmuck dem nun vor ihr knieenden Ritter umzulegen. Dieser schien ebenfalls mächtig bewegt. Zögernd öffnete er sein Visier und *Benno - Mechtild* klang es jubelnd wie aus einem Mund. Benno von Reinstein, der Totgeglaubte, war heimgekehrt.

Freude und Jubel bemächtigte sich der Festgenossen, als sie den von allen geliebten und darum tiefbetrauten Rit-

ter wieder in ihrer Mitte sahen. Auch der alte Kurt kam, nachdem er die Wundermär vernommen hatte, mit zitternden Knien herabgeeilt, um das Unglaubliche selbst zu sehen.

Nachdem sich der erste Sturm freudiger Überraschung gelegt hatte, willfahrte Benno den Bitten der Freunde und erzählte die Geschichte seiner Abenteuer und Leiden. Was der alte Kurt berichtet hatte, entsprach der Wahrheit. Aber durch Schwimmen konnte sich Benno vom Tode des Ertrinkens retten. Als er das Ufer erreicht hatte, war er von der übermenschlichen Anstrengung zusammengebrochen. Als er aus tiefer Ohnmacht erwachte, sah er sich in den Händen der gehassten Sarazenen. Diese verkauften ihn an einen persischen Kaufmann, der eine hohe Summe für seinen Besitz zahlte, weil die Sarazenen seinen Wert durch Erzählungen von des Sklaven großer Fertigkeit im Schwimmen zu erhöhen wussten. Der Kaufmann nahm ihn mit sich nach Persien, wo er als Perlenfischer beschäftigt wurde. Da er bald sah, dass die Aussage der Sarazenen sich bewahrheitete, so ließ er Benno doppelt scharf bewachen. Lange musste der Edle dem Kaufmann dienen, so sehr auch das Herz des freigebohrenen, tapferen Ritters sich dagegen auflehnte. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging nur darauf, wie er sich dieser Sklaverei entziehen könne.

Doch umsonst; alles Hoffen und Harren war vergeblich, keine Gelegenheit bot sich ihm zur Flucht. Einst hatte Benno einen ganz besonders wertvollen Fund getan, so kostbare Perlen, dass der Aufseher, in seiner Freude alles vergessend, sogleich zu seinem Herrn eilte, um ihm das fast Unglaubliche zu zeigen. Schnell entschlossen benutzte Benno diesen Augenblick. Er stürzte sich ins Wasser, schwamm

ins Meer hinaus und wurde bald von einem Schiff aufgenommen, welches ihn an die arabische Küste brachte. Von hier aus pilgerte er weiter, bis er die Landenge von Suez erreichte, wo ein Kaufmann sich seiner annahm und ihn mit seinem Schiff nach Malta sandte. Hier fand er Ritter, denen sein Geschlecht bekannt war und die ihn daher nicht nur willig unterstützten, damit er die Heimreise antreten konnte, sondern ihm auch reichliche Mittel gaben, auf dass er in einer Kleidung, wie sie einem Edlen geziemt, vor die seinen träte.

Ohne weiteren Zwischenfall, so schloss er seinen Bericht, sei er nun in der Heimat angekommen und wolle nun die geliebte Mechtild, die so treu seiner geharrt, als Frau in die Burg seiner Ahnen führen.

Der alte Lauenburger umarmte gerührt den heimgekehrten Helden. In heiterster Stimmung setzte man sich zum Mahl nieder. Alle Gäste erwarteten nun die feierliche Verkündigung von Bennos und Mechtilds Verlobung. Aber schon nahte das Mahl seinem Ende, und noch immer hatte der Lauenburger das erwartete Wort nicht gesprochen, ja er war vielmehr, zur Verwunderung aller, immer ernster und schweigsamer geworden.

Ein älter Ritter, der Freund des Grafen, konnte schließlich nicht länger an sich halten und rief: »Nun, wie ist es, Lauenburg, willst du das Glück deiner Tochter nicht verkünden, damit wir auf dasselbe noch manchen Becher leeren können?«

Betroffen blickten alle auf Mechtilds Vater, auf dessen Züge diese scherzend gesprochenen Worte ein schmerzliches Lächeln riefen.

Mühsam erhob er sich und sprach mit bebender Stimme:

»Edle Herren, verzeiht, dass ein altersschwacher Mann im Rausch der Freude auf einen Augenblick seine Pflicht vergessen konnte. Hier an diesem Ort habe ich einst mein Ritterwort verpfändet, dass nur derjenige Mechtild heimführen solle, der die Krone der Harzkönigin aus dem Bodekessel hole und sie ihr als Hochzeitsgabe brächte. Diese Tat forderte ich, weil ich sehr wohl wusste, dass keiner das Schreckliche wagen würde; denn kein lebendes Wesen wird die Krone dem Drachen entreißen. Mechtild hatte ihrem Benno Treue geschworen und war nicht zu bewegen, diese zu brechen. So war die Forderung des Wagnisses der einzige Ausweg, mir Ruhe zu schaffen und mich der traurigen Pflicht zu überheben, manchen ehrenwerten Bewerber abzuweisen. Doch auch dein, teurer Benno, kann nun mein Kind nicht werden, wenn es mir auch fast das Herz bricht, das Glück meiner Lieben stören zu müssen.«

Mechtild war bei diesen Worten leichenblass geworden, und auch Benno, dem nach kurzen Augenblicken der Seligkeit sein Glück abermals entrissen werden sollte, war fast gelähmt vor Schreck.

Der alte Lauenburger sah traurig auf seine Lieblinge und sprach: »Fasst Mut, meine Kinder, und verzagt nicht. Bald naht die Stunde, da Gott mich heimrufen wird. Dann steht Eurer Verbindung nichts mehr entgegen; denn nur ich bin es ja, der sein Wort verpfändet hat und sterben wird, ohne es gebrochen zu haben.«

Da erhob sich der junge Reinsteiner. Mit weitschallender, fester Stimme rief er: »Nein, nein, das sollt, das dürft Ihr auch nicht, und ich, der Bräutigam Eurer Tochter, dulde am wenigsten, dass ein Lauenburger um unseretwillen sein Wort bricht. Ebenso wenig aber dürfen wir auf ein Glück

warten, das uns nur der Tod unseres geliebten Vaters bringen könnte. Nein, diesen Gedanken kann weder Mechtild noch ich ertragen. Nicht umsonst habe ich in den Jahren des Leidens meine Kräfte geübt, nicht umsonst habe ich unzählige Perlen aus der schrecklichen Tiefe des Meeres geholt, wo tausend Gefahren mich bedrohten. Sollte ich mir denn nun nicht die köstlichste Perle, meine Mechtild, erringen können? Mein Entschluss ist gefasst: In drei Tagen werde ich den Versuch machen, die Krone an das Tageslicht heraufzubringen. Der Drache schreckt mich nicht; denn dieses Kreuz auf meiner Brust ist eine Reliquie vom Heiligen Grab, die ich mir aus dem Holz des Kreuzes Christi geschnitten habe. Sein Anblick bannt jeden bösen Geist.«

Erschreckt blickten alle auf den edlen Jüngling und versuchten, ihn von diesem waghalsigen Unternehmen abzubringen; aber umsonst. Selbst die Bitten des Lauenburgers und der lieblichen Mechtild waren vergeblich.

Das schöne Fest, welches so froh begonnen hatte, nahm einen traurigen Verlauf. Schweigsam zogen sich die Gäste zurück, denn das Ende, welches den tapferen Benno treffen würde, schwebte allen vor Augen.

Die Frist, die sich Benno gesteckt hatte, war verstrichen. Viele Menschen hatten sich auf der Rosstrappe eingefunden, um den Verlauf der kühnen Tat zu sehen. Mit zweifelnden Mienen blickten sie in die Tiefe. Es entstand ein leises Gemurmel, als der Graf von Lauenburg mit Mechtild und Benno erschien. Letzterer nahm nun innigen Abschied von Vater und Tochter sowie von einigen befreundeten Rittern. Von den Segenswünschen aller Umstehenden begleitet, trat er das tollkühne Wagnis an. Mit großer Gewandtheit klonn er von einem Felsen zum anderen, bis er an

eine so weit vorspringende Klippe kam, dass jedes Übersteigen unmöglich war. Lange Zeit suchte er vergeblich einen Ausweg, bis er endlich seitwärts eine Tanne entdeckte. Konnte er den Gipfel derselben erreichen, so war das Schwerste überwunden, da er daran hinunterklettern und den Vorsprung zu umgehen vermochte. Mit Einsatz aller Kraft und Gewandtheit führte er den Sprung aus und erreichte glücklich den Wipfel der Tanne. Diese aber war schwächer, als er geglaubt hatte. Der Wipfel brach, Benno stürzte in die Tiefe.

Ein Schrei des Entsetzens folgte diesem Fall. Alle beugten sich über den Abgrund, um Benno zu erspähen. Mechtild war kaum zurückzuhalten, dass sie sich nicht auch hinabstürzte. Da vernahm man leises Rufen und entdeckte, dass Benno bei dem Sturz noch nicht die Tiefe erreicht hatte, sondern von einem Felsvorsprung gehalten wurde. Schnelle Hilfe tat nun Not. Mit aufopfernder Bereitwilligkeit vollführten die dem Abgrund zunächst Stehenden das Werk der Rettung. Die Kräfte des armen Benno reichten nur noch so weit, dass er sich an den hingeworfenen Seilen halten konnte, um damit in die Höhe gezogen zu werden. Schwere Wunden hatte er davongetragen. Bewusstlos wurde er auf die Burg der Lauenburger gebracht, wo er monatelang krank daniederlag. Mit größter Aufopferung pflegte ihn die trostlose Mechtild. Wie er mehr und mehr genas, kehrte auch der alte Frohsinn wieder bei ihr ein. Als die Kräfte des jungen Ritters zunahmen, begann er von der Wiederholung des schrecklichen Unternehmens zu sprechen, aber Mechtild legte ihre Hand auf seinen Mund und beschwor ihn, von dem Entsetzlichen zu schweigen. Es sei ihnen ja vergönnt, so oft beisammen zu sein. Warum noch nach einem

höheren Glück trachten?

Bennos Augen blitzten heftig bei den Worten seiner Braut auf. Vorwurfsvoll entgegnete er: »Meine Mechtild, gilt denn nur das Glück allein? Darf ein Reinstein zurücknehmen, was er gesagt hat und sich als Feigling zeigen? Selbst dein Besitz könnte mich eine so entehrende Handlungsweise nicht vergessen machen. Mit Fingern würden die übrigen Ritter auf mich zeigen. Nein, Geliebte, ein Mann, ein Wort! Mag es enden, wie es will: Zurücktretan kann ein Reinstein nicht!«

Mechtild wagte keine Entgegnung, die Gründe Bennos leuchteten ihr ein, aber nicht minder furchtbar war darum der Gedanke, den Freund noch einmal der schrecklichen Gefahr ausgesetzt zu sehen. Nur der eine Trost blieb ihr, dass lange Zeit bis zur Wiederholung des Wagnisses vergehen würde. Nun hatte kaum der Winter seinen Einzug gehalten und vor Beginn des Sommers konnte Benno nicht daran denken, sein Vorhaben auszuführen.

Nachdem der junge Graf ganz hergestellt war, bezog er seine eigene Burg. Täglich aber trug ihn sein Ross zu seiner geliebten Mechtild. Dabei ritt er stets an das Ufer der Bode, um einen Ort zu erspähen, von dem aus er hinabklettern könne. Überall aber traten ihm schroffe Felsen entgegen, überall bedeckten den Abhang vorspringende scharfe Klippen. Doch Benno ließ den Mut nicht sinken und sein Ausharren wurde belohnt. Denn als ihn eines Tages sein gewohnter Ritt wieder in die Nähe der Bode führte, bemerkte er, dass diese selbst an den reißendsten Stellen gefroren sei. Ein kühner Gedanke stieg in ihm auf. Schnell entschlossen übergab er dem ihm folgenden Knappen sein Pferd, schritt dann vorsichtig den Strom entlang. Ehe er es geahnt hatte,

befand er sich zwischen den riesigen Felsen, welche den Bodekessel einschließen.

Ein furchtbares Brausen und Tosen scholl ihm entgegen, doch furchtlos trat er an den Rand des Kessels, den keine Eisschicht deckte, da das von den Klippen herabstürzende Wasser das Einfrieren verhinderte. Nie hatte er einen solchen Anblick gehabt, nie ein solches Toben der Elemente gesehen. Ihm schien es, als ob nicht ein Geist, nein, als ob Hunderte in diesem Kessel hausen müssten, um die Wassermassen mit solcher Gewalt emporzuschleudern. Einen Augenblick zog selbst in dieses kühnen Ritters Brust ein Gefühl der Furcht, ein Ahnen, dass gegen so höllische Mächte jeder Kampf vergeblich sei; aber er hätte kein Ritter sein müssen, wenn er diese aufkeimende Besorgnis nicht mannhaft überwunden und versucht hätte, sein Auge an den Anblick zu gewöhnen, um demselben das Grausige zu nehmen. Mutig trat er dann den Rückweg an, und freudig stürzte er in Mechtilds Gemach, um ihr von seiner glücklichen Entdeckung zu berichten.

Erbleichend streckte sie dem Verlobten beide Hände entgegen und flehte: »Benno, erhöre meine Bitten, denke an die Unmöglichkeit, jetzt im Winter dein Vorhaben auszuführen. Die Kälte des Wassers wird dein Blut erstarren machen und nimmer kannst du aus dem Kampf mit dem Ungeheuer siegreich hervor gehen. O, Benno, wenn du mich liebst, wage nicht das Schreckliche. Wenn es sein muss, warte, bis der Sommer wiederkehrt.«

Sanft streichelte der Ritter ihre bleichen Wangen und entgegnete: »Ist das die Tochter des tapferen Lauenburgers, die so spricht? Nein, nein, so kann es dein Herz nicht meinen, wie deine Worte es aussprechen. Ich kenne meine mu-

tige Mechtild. Jetzt gehen wir zu deinem Vater und hören, was er zu meinem Plan sagen wird.«

Doch auch dieser wollte anfangs nichts von der baldigen Ausführung der unseligen Tat wissen, bis Benno ihn überzeugte, dass jetzt im Winter wirklich der günstigste Augenblick zur Ausführung sei. Als endlich ihr Vater seine Zustimmung gegeben hatte, da musste auch Mechtild sich fügen. Jede Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang aber war ihr geschwunden. Der Mut, der sie das erste Mal beehrte, hatte sie ganz und gar verlassen.

Als sie am festgesetzten Morgen in Begleitung einiger Edelfrauen den gefürchteten Ort betrat, da blickten die schon versammelten Zuschauer entsetzt auf das todbleiche Mädchen, welches wie ein Geist vorwärts wankte. Alle Ritter der Umgegend waren ebenfalls dem Beispiel Bennos gefolgt und hatten ihren Weg über die Eisdecke der Bode genommen. Staunenden Blickes standen sie nun am Rande des Kessels und sahen auf die brodelnde, schäumende Wassermasse. Bei dem Gedanken, sich dieser grausamen, unheimlichen Tiefe anzuvertrauen, starrte das Blut in den Adern der Kühnsten.

Aber jedes Wort verstummte, denn nun trat Benno von Reinstein unter die Menge. Ein goldgesticktes, blaues Samtwams zierte seine schöne Gestalt, ein persischer Dolch steckte in seinem Gürtel und die Reliquie hing an seidnem Band auf seiner Brust. Mit dieser hoffte er den Drachen zu bannen und seine Kräfte zu lähmen, worauf er den Unhold in Ketten legen wollte, damit er selbst mit der Krone entfliehen könne. Sollte ihm aber die Ausführung seines Planes nicht gelingen, so hatte er den Dolch zu seiner Wehr, um das Untier zu töten. Ungern, so sagte er sich selbst, wür-

de er nur zum Letzteren greifen, denn konnte der Drache nicht vermittelt seiner Zauberkünste sich sterbend in ein noch schrecklicheres Ungetüm verwandeln, wie es einst beim Sturz vom Hexentanzplatz geschehen war?

Wieder nahm er Abschied von dem Lauenburger und von der Braut, aber diese konnte ihm keinen Segenswunsch mit auf den Weg geben. Sowohl ihre Zunge als auch ihr ganzer Körper waren vor Angst gelähmt. Nur ihre Augen folgten mit starren, entsetzten Blicken dem Geliebten, der nun am Rande des Kessels in die Knie sank und ein inniges Gebet zu Gott sandte. Dann ließ er sich von seinem Knappen eine ungeheure eiserne Kette, mit der er den Drachen binden wollte, reichen und stürzte mit kühnem Sprung ins Wasser, wo er den Blicken der Menge entschwand. Lautlose Stille trat ein, keiner rührte sich, alles starrte atemlos auf den Kessel, aus dessen Tiefe plötzlich ein markerschütternder Schrei drang. Doch es war kein Ton aus menschlicher Brust, denn wie ein Gewitter über die Erde zieht und der Blitz gewaltige Berge zertrümmert, so schallte es zu den Ohren der erschreckt Lauschenden. Der Kampf hatte also begonnen. Fieberhaft war die Angst, mit der man auf den Ausgang harrte. Ein furchtbares Klirren eiserner Ketten erschallte. Doch da, o Wunder, tauchte Bennos Haupt aus dem brausenden Strudel hervor. Die mächtige Krone trug der Ritter hoch über sich. Er war sichtlich bis zum Tode erschöpft, denn nur langsam und kraftlos kämpfte er gegen die Wellen. Auch die Krone schien seine Bewegungen zu hemmen. Sie musste unendlich schwer sein. Man sah, mit wie großer Anstrengung Benno sie vorwärts trug. Jubelnder Zuruf schallte dem Sieger entgegen. Selbst auf Mechtilds Antlitz zeigte sich ein freudiger Schimmer, als sie den Geliebten er-

blickte. Aber jeder frohe Laut erstarb auf den Lippen der Versammelten, als sie plötzlich den schrecklichen Körper des Drachen neben ihrem Freund auftauchen sahen.

Mit Benno war auch der Bann, der das Ungetüm fesselte, geschwunden. Mit ungeheurer und wütender Gewalt hatte es die Ketten zerrissen, die es gefesselt hielten. Nun bemerkte auch der Ritter den Unhold und wandte sich ihm schnell entgegen, damit die Reliquie ihn abermals banne. Gleichzeitig zog er seinen Dolch, um in höchster Gefahr sich zu wehren. Da zerriss plötzlich, bei der schnellen Bewegung, das Band, welches das wertvolle Kreuz trug, und der Strudel führte es fort. Nun war der Drache frei. Wutschnaubend stürzte er sich auf seinen Feind, der sich verzweifelt mit dem Dolch wehrte. Trotz der Gefahr, in der er schwebte, die Krone nicht lassen wollte, die ihn durch ihre Schwere in die Tiefe zog. Nun verschwand auch der Drache von der Oberfläche. Totenstille herrschte einen Augenblick im Wasser sowie am Ufer. Da machte ein durchdringender Schrei aus menschlicher Brust das Blut in allen Adern erstarren. Ein dunkler Blutstrom stieg in dem Kessel auf: Benno war von dem Scheusal zerrissen und getötet worden.

Keiner wagte die Augen zu erheben, alle blickten lange Zeit starr und stumm auf den Ort des entsetzlichen Ereignisses. Als aber der erste furchtbare Schreck überwunden war, da wandten sich die Blicke der Versammelten auf die arme Mechtild. Sie lag regungslos in den Armen ihres betrübtens Vaters. Man brachte sie heim. Lange rang sie mit schwerer Krankheit, und der alte Graf wich kaum vom Lager der heißgeliebten Tochter.

Mechtilds Gesundheit kehrte langsam wieder, ihr Lebensmut aber war für immer gebrochen. Als man dann,

nach Verlauf eines Jahres, auch den Vater zu Grabe trug, nahm sie den Schleier und trat in das Kloster Wendhusen ein. Dort lebte sie nur dem Andenken Bennos und ihres Vaters, mit denen vereinigt zu sein, ihr höchster Wunsch war. Zum dritten Mal nach ihres Geliebten Tod zog der Frühling ins Land. Da blühten die ersten Veilchen, die sie einst als Bennos Gruß so hoch beglückt hatten, auf ihrem Grab. In der Trauerweide, die den Hügel beschattete, sangen die Vöglein wehmütig und leise von der Liebe Lust, von der Liebe Leid.

Die Teufelsmauer

Meilenlang zieht sich am Ostrand des Harzes mitten durch die vorgelagerte Ebene ein steiler, schmaler Bergrücken hin, dessen Spitze von einer fortlaufenden Kette grotesker und fantastischer Felsgestalten gekrönt ist. Bei Blankenburg hebt er an und erst gegen Ballenstedt hin findet er sein Ende. Seine Formen sind so auffällig und abenteuerlich, dass es uns natürlich erscheint, wenn sich des Volkes Gedanken und Witz mit ihnen beschäftigt haben. Dieser Bergrücken heißt die Teufelsmauer.

Wie von Riesen Händen zusammengefügt, steigen die Felsen bald als schroffe Klippen in die Höhe, bald fallen sie zerklüftet und schroff hinab, um in einem Fuß zu enden, der sich aus zersplittertem Steingeröll auftürmt.

Derlei Naturerscheinungen finden sich wohl auch in anderen Gegenden des Landes, aber nirgends in so beträchtlicher Ausdehnung und in so eigentümlicher Bildung. Muhmen- und Bauernweisheit haben verschiedenartigste

Vermutungen über die Entstehung der Teufelsmauer aufgestellt. Bald wurde sie für das Resultat vulkanischer Revolutionen gehalten, bald sollte sie ihr Dasein der Kraft wildströmender Überschwemmungen verdanken, dann wieder wurde sie für einen Bau riesenhafter Urvölker erklärt. Der Volksglaube endlich, der alles, was ihm unerklärlich und grauenhaft vorkam, für ein Teufelswerk hielt, bildete sich folgende Vorstellung von der Entstehung dieser Felsenformation.

Der Teufel wollte mit Gott die Erde teilen. Ihm sollte die eine Hälfte zufallen, dem lieben Gott die andere. Um aber die Grenze, die er vorgeschlagen hatte, genau zu bezeichnen und für später auch zu verhindern, dass die Verkünder der Lehre Christi in seinen Bereich kämen, türmte er in finsterner Nacht eine riesige Mauer auf, bei deren Bau ihm alle bösen unterirdischen Geister helfen mussten. Am Tage aber zerstörte der allmächtige Gott durch die Gewalt seiner verheerenden Blitze alles, was der Teufel in finsterner Nacht geschaffen hatte, sodass der Böse sein nutzloses Werk aufgeben musste. Die Trümmer aber und die zerrissenen Felsbrocken blieben als ein Zeugnis der Allmacht des Höchsten und der Ohnmacht seines Widersachers stehen. Unweit von Blankenburg hebt sich der *Großwater* aus der langen Reihe der Felsen, nahe dabei der *Ziegenkopf*, auf welchem man Spuren eines erloschenen Kraters gefunden haben will. Nahe bei Timmenrode zeigt man den *Ludwigsfelsen*. Er hat seinen Namen von einer großen Ähnlichkeit mit dem Profil Ludwigs erhalten, der sich als Flüchtling in Blankenburg fast ein Jahr lang aufhielt.

Ein interessanter Weg, der *Löbbekensteig*, verläuft auf dem Kamm der Teufelsmauer hin und endet in einer dunklen

Talschlucht, dem *Sautrog*. Dort soll vor Zeiten eine Richtstätte der heiligen Feme gewesen sein.

Die Gegensteine

Nördlich von Ballenstedt erheben sich auf einer mäßigen Anhöhe zwei einzeln stehende Felsen oder Bruchstücke einer Felswand, welche als Fortsetzung der Teufelsmauer angesehen werden können. Auch hier sollen böse Geister hausen, welche bald als feurige Kugeln, bald als hüpfende Flammen den Menschen erscheinen, um sie heranzuziehen und zu verderben. Wer sich verleiten lässt, in die Nähe dieser unheimlichen Wesen zu gehen und ihrem Treiben zuzusehen, der verschwindet für immer. Gute, gottergebene Menschen aber sind gegen die Angriffe der bösen Geister gefeit. Vor vielen, vielen Jahren, als Ballenstedt noch ein kleines Dorf war, ritt ein Bauersmann von dort nach Quedlinburg, um in der Stiftskirche zu beten und dem Gottesdienst beizuwohnen. Unterwegs schlief der Bauer ein, denn die Sonne brannte trotz der frühen Tageszeit schon sengend hernieder. Das Pferd merkte bald, dass es nicht mehr geleitet wurde, ging seines Weges, wie es ihm behagte. Als es an eine Wiese voller herrlich duftenden Klees kam, lenkte es sofort hinein und irrte grasend immer weiter von der Landstraße ab.

Endlich erwachte der Bauer und schaute verwundert umher, denn die Gegend, in der er sich befand, war ihm ganz fremd. Nie hatte er in der Nähe Ballenstedts diese mächtigen Felsen, nie den undurchdringlichen Wald gesehen, der sich in ihrer Nähe ausdehnte. Ratlos blickte er umher, um

einen Ausweg aus der Wildnis zu suchen, als er vor sich in dem Felsen eine Höhle gewahrte. Er stieg vom Pferd und näherte sich furchtsam der Höhle. Als er zaghaft hineinsah, war er nicht wenig überrascht, darin eine große Braupfanne voller Goldstücke zu finden. Vor derselben lag eine silberne Tafel, mit Karfunkeln eingefasst und mit Zeichen bedeckt, welche aus blitzenden Edelsteinen gebildet waren. An den Kessel gelehnt stand eine prächtige Fuhrmannspeitsche, welche dem Bauersmann ganz besonders in die Augen stach und die er sicher gleich an sich genommen hätte, wenn nicht ein hässlicher schwarzer Pudel mit glühenden, rollenden Augen in der Höhle gelegen hätte.

Das Gold blinkte so verführerisch, dass der Bauer sich nicht enthalten konnte, es ein wenig näher zu besehen. Als er dicht neben der Braupfanne stand und der unheimliche schwarze Wächter sich gar nicht darum zu kümmern schien, fasste er sich ein Herz, holte schnell eine Handvoll Gold aus dem Kessel und lief rasch aus der Höhle.

Hei! Wie glänzte das Gold in der Sonne, wie reich, wie glücklich fühlte sich unser Bäuerlein. Aber die schöne Peitsche hatte er vergessen und die musste ihm um jeden Preis gehören.

So schritt er noch einmal in die Höhle hinein und nahm die Peitsche zu sich. Dabei fielen seine Blicke wieder auf das Gold, das ihn noch mächtiger als vorhin anzog. Er wagte, nun schon kühner geworden, noch einen Griff. Da fletschte der schwarze Hund die Zähne und glühender rollten seine Augen. Aber den Bauersmann hatte das Gold fast toll gemacht, alle Furcht war vergessen, er sah nichts um sich her und habgierig griff er zum dritten Mal in die Pfanne.

Da erhob der Hund ein furchtbares Geheul, das von allen Bergen grollend widerhallte. Blitze zuckten und Feuerstrahlen fuhren aus den Augen des schrecklichen Tieres. Die ganze Erde schien zu beben und finstere Nacht verbreitete sich ringsumher.

Der Bauer wusste nicht, wie ihm geschehen, denn gelähmt vor Schreck war er dennoch aus der Höhle gekommen und schaute nun entsetzt um sich. Wald und Berge waren verschwunden, nur zwei Felsklippen erhoben sich vor seinen Blicken. Als ihm die volle Besinnung zurückgekehrt war, da kam ihm die Erinnerung an das eben Erlebte deutlich zurück.

In demselben Augenblick, als der Hund das furchtbare Geheul ausgestoßen hatte, war der Teufel aus der Tiefe emporgestiegen, hatte die Braupfanne und die magische Tafel ergriffen und war, umgeben von einer Menge kleiner Teufel, hohnlachend emporgefahren. Dann hatte der Böse den hohen Felsen mit einem Fußtritt in zwei Teile gespalten und war mit seinem Gefolge darin verschwunden. Im Inneren der einen Felsklippe hatte es dann geklungen, als wenn Goldstücke von Stufe zu Stufe in die Tiefe fielen.

Nun war der Himmel wieder klar und heiter und ringsumher herrschte lieblicher Friede, aber der Bauersmann stand noch immer da mit wüstem Kopf und schwerem Herzen und konnte sich nicht erholen von dem furchtbaren Schreck. Die Peitsche hielt er in der Hand. Nun fühlte er auch, wie seine Taschen, in die er das Gold gesteckt hatte, so schwer herabhingen, dass ihn die Last fast zu Boden zog. Gierig griff er hinein, um sich an dem Anblick seines Besitzes zu erfreuen und darüber die ausgestandenen Qualen zu vergessen. Aber, o weh, statt des Goldes hatte das habgie-

rige Bäuerlein lauter Kieselsteine in der Hand.

Um seine Hoffnung, reich heimzukehren, sah er sich schändlich betrogen. Er fühlte sich so unglücklich und elend, dass er nur mühsam seinen Weg nach Hause reiten konnte. Gebrochen an Leib und Seele kam er dort an. Der Gedanke, dass er des Teufels Gut berührt habe, quälte ihn so sehr, dass er schon nach wenigen Tagen starb.

Die zerspaltete Felswand aber sind die Gegensteine, von denen der eine *der Laute*, der andere *der Stumme* genannt wird. In dem Lauten sitzt der Teufel und ruft den Wandernern ihre Worte nach.

Als einst ein frommer Mönch dort vorbeizog, bat er, Gott möge doch auch hier der Herrschaft des Teufels ein Ende machen. Da erschallte eine sanfte Stimme und verkündete, dass eine Jungfrau, auf den Wogen des Weltmeers geboren, keusch und rein wie die Morgenröte, den Zauber lösen, das Ungetüm im Felsen vernichten und den Schatz als Eigentum erlangen werde, wenn sie in der Mitternachtsstunde am Tage Allerheiligen vor dem Felsen erscheine und kniend mit aufgehobener Rechten dreimal ihren ganzen Namen mit lauter Stimme gegen den Felsen ausrufe und im Gebet sich vor dem Höchsten beuge.

Blankenburg

Die Blankenburg, das freundliche Jagdschloss der Herzöge von Braunschweig, ist trotz seines hohen Alters an Sagen arm, allein zu bedeutend, als dass ein Rückblick auf seine Vergangenheit nicht lohnend erschiene.

Schon auf meilenweite Entfernung leuchtet die Burg von

dem bläulich schimmernden Blankenstein dem Wanderer entgegen, und entzückt blickt das Auge auf ihre liebliche Umgebung.

Die Zeit der Gründung ist nicht festzustellen, doch nimmt man an, dass Blankenburg schon im 6. oder 7. Jahrhundert bestand. Zunächst soll die Burg die Residenz der alten sächsischen Gaugrafen gewesen sein, von denen die Askanier, die Wernigeröder und andere abstammen.

Ein späteres Geschlecht nannte sich Grafen von Blankenburg und erhielt die Besetzung als Lehn vom Herzoge von Sachsen. Die jüngere Linie dieses Grafengeschlechts war im Besitz des Reinsteins und der Heimburg. Nach dem Erlöschen der Hauptlinie aber kam auch die Blankenburg in ihren Besitz.

Von mancherlei Zerstörungen durch Krieg oder sonstige Schicksalsschläge wurde die Burg heimgesucht, aber jedes Mal ließen ihre Bewohner sie wieder restaurieren und verschönern. So zerstörte Kaiser Friedrich I. im Jahr 1181 die Blankenburg, weil Graf Siegfried ein treuer Anhänger des von ihm in die Acht erklärten Heinrich des Löwen war. Desgleichen überfiel ein Graf von Wernigerode im Jahr 1386 die Burg und verwüstete sie in Abwesenheit ihres Besitzers.

Ganz besonders ließ es sich im 16. Jahrhundert Graf Ulrich V. angelegen sein, das Schloss aufs Beste zu verstärken und zu vergrößern. Aber schon im Jahr 1586, als sein Bau kaum vollendet war, entstand eine furchtbare, durch Tücke angelegte Feuersbrunst, welche einen großen Teil des Schlosses wieder einäscherte. Die Gräfin von Blankenburg und ihre treue, ergebene Hofmeisterin kamen in den Flammen um und nur mit genauer Not wurden der Graf und die

Kinder gerettet.

Als im Jahr 1599 die Reinstein-Heimburgsche Linie erlosch, kam das Schloss an die Herzöge von Braunschweig. Auch den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges entging Blankenburg nicht ganz, wie die an der Südseite eingemauerten Kanonenkugeln bezeugen, die Wallenstein vom Catrinusberg gegen dasselbe abschießen ließ. Größere Zerstörungen wurden indessen nicht angerichtet.

Nach und nach wurde das Schloss mit fürstlicher Pracht ausgestattet und erreichte im 18. Jahrhundert seine höchste Glanzperiode, als die Grafschaft vom Kaiser zum Fürstentum erhoben wurde.

Der Grund dieser Wandlung war, dass die älteste Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf mit Kaiser Karl VI. vermählt wurde. Die berühmte Kaiserin Maria Theresia war eine Tochter dieser Christine Elisabeth von Blankenburg.

Auch einer jüngeren Tochter des Herzogs war ein anscheinend glänzendes Los bestimmt, da Peter der Große sie zur Gemahlin des Thronfolgers, seines Sohnes Alexi, erkor hatte. Diese Verbindung, die von den Eltern so freudig begrüßt wurde, war für Charlotte Sophie nur eine Kette furchtbarer Qualen. Der rohe Zarewitsch, dem sie wider Willen vom Vater zur Gattin aufgedrungen war, misshandelte die liebenswürdige und anmutige Frau aufs Empörendste. Flehend bat diese ihre Eltern, sich ihrer zu erbarmen und sie im Vaterhaus wieder aufzunehmen. Allein ein energischer Brief des Herzogs Ludwig Rudolf sagte der unglücklichen Fürstin mit dürren Worten, dass sie auf Hilfe von seiner Seite nicht zu rechnen habe, dass man sich ihretwegen nicht mit dem mächtigen Russland verfeinden könne. Verlassen von allen, ein Opfer der Politik, hätte sich die

Beklagenswerte zu Tode gegrämt, wenn nicht eine der Hofdamen, Fräulein von Königsmark, tiefes Mitleid für die unglückliche Fürstin empfunden hätte. Als einst der Großfürst seine Gemahlin mit einem Faustschlag zu Boden gestreckt hatte, gab die Königsmarck dieselbe für tot aus, ließ eine Puppe beerdigen und verhalf ihr zur Flucht nach Amerika, wo sie sich nach dem Tode Alexis mit einem Chevalier d'Aubert vermählte und, nur von wenigen gekannt, in Brüssel starb.

Nachdem Ludwig Rudolf das zeitliche gesegnet hatte, verlebte seine Witwe, die hochverehrte Christine Luise, ihre letzten Jahre in Blankenburg. Von ihr wurde auch das nun verfallene Lustschlösschen Luisenburg auf dem Catriusberg angelegt. Nach ihrem Tod wurde Blankenburg nur selten, meistens zur Jagdzeit von seinem Besitzer bewohnt.

Viele Erinnerungen an frühere Zeiten beherbergt das Schloss, unter anderen manch altes Gemälde sowie die Porträts der lieblichen Töchter Ludwig Rudolfs, Maria Theresias und Egmonts. Auch das Bild einer gespenstischen weißen Frau, die Unheil verkündend sich in diesem, wie in manchen anderen Schlössern zeigen soll, hängt in der Bibliothek.

Hinter dem Schloss ist der herzogliche Wildpark, der Tiergarten, mit herrlichen Laubgängen und von munteren Hirschen und Rehen belebt.

Der Ursprung der am Fuße des Blankensteins liegenden Stadt Blankenburg reicht in die älteste Zeit zurück und soll als ehemaliges Dorf von Heinrich I. zur befestigten Stadt erhoben sein.

Der Reinstein oder Regenstein

Nördlich von Blankenburg erheben sich aus sandiger Fläche mächtige, schroffe Sandsteinfelsen, welche den Namen Reinstein oder Regenstein führen. Einige Forscher meinen, dass diese Benennung von *Reihe* – im Niederdeutschen *Rege* – abzuleiten sei, da die Felsen in der Tat eine lange Reihe bilden. Andere wieder wollen den Namen von *ragin*, d. i. *raten*, herkommen lassen. Der Felsenberg soll nämlich den Germanen einst als Versammlungsort gedient haben.

Von großem Interesse sind die auf diesen Felsenbildungen noch erhaltenen Überreste der Burg Reinstein, deren Erbauung in ganz alte Zeiten zurück reicht und höchst mühevoll und schwierig gewesen sein muss. Die Gründer der Burg sind der Nachwelt nicht übermittelt, doch erzählt die Sage, dass der Bau schon von den Sachsen ausgeführt und dem tapferen Häuptling Hatebold aus Dankbarkeit zum Geschenk gemacht sei, weil er Molverich, den König der Thüringer, siegreich bekämpft hatte.

Mit unbeschreiblichem Fleiß und großer Ausdauer muss diese Feste hergestellt sein, denn alle Gemächer, die Kirche und die Gewölbe, welche als Gefängnisse dienten, sind unmittelbar in das harte Gestein hineingemeißelt. Dass man die Höhlungen schon vorgefunden und danach zweckentsprechend vervollständigt hat, ist wohl kaum anzunehmen.

Heinrich der Finkler ließ diese natürliche Felsenburg durch einen Anbau bedeutend erweitern. Nachdem dieselbe längere Zeit im Besitz der Gaugrafen gewesen war, kam sie an die Grafen von Blankenburg, ein Geschlecht, dessen eine Zweiglinie die Reinsteiner bilden. In den meisten Fehden des Mittelalters wird der Name Reinstein genannt,

wohl ein Zeichen, wie allezeit kampfbereit dieses Geschlecht war. Manche Klagen über die Raublust und Wildheit desselben sind geführt worden.

Nachdem die Familie der Reinstein aber erloschen war, kam die Burg an die Grafen von Heimburg, später an Braunschweig und endlich wurde sie das Eigentum des Kurfürsten von Brandenburg, der den einstigen Rittersitz in eine Festung verwandelte. Unter dem Pulverturm ist noch der preußische Adler sichtbar.

Im Siebenjährigen Krieg eroberten die Franzosen die Festung, blieben indessen nur kurze Zeit im Besitz derselben, da ein Schuss das Brunnenrad getroffen hatte und Wassermangel die Eroberer zum Abzug nötigte. Danach aber wurde die Festung leider durch die Preußen zerstört, soweit das überhaupt möglich war, damit sie den Feinden keinerlei Vorteil mehr darbieten könne.

Auf dem Felsennest, einem mächtigen Zeugen bewegter Vergangenheit, trat nun Totenstille ein. Kein Waffengeklirr, kein Donnern der Geschütze unterbricht mehr die friedliche Stille, und innerhalb der Mauern, die einst von dem Jammern und Klagen der Gefangenen widerhallten, geht es heute weit gemütlicher zu: Dort hat ein Wirt eine Sommerwirtschaft errichtet. Herrliche Aussicht in die Ebene bietet sich, die besonders reizvoll an einem Vorsprung ist, welcher *der verlorene Posten* genannt wird.

Die Benennung stammt von einem eigentümlichen Vorfall, der sich an diesem Ort vor Jahren zugetragen hat. Damit die Feinde sich nicht heimlich durch den Vogelsang, ein am Fuße des Reinsteins liegendes Tal, der Festung nähern konnten, war an diesem Vorsprung ein Posten aufgestellt. Einst, bei heftigem Unwetter, suchte die Schildwache

Schutz in dem nahestehenden Schilderhäuschen. Dieses aber wurde von einem Windstoß losgerissen und mitsamt dem Soldaten in die Tiefe geschleudert. Als man aber am nächsten Morgen erschreckt das Unglück wahrnahm und die Leiche des Zerschmetterten aufsuchen wollte, saß der Soldat zum Staunen aller wohlgenut auf einem Stein und harrte der Hilfe. Nur eine leichte Verletzung des Fußes hinderte ihn am Gehen.

In späteren Jahren hatte ein Jägerbursche sich aus dieser beträchtlichen Höhe von 1250 Fuß hinabgestürzt. Auch er ist mit dem Leben davongekommen.

In der Nähe des verlorenen Postens befindet sich ein Burgverlies, an welches sich folgende Sage knüpft.

Da noch die Reinstener im Besitz der Burg waren und arg als Raubritter hausten, hatte sich einer der Grafen die Tochter des Ritters von Heimburg zur Frau auserkoren. Das Edelfräulein aber hasste den grausamen und wilden Mann und weigerte sich, demselben anzugehören. Darüber erzürnt, sann dieser auf Rache oder auf einen Zufall, der ihm das Mädchen in die Hände führen werde. Er bewachte die Umgebung von Heimburg mit Argusaugen. Endlich glückte ihm sein abscheulicher Plan. Als das ahnungslose Edelfräulein sich einst allein eine Strecke von ihrem Schloss entfernt hatte, überfiel der Ritter die Erschreckte und entführte sie auf seine Burg.

Hier stellte er es Leonore frei, ob sie gutwillig seine Frau werden oder drunten im schauerlichen Burgverließ schmachten wolle. Auf die Hilfe ihrer Verwandten dürfe sie nicht hoffen, da keiner von ihrem Verbleib eine Ahnung habe.

Die Unglückliche wusste sehr wohl, welche Qualen im

dumpfen Kerker ihrer warteten, aber trotzdem blieb sie beharrlich bei ihrer Weigerung; lieber tot, als diesem Verhassten angehören!

Schreckliche Tage folgten. Kein Lichtstrahl, kein Laut drang in das schauerliche Gewölbe. Leonore war es, als sei sie lebendig begraben. Durch eine kleine Öffnung erhielt sie Speise und Trank; genug, um ihr Leben zu fristen, zu wenig, um den nagenden Hunger zu stillen. Durch den Mangel an Nahrung hoffte der Graf, die Gefangene leichter zu beugen und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber Leonore war fest entschlossen, das Äußerste zu ertragen. Sie hoffte noch immer auf irgendeinen rettenden Zufall – umsonst. Es war trotz aller Nachforschungen den Eltern unmöglich, ihren Aufenthalt zu erkunden. Die Tochter wurde längst als tot betrauert.

Aber der Wunsch, zu leben und wieder frei zu sein, ließ Leonore nicht verzagen. Tag und Nacht sann sie auf eine Möglichkeit, sich selbst zu befreien. Da, als die Herbststürme die Burg umbrausten, hörte die Gefangene an dem Rauschen, welches an ihr Ohr schlug, dass die Wand, die sie von draußen trennte, nicht allzu stark sein könne. Hätte sie nur ein Werkzeug gehabt, das Gestein zu durchbrechen. Plötzlich gedachte sie ihres Ringes, den ein selten großer Diamant schmückte. Sie wusste, welche Härte dieser Edelstein besitzt und verbuchte, mit demselben eine Vertiefung in die Mauer zu kratzen. Welch ein Hoffnungsstrahl! Das harte Gestein zerbröckelte unter dem eifrigen Schaben. Nun gönnte sie sich kaum die nötigste Ruhe und arbeitete mit dem Eifer der Verzweiflung an ihrem mühsamen Werk. Monatlang hatte sie sich schon geplagt. Endlich drang ein winzig kleiner Lichtschimmer in das finstere Gewölbe.

Wonne-trunken über den lang entbehrten Anblick warf sich Leonore auf die Knie, dankte Gott inbrünstig für das bisherige Gelingen ihres Werkes und bat um weitere Hilfe. Sorgfältig wusste sie die Spuren ihrer Befreiungsarbeit vor jedermanns Auge zu verbergen. Als mehr denn ein Jahr vergangen war, konnte sie an die Flucht denken.

Eine mond-helle Nacht hatte die mutige Leonore zur Ausführung ihres Planes ausgesucht, damit sie nicht auf falsche Fährte gelange und abermals ihrem Verfolger in die Hände falle.

Mühsam zwängte sie sich durch die enge Öffnung und wollte eiligst weiterfliehen, als sie zu ihrem Entsetzen einen furchtbaren Abgrund vor sich erblickte. Kein anderer Ausweg war erreichbar. Was sollte die Geängstigte beginnen? Zurück in den Kerker? Abermals sich in die Gewalt ihres Peinigers begeben? Nein, lieber zerschmettert dort unten in der Tiefe liegen. Ein kurzes Gebet um Hilfe, und Leonore begann ihre gefährliche Wanderung. Sie klomm von Klippe zu Klippe. Die furchtbare Angst gab ihr die Kraft, das Unmögliche zu vollbringen. Wohl waren Hände und Knie verwundet vom scharfen Geklipp, aber die Fliehende achtete nicht der Schmerzen – vorwärts, nur vorwärts!

Endlich war das Tal erreicht. Mit Aufbietung der letzten Kräfte jagte Leonore fort, bis sie, zu Tode ermattet, vor den Toren ihrer väterlichen Burg zusammenbrach.

In die Freude der Eltern über die Rückkehr des längst totgeglaubten Kindes mischte sich der Zorn über die Untat des Ritters von Reinstein. Im Verein mit zahlreichen Verwandten und Freunden belagerten die Heimburger dessen Burg; allein trotz Aufbietung aller Kräfte war es ihnen unmöglich, das Felsennest einzunehmen. Ungerächt aber

durfte die Grausamkeit des Ritters nicht bleiben. So griffen seine Feinde zur List. Die Belagerung wurde aufgehoben. Als der Reinsteiner das Abziehen der Truppe gewährte, dem Frieden aber doch nicht recht traute, ließ er schleunigst die Bauern der Umgegend entbieten, ihm Lebensmittel zu bringen, damit, falls seine Feinde zurückkehren sollten, die Burg auf längere Zeit versorgt wäre.

Auf diesen Befehl hatten die anderen nur gewartet. Als Bauern verkleidet, führten sie selbst die Wagen in den Hof. Hier angelangt, warfen sie die Kittel ab, stachen die Wachen nieder und drangen in die Burg, den gehassten Reinsteiner zu ergreifen oder zu töten. Anfangs verbarg sich dieser in einem sicheren Gewölbe. Als er jedoch sah, dass alles verloren und seine Burg nicht mehr den Händen der Feinde zu entreißen sei, da dachte er an die Erhaltung des Lebens. In Betten verschnürt, ließ er sich von der steilsten Höhe des Berges hinabwinden. Da man nicht daran gedacht hatte, an diesem unwegsamen Ort Wachen auszustellen, gelang ihm die Flucht.

So entkam der Graf von Reinstein zwar den rächenden Händen seiner Feinde; aber arm und heimatlos war er noch lange Jahre umhergeirrt. Keiner weiß, wo der einst gefürchtete Ritter gestorben war. Seine Burg kam in den Besitz des Geschlechts der Heimbürger. Als Leonore später einen braven und tapferen Ritter heiratete, wurde ihr die Burg zum Hochzeitsgeschenk gemacht. Wo sie einst so schweres Leid erduldet, lebte sie noch viele Jahre froh und glücklich.

Die Zwerge von Wernigerode

Rings um Wernigerode wohnten Hunderte von Zwergen. In den Bergen, im Tiergarten, ja selbst in den Teichen hatten sie ihre Schlupfwinkel. Dort, wo sich der Teichdamm befindet, war ehemals ein wirklicher Teich. Die Zwerge aber, die denselben bewohnten, nannte man Nickel. Waren sie auf dem Land gewesen und wollten wieder hinab in ihre Behausung, so schlugen die Kleinen mit einer Rute auf das Wasser. Sofort teilte sich dasselbe und tat sich wieder zu, wenn die Zwerge hindurchgeschritten waren.

Oft nahmen die Nickel auch Kinder mit in ihre Höhlen, welche unter dem Teich lagen und von Gold und Silber strotzten. Darum fürchteten die Bewohner von Wernigerode sich sehr vor ihnen.

Eine Frau, die in Nöschenrode wohnte, hatte ein kleines Kind, welches gar nicht gedeihen wollte. Anfangs war es rund und voll gewesen, hatte ein niedliches Gesichtchen gehabt, plötzlich aber wurde es grau und mager. Nur der Kopf nahm an Stärke zu, ja, er wurde ungestaltet dick. Die Mutter härmte sich über die Verwandlung, die mit ihrem Liebling vorgegangen war, und fragte alle um Rat, aber keiner konnte ihr helfen.

Als nun das Kind sechs Wochen alt war, nahm es die Frau, um mit ihm in die Kirche zu gehen und es einsegnen zu lassen, wie das damals Brauch war.

Kaum aber hatte sie die große Brücke betreten, die nach Wernigerode führte, als aus dem Wasser heraus eine grobe Stimme rief: »Kuhlkropf, wo willst du hin?«

Wie erschrak aber die gute Frau, als ihr kleines, sechs Wochen altes Kind mit kräftiger Stimme entgegnete:

*Ich will nach der Lieben Frauen
und mich lassen weihen,
dass ich mag gedeihen.*

Auf einmal wurde es ihr klar, dass sie einen Nickel anstatt ihres eigenen Kindes gehegt und gepflegt hatte, und laut aufschreiend warf sie das kleine Geschöpf ins Wasser. Die Fluten teilten sich und der Zwerg war verschwunden. Als aber die Frau klagend und jammernd über den Verlust ihres geliebten Kindes zu Hause wieder anlangte, da, zu ihrer größten Freude, lag das kleine Wesen so rosig und lieblich wie nie zuvor in seiner Wiege und schlummerte.

Auch die Zwerge vom Kreuzberg hatten einer Mutter ihr Kind vertauscht und diese merkte es lange nicht. Endlich kam sie hinter den Betrug. Um sich aber vollends zu überzeugen, holte sie eine halbe Eierschale und kochte Wasser darin.

Wie dies das Kind sah, fragte es: »Mutter, wat wutte da maken?«

»Dik Tee inne kooken«, war die Antwort.

Da blickte das kleine Geschöpfchen verwundert auf und rief:

*Sau bin ick doch sau oolt
wie de Schimmelvoolt.
Dreimal e hacket un dreimal e kooft,
und häwwe noch nich eseihn in de Eierschal Water koo-
ken.*

Kaum hatte das Zwergkind sich durch diese Worte verraten, als es auch verschwunden war und an seiner Stelle das

richtige Söhnchen der Leute stand. Der Knabe erzählte seinen Eltern viel von den Zwergen, bei denen er gewohnt hatte, dass sie immer gut und freundlich zu ihm gewesen seien, dass er dort von Gold und Silber gegessen hätte und des Nachts in einer Mütze geschlafen habe, aber so weich und schön wie in seinem Bett. Hatte er beim Spielen sein Zeug zerrissen, so hätte ein Zwerg nur darübergestrichen und es sei wieder heil gewesen. Ebenso hätten sie jede Wunde, die er durch Fallen oder Stoßen sich zugezogen hatte, nur durch einfaches Handauflegen geheilt. Der Zwerg, der ihn hierhergebracht hatte, habe ihm auch gesagt, er solle den nächsten Sonntag allein vor die Höhle kommen und ihn rufen.

Als der Sonntag gekommen war, ging der Knabe hinaus zum Kreuzberg. Auf sein Rufen erschien sofort einer der Zwerge, der war aber gar nicht so freundlich wie gewöhnlich, sondern schalt den Kleinen, dass er so vieles ausgeschwatzt habe. Dann gab er ihm hundert Taler und bestimmte, wem davon abgegeben werden solle. Als Bedingung aber forderte er, dass Fritz fernerhin verschwiegen sei. Außerdem solle jeden Morgen auf dem Fensterbrett Geld für ihn und seine Eltern liegen, doch jedes Mal, bevor er es herabhole, müsse er sich ja waschen und dürfe auch nicht den seinen verraten, woher er das Geld nähme. Nachdem alles genugsam beredet war, ging der Knabe nach Hause, wo seine Eltern schon ängstlich auf ihn warteten, denn seine Abwesenheit hatte nicht, wie Fritz glaubte, nur einen Tag, sondern volle drei Tage gewährt. Vor der Höhle war es aber gar nicht dunkel geworden, und daher meinte der Knabe, dass die Nacht noch nicht hereingebrochen sei.

So wie der Zwerg gesagt hatte, geschah es: Jeden Morgen

lagen mehrere Groschen, gerade so viel, wie der Tageslohn der Eltern betrug, auf dem Fensterbrett. Fritz brachte es allemal, wenn er sich gewaschen hatte, seinen Eltern.

Diese waren neugierig genug, zu erfahren, woher wohl der Knabe immer das Geld nähme. Eines Morgens schlich deshalb die Mutter heimlich dem Kleinen nach. So wie sie sich aber vorbeugte, da bekam sie einen heftigen Nasenstüber. Gleichzeitig rief es: »So neugierig, wie du, sind alle Frauensleute!« Die Schmerzen in der Nase wurden aber bald so heftig, dass die Frau zum Arzt schicken musste. Da sie sich aber schämte, dem Doktor den Ursprung der Krankheit zu sagen, konnte dieser ihr nicht helfen, und die Anschwellung wurde immer schlimmer.

Als nun der Sonntag kam und der Knabe wieder zur Zwerghöhle ging, gab ihm einer der Zwerge einen Topf mit einer Salbe darin und bedeutete ihm, davon etwas auf die Nase seiner Mutter zu schmieren, auch sonst den Inhalt bei Krankheiten zu gebrauchen, allemal würde diese Salbe helfen. Glücklicherweise brachte Fritz das Töpfchen heim und befreite seine Mutter sofort von ihrer Qual.

Später mussten die Zwerge fortziehen auf den Rammelsberg zum Kaiser Otto, wie sie sagten. Da haben sie Fritz so überreich mit Schätzen bedacht, dass er Ritter von der Harburg wurde und angesehen und glücklich dort noch viele Jahre lebte.

Der Hauptaufenthalt der Zwerge war aber in der Heidemühle; denn dort wohnte Trultram, ihr Befehlshaber. Sie liehen ihr Silbergeschirr zu Hochzeiten und Kindtaufen aus und bekamen dann zum Dank ein wenig von der Festspeise darin zurückgeschickt. Einige Leute glaubten, sie könnten die wertvollen Schüsseln ungestraft behalten, und brachten

diese den kleinen Eigentümern nicht wieder; aber da hatten sie sich denn doch arg getäuscht, denn wohin sie die Schüsseln auch stecken mochten, dieselben verschwanden jedes Mal.

Einst feierte der Sohn des Grafen von der Harburg seine Hochzeit. Da viele Gäste zu dem Fest geladen waren, bat man die Zwerge in der Heidemühle um ihre Schüsseln und erhielt sie auch. Pruttam, ein Knappe des Grafen, ein streitsüchtiger, boshafter Mensch, schickte dem kleinen Volk aber statt der Speisereste nur Unrat. Diese Handlungsweise empörte die Zwerge, sie verfolgten und peinigten die Diener, wo sie nur irgend konnten, und diese wieder versuchten sich an den Kleinen zu rächen. So entspann sich eine Fehde zwischen ihnen, und eines Abends lauerten die Knappen in der Heidemühle dem Völkchen auf. Um elf Uhr erschienen die Zwerge. Sofort fielen die Burschen über sie her, aber die gewandten Kleinen entwischten durch eine Falltür, die von der Mühle aus in ihre Höhle führte. Nur der kleine dicke Trultram fiel in die Hände seiner Feinde. Die Knappen jedoch wollten die ganze Schar, welche die Mühle bewohnte, in ihrer Gewalt sehen und ließen deshalb das Wasser in die Höhle hinab. Nun war den Zwergen ihr Schlupfwinkel genommen. Wohl oder übel mussten sie zum Vorschein kommen und sich ergeben. In drei Wagen wurden die Kleinen mit ihrem Befehlshaber zur Harburg gefahren und hatten lange dort im Kerker schmachten müssen.

Als die Zwerge später wieder befreit wurden, sind sie fortgezogen, und nur wenige sind in Wernigerode zurückgeblieben.

Der Mönchsbrunnen

Als einst das Kloster Himmelpforte bei Wernigerode zerstört wurde und alle Mönche fliehen mussten, da wandten sich die meisten zum Brocken, weil ihnen dort ein Versteck am sichersten schien. Der Abt des Klosters, welcher den Anstrengungen der Flucht erlegen war, wurde dort an der Mönchlagerstätte in einem goldenen Sarg begraben. Die Übrigen aber suchten später einen anderen Zufluchtsort, irgendein Kloster zu erreichen.

Einer derselben, Waldamus geheißen, hatte sich nicht entschließen können, nur um sein eigenes Leben zu retten, alle heiligen Geräte und Kostbarkeiten der Kirche den Feinden zu lassen. Bei seiner Flucht aus Himmelpforte nahm er daher mit sich, was er nur zu tragen vermochte. Von dieser Last aufgehalten, musste er sich ein näheres Versteck suchen. So wanderte Waldamus denn über Hasserode durchs Papental zum Markwardtsberg. Erschöpft von der schnellen Flucht, von der Last ermüdet, vermochte der Mönch sich kaum vorwärts zu schleppen und war froh, ein paar Klippen zu sehen, die sich einander so entgegen neigten, dass sich zwischen ihnen ein sicherer Versteck bot. Kaum hatte er sich aber niedergelegt und die Augen zum Schlaf geschlossen, als ein heftiger Ruck den Todmüden erschreckt auffahren ließ. Schon glaubte er, seine Verfolger hätten ihn erreicht, als er bemerkte, dass seine Lagerstätte in die Tiefe gesunken sei und er sich nun in einer Höhle befände.

Der Zufluchtsort kam dem Flüchtling gerade recht. Als die Sonne mit den ersten Strahlen die Höhle matt erhellte, fand er eine Felsspalte, in die er vortrefflich seine Schätze

verbergen konnte und die er sodann durch vorgelegte Steine jedem Späherauge zu entziehen vermochte. Nachdem dies vollbracht war, eilte Waldamus hinaus, um zu sehen, ob nicht etwas zum Stillen seines heftigen Hungers zu finden sei. Einige Beeren waren das Einzige, was der Mönch fand. So wanderte er Tag für Tag hinaus, um sich mühsam seine kärgliche Nahrung zu suchen. Eines Tages traf er eine Jungfrau im Wald, welche ebenfalls Beeren suchte und den Gruß des Mönches freundlich erwiderte. Als derselbe fragte, wie ihr Name sei, erzählte sie ihm, dass man sie Papen (Pfaffen)-Annecka nenne, weil ihr Vater Pfarrer zu Unserer Lieben Frauen in Wernigerode sei.

Da machte der Mönch ein finsternes Gesicht und sprach: »O, dann bist du ein unglückseliges Kind, das nur Unheil bringen und keinem Gutes tun wird.«

Mit diesen Worten wollte er weitergehen, doch das Mädchen hielt ihn zurück und entgegnete: »Wie könnt Ihr mich verdammen und schelten, da Ihr mich doch nicht einmal kennt. Ich bin nicht so schlecht, wie Ihr denkt, und würde selbst meinen Feinden Gutes tun.«

»Wenn du die Wahrheit sprichst«, sprach der Mönch, »dann müsstest du auch mir Gutes tun, denn auch ich gehöre zu euren Feinden. Wärest du wohl dazu bereit?«

Annecka nickte und fragte, was sie denn für ihn tun könne. Da bat der Mönch das Mädchen, ihm täglich drei Eier, etwas Mehl und Butter auf jenen kleinen Berg zu stellen, damit er sich einen Eierkuchen backen könne, um seinen Hunger zu stillen. Annecka versprach, seine Bitte zu erfüllen und gegen jedermann darüber zu schweigen. Dankbar gelobte ihr Waldamus, wenn sie ihr Wort halte, sie nimmermehr für eine Ketzerin zu halten und täglich für sie zu be-

ten.

Papen-Annecke blieb ihrem Versprechen treu, und kein Sturm und Regen, kein Eis und Schnee hielt sie von ihrem Gang zurück. Zur Belohnung aber fand sie jedes Mal unter der geleerten Schüssel ein Goldstück, welches der Mönch, wenn er des Nachts die Speisen holte, darunter schob.

Häufig, wenn Annecke ihre tägliche Wanderung antreten wollte, hatte ihr Bräutigam, dem es nicht lieb war, dass seine Braut so allein in den Wald ging, ihr angeboten, sie zu begleiten, aber stets hatte Annecke dies abgelehnt. Ärgerlich über diese Weigerung verlangte er von seiner Braut, dass sie ihm ihr Geheimnis verrate. Das Mädchen weigerte sich entschieden, bis es endlich auf die Drohung des Bräutigams, dass er sie verlassen würde, ihm aus Angst alles gestand, ihn aber bat, Waldamus kein Leid zu tun, denn er sei gut und edel.

Aber Anneckes Verlobter war außer sich über die Keckheit des Mönches, welcher es zu verlangen wagte, dass ein junges Mädchen seinetwegen in Wind und Wetter den Wald durchstreifte und, was schlimmer war, es wohl seinem Glauben und dem Vater zu entfremden versuchte, ja die Wehrlose vielleicht gar geraubt hätte.

Diese Gedanken erfüllten ihn dermaßen mit Zorn, dass er noch denselben Abend auf die bewusste Anhöhe ging, um den Pater zu erwarten.

Zwischen elf und zwölf Uhr kam wie immer der Mönch, um seine Speisen zu holen. Als er sah, dass die Schüssel leer war, wollte er umkehren. Da rief ihm Anneckes Bräutigam, der sich hinter einem Felsen verborgen hatte, nach: »Räuber und Verführer werden tot und lebendig hier und dort auf dieser und jener Welt keine Ruhe finden.«

Wohl war der Mönch anfangs über diese Worte erstaunt, doch wandte er sich dahin, woher sie kamen, und entgegnete ruhig und fest: »Die Unbarmherzigen aber werden wachsen, doch nicht gedeihen.« Dann schritt er den Berg hinab, zurück in seine Höhle. Obwohl er schon seit Monaten die Höhle bewohnte, wusste er nicht, dass außer ihm noch jemand darin hause. Ja, hätte er gewusst, mit wem er hier zusammenlebte, er hätte längst das Weite gesucht. Die Eigentümerin dieser Höhle war nämlich eine alte Hexe, den Bewohnern der Umgegend gar wohl bekannt und von ihnen Großmeime genannt. Nie zuvor hatte Waldamus sie erblickt; doch heute bei seiner Rückkehr trat sie ihm entgegen und blickte ihn wütend mit ihren roten Augen an. Erschreckt fuhr der Mönch zurück. Noch nie hatte er ein so entsetzliches Wesen gesehen. Ihre Nase war wie ein langer Rabenschnabel, die Ohren mit Federn bewachsen. An den Händen, die sie drohend ihm entgegenstreckte, ragten mächtige Krallen.

»Ungetüm, du wagst es, mein Reich zu betreten!«, schrie sie dem vor Entsetzen zitternden Mönch entgegen. »Die Frechheit musst du mit dem Tode büßen.«

»Habt Erbarmen, gute Frau«, bat Waldamus, »seht, ich bin ein armer, elender Mann, der keine Heimat hat und dem niemand helfen will. Ruhig habe ich hier gewohnt und Euch keinerlei Unbill zugefügt. Warum wollt Ihr mich also verderben? Seid barmherzig und lasst mich ungeschoren gehen.«

»Nun, da will ich dir dein Leben schenken«, entgegnete freundlicher die Hexe, »und dir gar erlauben, hier zu bleiben, das heißt, wenn du meine Befehle getreu vollziehst. Ich verlange nur eine Kleinigkeit von dir: Ich will, dass du den

Armen im Tal ihr Brot nehmen und die Reichen verfluchen und verwünschen sollst. Die Kraft dazu werde ich dir geben.«

Waldamus versprach, den Auftrag der Alten genau auszuführen. Diese aber verschwand.

Jeden Morgen ging nun der Mönch zu früher Stunde ins Zwölfmorgental und setzte sich an den kleinen Brunnen, weil er wusste, dass hier die armen Holzsucher sich einen Trunk Wasser zu ihrem Brot holten. Wie nun die ersten Leute kamen und in der Hand ein Stückchen hartes, trockenes Brot trugen, die einzige Nahrung, die sie sich verschaffen konnten, ergriff Waldamus Mitleid. Er brachte es nicht übers Herz, die Armen ihrer kärglichen Nahrung zu berauben. Doch fürchtete er sich, gegen die Befehle der Hexe zu handeln und wollte nicht ohne Brot heimkehren. Darum bat er die Holzsucher freundlich um ein Stück Brot, und wer willig mit ihm teilte, erhielt ein Goldstück oder einen Edelstein. Bald hatte sich aber diese Geschichte im Dorf und selbst im Städtchen verbreitet. Jeder hätte Lust, einen so guten Tausch zu machen. Von nah und fern kamen Leute mit großen Broten herbei. Als es nun des Guten so viel wurde, dass der Mönch es kaum forttragen konnte, entschloss er sich, nur dienstags und freitags an den Brunnen zu gehen. Doch die Holzsammler merkten sich das gar schnell. Während sie sonst alltäglich den Wald durchsuchten, kamen sie nun nur am Dienstag und Freitag, dann aber in großen Scharen und mit ihren Broten am Brunnen vorüber. Es waren aber nicht nur Arme und Bedürftige, die Brot brachten, nein, mancher Reiche und Geizige versuchte auf diese Weise seine Schätze zu vermehren. So kam es denn, dass Papen-Annecke, die nun verheiratet war, ebenfalls mit

ihrem Mann zu dem Brunnen ging, um bei dem Mönch Brot gegen Gold und Edelsteine zu tauschen. Sie ahnten nicht, dass es der Flüchtling war, dem die Härte des Mannes einst die Nahrung verweigert hatte. Sehr früh hatten sich die beiden auf den Weg gemacht, damit die schönsten Edelsteine nicht schon vergeben wären, und so waren sie zeitiger am Brunnen als der Mönch selbst. Endlich kam derselbe die Gleie herunter. Fast schien es Annecke, als sei ihr der Mann nicht fremd, doch achtete sie wenig darauf und bot mit ihrem Gatten ihm die großen Brote dar.

Finster und durchdringend blickte der Mönch auf die beiden Leute und rief: »Die Unbarmherzigen werden wohl wachsen, aber nicht gedeihen!« Er erhob seine Hand, verfluchte beide und mit den Formeln, die ihm die Hexe gelehrt hatte, verzauberte er Annecke in einen krüppelhaften Rosenstrauch und ihren Mann in einen Eichbusch.

Dann ging der Pater zurück in seine Höhle. Die armen Holzsucher aber erwarteten ihn sowohl an jenem Tag als auch später vergeblich – ihr Freund kehrte nie wieder zurück.

Als Waldamus an dem Tag, wo er Annecke und deren Mann verflucht hatte, die Höhle betrat, kam ihm die Hexe entgegen. Wütend fuhr sie ihn an und fragte, warum er ihre Befehle so schlecht vollzogen hatte. Er habe gewusst, dass sein Leben daran hänge. Dennoch habe er gegen ihren Willen gehandelt. Dafür werde sie ihn strafen. Weil aber Waldamus die beiden Reichen verflucht und somit den Befehl halb vollzogen habe, wolle sie ihn nicht töten, sondern nur in eine Schlange verwandeln. Noch ehe der Mönch um Gnade bitten konnte, erhob die schauerliche Alte ihren Zauberstab, murmelte Verschwörungen und durchfuhr die

Luft mit dem Stab. Dichter Dunst erfüllte den Raum. Als derselbe gewichen, war die Höhle leer. Nur vor dem Felspalt, wo die Schätze verborgen waren, ringelte sich eine große, hässliche Schlange.

Zu späterer Zeit verschwand auch die Höhle und mit ihr die gefürchtete Großmeime. Andere Orte aber tragen noch heute die Namen, welche an diese Begebenheit erinnern. So heißt die Stelle, wo der Mönch die Jungfrau zuerst erblickte, *Papen-Annecke*. Der Berg, wohin Eier, Mehl und Butter gelegt worden waren, wurde der *Eierkuchenkopf* und die Gleie, der Weg, den der Mönch zum Brunnen wandelte, *Großmeimentreppe* genannt. Der Brunnen aber, an dem der Mönch so vielen aus der Not half, wurde zum Andenken *Mönchsbrunnen* geheißt. In der Nähe desselben stehen noch heute ein verkümmerter wilder Rosenbusch und ein verkrüppelter Eichbaum. Die beiden Tage Dienstag und Freitag wurden hinfort immer zum Holzlesen bestimmt und sind auch bis heute freie Holztage geblieben.

Die Harburg

Nahe bei Wernigerode liegt eine Bergkuppe, welche *der Zwölfmorgen* genannt wird. An sie lehnt sich ein anderer, kegelförmiger Berg an, auf dessen wenig umfangreichem Scheitel einst die Harburg thronte.

Diese Burg bestand nach der ältesten Bauart solcher Ritterburgen nur aus einem mächtigen Turm. Kein Wunder, dass sich dem letzten Besitzer derselben, der eine große Familie hatte, der Mangel an Raum sehr fühlbar machte. Gern hätte er sein Stammschloss vergrößert, aber der Berg bot zu

wenig Platz. Sich auf einer anderen Höhe anzusiedeln, das hätte unendliche Schwierigkeiten und große Kosten verursacht.

Eines Abends saß der Ritter mit seiner Gemahlin auf dem Söller. Als sie auf den gegenüberliegenden Berg blickten, auf welchem sich noch heute das Schloss Wernigerode erhebt, sprach der Schlossherr: »Wenn doch dort drüben unsere Burg stände, da hätten wir Raum genug und könnten sie erweitern.«

Die Burgfrau stimmte dem Gatten bei, denn auch sie sehnte sich längst hinaus aus diesen engen Mauern.

Als sie des Abends am Fenster ihres Schlafgemaches stand, sinnend noch in die Ferne schaute und mit Bedauern daran dachte, wie es doch unmöglich sei, ihren und ihres Gemahls Wunsch erfüllt zu sehen. Da stand plötzlich ein kleines, graues Männchen vor ihr, das der Edelfrau längst als guter Burggeist bekannt war.

»Ihr seid traurig, gute Frau«, hob der Kleine zu sprechen an, »kann ich Euch helfen? Ich weihe Euch allezeit gern meine Dienste. Sagt, was Ihr begehrt.«

Die Burgfrau erzählte dem Zwerg, welches ihr inniger Wunsch sei.

Aber als dieser ihr Begehren vernahm, machte er ein sehr trauriges Gesicht und entgegnete vorwurfsvoll: »So lange hat Euer Geschlecht glücklich und sorglos in diesen Mauern gewohnt, alle Eure Vorfahren fühlten sich wohl in der Burg, und Ihr wollt sie verlassen? Ja, so undankbar sind die Menschen und niemand ist zufrieden.«

Kopfschüttelnd verließ der Kleine das Gemach. Die Burgfrau legte sich nieder, wurde aber durch lebhaftere Träume arg gequält. Wie von unsichtbaren Mächten fühlte sie sich

durch die Luft getragen und deutlich klangen die Worte *Rutsche fort!* an ihr Ohr. Als sie sich aber am Morgen nach kurzem, unruhigem Schlummer erhob und ans Fenster trat, da wusste sie kaum, wie ihr geschehen war, und rieb sich verwundert die Augen, weil sie noch immer ein Trugbild zu sehen glaubte. Unmittelbar unter ihrer Burg erhob sich Wernigerode, und der Berg, welcher ihr Stammschloss, die Harburg, getragen hatte, lag ihrem jetzigen Schloss gerade gegenüber. Der Zwerg hatte die alte Burg mithilfe seines Völkchens über Nacht an diesen Ort gebracht. Dankbar empfanden alle Bewohner der kleinen Harburg diese Veränderung. Den Ritter sowie seine Gemahlin trieb es, dem guten Burggeist innig für seine Güte zu danken. Doch umsonst suchten und riefen sie den Kleinen. Er hasste die Veränderung und war an dem alten Ort zurückgeblieben.

Auf dem Zwölfmorgen wachsen gelbe Glockenblumen, auch Pfingstrosen genannt, von denen man erzählt, dass sie ein Vermächtnis aus alter Zeit seien, in der hier ein Lustgarten gewesen war, der zu der Harburg gehört habe. Zwerge hat man häufig um eine Eiche tanzen sehen, die nun leider gefällt ist. Auch haben sie in den Zweigen anderer Bäume, die auf der Harburg standen, gesessen und lustig gesungen. Im Berg aber sollen Schätze liegen, die von den Zwergen bewacht wurden. Als man nun das kleine Volk einst seines Gutes berauben wollte und dasselbe sich heftig zur Wehr setzte, war es von den Räufern erschlagen worden bis auf das letzte Männlein. Von den Schätzen aber hat nur eine Frau einmal etwas zu sehen bekommen. Sie hatte dort in der Nähe Gras gemäht und war dann vor Müdigkeit eingeschlafen. Erst nach geraumer Zeit wachte sie auf. Da sah sie denn, dass das geschnittene Gras ganz gelb geworden

war. Zu gleicher Zeit aber hatte sich der Berg aufgetan. Den erstaunten Blicken der Frau zeigten sich mehrere große Tonnen, die bis zum Rand mit blinkendem Gold gefüllt waren. Schnell lief die Erstaunte nach Wernigerode, um Hilfe zu holen, damit sie die vielen Schätze fortbringen könne. Doch als sie mit anderen Leuten zurückkehrte, war das Gras wieder grün und der Berg hatte sich geschlossen. Sie aber wurde arg gescholten und für eine Lügnerin gehalten.

Ilse

Mächtiger denn je ragte in alten Zeiten der Gipfel des Ilsesteins empor, damals, als er mit dem gegenüberliegenden Westernberg noch ein Ganzes bildete. Auf seiner Höhe aber thronte König Ilsungs Schloss. Eine liebliche Tochter, Ilse genannt, war die Freude und der Stolz des greisen Fürsten. Manch edler Ritter zog auf die Burg, um der schönen Ilse zu huldigen.

Mit Neid sah das eine Frau, deren Haus nicht fern vom königlichen Schloss lag, dort, wo einst die Felsenburg ins Tal hinabschaute. Auch sie besaß eine Tochter, so alt wie Ilse, aber weder so schön noch so gut. Kein Mensch hatte die rothaarige Trude mit den bösen Augen und den gehässigen Reden gern. Obwohl ihre Mutter reich an Schätzen war, ja reicher vielleicht als der König, so mochte doch keiner der Jünglinge die Trude zur Frau haben.

Auch die Alte wurde von den Bewohnern der Umgegend gemieden, denn man sagte von ihr, dass sie eine böse Zauberin sei, und der Reichtum, den ihr Mann bei seinem Tod hinterlassen hatte, wäre nicht auf rechtmäßige Weise er-

worben worden. Der Verstorbene sollte mit finsternen Berggeistern im engsten Verkehr gestanden, außerdem aber die Schwarze Kunst gekannt und die Macht gehabt haben, vermittelst einer Wünschelrute kostbare Erze zu erlangen.

Die Witwe dieses Schwarzkünstlers war stolz auf ihre Reichtümer und glaubte, dass Trude, der sie so köstliche Schätze hinterlassen würde, durch dieselben wohl einen vornehmen Ritter zum Gemahl erhalten und zu hohen Ehren gelangen könne. Darum verdross es die Alte, dass die vornehmen Ritter immer an ihrer Tür vorüber und hinauf zum holden Königskind ritten. Einst nun wollte ein Wanderer, dem die Ilsenburg verheißend auf seinem Weg entgegenlachte, hinauf, um Obdach in den gastlichen Mauern des Schlosses zu suchen. Indessen war er vom weiten Weg so erschöpft, dass er vor Erreichung seines Zieles eine kurze Rast zu machen beschloss und bei der Witwe vorsprach, um etwas Speise und Trank zu erbitten. Freudig erfüllte die Alte dem Wunsch des Reisenden; denn der sah gar vornehm und prächtig aus. Als nun Trude kam und den Fremdling erblickte, war sie so entzückt von der Schönheit und dem freundlichen Wesen des Junkers, dass ihr Herz für ihn in Liebe entbrannte.

Dringend bat sie die Mutter, all ihre Künste anzuwenden, um den Fremdling zu fesseln, damit er ihr Gemahl werde. Gern gab die Mutter dem Bitten des Kindes nach; denn auch sie fand Wohlgefallen an dem schönen heiteren Jüngling und wünschte von Herzen, Trude als die Gattin des vornehmen Ritters zu sehen. Zwar schwieg derselbe über seine Herkunft. Er konnte kein Stammschloss sein Eigen nennen, hatte auch weder Hab noch Gut. Aber das schadete nicht; denn Trude war reich genug. Mit der Zeit würden

sich schon die edle Abstammung des Jünglings erkunden. Denn das derselbe aus edlem Geschlecht sei, daran zweifelten Mutter und Tochter keinen Augenblick.

Junker Rolf blieb wirklich im Haus der Witwe, und, was keiner vor ihm getan hatte, er huldigte der unliebenswürdigen Trude und schien sich heiter und zufrieden in ihrer Gesellschaft zu fühlen.

Einst aber schlenderte er allein und ohne Zweck durch den Wald, kam in die Nähe des Schlosses und erblickte die Prinzessin Ilse, welche mit ihrem Liebreiz sofort das Herz des Junkers umstrickte. Als er spät in Trudes Wohnung zurückkehrte, kam ihm diese auf einmal so unleidlich und widerwärtig vor, dass er nicht begreifen konnte, wie sie ihm so lange gefallen hatte. Trude merkte alsbald die Veränderung, welche mit dem Junker vorgegangen war. Da sie glaubte, dass er ihr, dank dem angewandten Zauber der Mutter, nicht mehr entrinnen könne, schalt sie ihn heftig über sein Betragen aus, zankte und trotzte tagelang. Aber durch dieses Benehmen wurde sie dem Junker Rolf nur noch unleidlicher. Er fühlte sich unzufrieden, seine stete Heiterkeit schwankt und trübe schaute er hinüber zur Burg König Ilsungs.

Obwohl Trude kaum von seiner Seite wich, wusste er ihr doch häufig zu entweichen und eilte dann sich einen Ort zu suchen, wo er das liebliche Königskind erblicken konnte. Je häufiger er dasselbe sah, umso tiefer wurzelte die Liebe in seinem Herzen. Sie wurde bald so mächtig, dass der Zauber der Witwe davor schwinden musste.

Rolf entriss sich den Banden, in denen die bösen Frauen ihn hielten, eilte hinüber zur Burg und bat den König, ihm Gastfreundschaft zu gewähren. Freundlich bewillkommene-

te der alte Ilsung und seine Tochter den fremden Junker. Beide baten ihn, so lange in den Mauern ihrer Burg zu verweilen, wie es ihm selbst gefalle. Die verlassene Trude schrie und jammerte tagaus, tagein und schalt ihre Mutter, dass sie allein schuld an Rolfs Untreue sei, da sie nicht den richtigen Zauber angewandt habe.

Die Witwe versuchte ihr ungebärdiges Kind zu beruhigen; aber nichts half. Als nun gar die Kunde zu den Ohren Trudes drang, dass König Ilsung seine Tochter mit dem Junker Rolf verlobt habe, da kannte ihre Wut keine Grenzen.

Die Mutter litt entsetzlich unter dem Gebaren ihrer Tochter, dem sie nicht Einhalt zu tun vermochte. Da kam ihr endlich der Gedanke, Rolf aufzusuchen und zur Rückkehr zu bewegen. Sie verbarg sich im Wald und harrte dort des Junkers. Endlich nahte er. Doch als die Alte ihm ihren Wunsch vortrug, lachte er und gab ihr abschlägigen Bescheid. Da wurde sie heftig und nannte ihn einen treulosen Burschen. Das verletzte den Junker. Stolz entgegnete er der Witwe, dass er zwar arm und seinem Vater entlaufen sei, dass er aber darum doch ein Königssohn sein Leben lang bleibe und unmöglich eine Magd wie Trude heiraten könne. Art lasse nicht von Art, und ihn zöge es zur Königstochter hin.

Die Alte schwieg. Drohend erhob sie die Hand gen Himmel. Furchtbare Verwünschungen murmelnd eilte sie fort.

Trude, die von der Mutter auf diesen Tag getröstet worden war, kam ihr hastig entgegen und fragte, was sie ausgerichtet habe. Schweigend fasste jenen die Hand der Tochter und blickte mit unheimlich racheglühenden Augen ihr ins Antlitz.

»Haare der Mainacht, armes Kind«, sprach die Alte dann im dumpfen Ton. »Denn so wahr dein Vater am Kinn einen Bart getragen hatte, so wahr wirst du alsdann den Bräutigam dein Eigen nennen, den du begehrst und der dich schmählich betrogen hat.«

Hierauf verließ sie Trude und bestieg das Gewölbe, in welchem ihr Mann einst die Schwarze Kunst betrieben hatte. Welch schauriger Aufenthalt! Rings umher lagen Gebeine und Totenköpfe grinsten mit ihren hohlen Augen unheimlich aus den Ecken. Die Zauberin kannte keine Furcht. Ruhig holte sie die vergilbten Pergamentrollen und die mit Schlangenhaut umwickelte Rute aus den verstaubten Winkeln und begann ein geheimnisvolles Treiben. Oft sahen nun Köhler um Mitternacht die Zauberin den Wald durchwandern, Molche und Schlangen fangen und nach Wurzeln und Kräutern zu suchen.

»Harre der Mainacht!«, hatte die Alte zu ihrer Tochter gesagt. Nun endlich nahte die vom Trude so heiß ersehnte Zeit. Aber nirgends ein Zeichen, dass der Frühling schon ins Land gezogen war. Gewaltige Schneemassen bedeckten noch Tal und Höhen. In der Mainacht herrschte wie alljährlich reges Leben. Da ritten die Hexen auf Böcken oder Besenstiel durch die Luft zum Brocken, feierten ihr Fest und tanzten zum Schluss den Schnee vom Gipfel. Sonst war auch Trudes Mutter unter dieser unheimlichen Gesellschaft. Aber dieses Mal nahm sie am Fest nicht teil. Wichtige Geschäfte hielten sie zurück.

Als die Nacht des ersten Maitages hereingebrochen war, begab sich die Alte auf eine Höhe, von der aus der Ilstein zu übersehen war. Dort zündete sie ein helles Feuer an und hob einen großen Kessel darüber. Kurz darauf

brodelte und prasselte es gewaltig darin. Die Zauberin ging geschäftig auf und ab, bald giftiges Ungeziefer, bald böse Kräuter in die kochende Masse werfend. Dann wieder murmelte sie dunkle Sprüche und Verwünschungen.

Die Nacht war rabenschwarz. Die Wolken hingen so schwer vom Himmel hernieder, als wollten sie die Erde erdrücken. In die Finsternis hinein malte die Hexe mit ihrem Zauberstab geheimnisvolle Zeichen, beschwor die Geister des Wassers der Luft und der Berge. Immer düsterer umzog sich der Himmel, immer schwüler wurde die Luft. Da plötzlich, wie eine feurige Schlange zuckte ein Blitz durch die Finsternis und gleich darauf folgte ein furchtbarer Donnerschlag, der die Berge erbeben ließ. Nun fuhr Blitz auf Blitz hernieder, der Himmel war anzuschauen wie ein Feuermeer und das Getöse des Donners fand kein Ende. Dazu strömten aus den Wolken unaufhaltsame Regengüsse hernieder, auf den Bergen und in den Tälern schmolz der Schnee. Große Wassermassen wälzten sich von den Höhen durch die Täler, immer reißen, immer verheerender werdend. Bäume und Klippen wurden von der Wucht der stürzenden Wasser fortgerissen und mit donnernden Getöse gegen die Felswände geschleudert, sodass diese in ihren Grundfesten erzitterten.

Erschreckt vom Unwetter waren die Bewohner des Ilsensteins erwacht und hinausgestürzt. Finsternis verhüllte ihren Augen noch die furchtbare Lage, in der sie sich befanden, aber das Donnern der stürzenden Klippen und das Rauschen des entfesselten Wassers sagte ihnen, was sie zu fürchten hätten. Allein schlimmer noch, als es irgendeiner der Schlossbewohner geahnt hatte, stand es um den Ilsenstein. Mit Schauern sahen sie erst bei Tagesanbruch,

wie sich Klippe um Klippe vom Anprall der vom Brocken stürzenden Fluten löste und ihrer Burg der nahe Untergang drohe. Der König, Rolf und Ilse flüchteten sich höher den Berg hinauf. Von dort aus sahen sie bald ihren geliebten Ilsestein mit furchtbarem Getöse in die Fluten hinabstürzen.

Und immer noch wütender raste das Wetter, immer näher traten den Flüchtlingen die alles überschwimmenden Wassermassen. Da - ein erneuter Anprall der entfesselten Elemente, und der Felsen mit dem König und der Prinzessin Ilse sank in die Tiefe.

Auf einer Höhe, die vom Untergang verschont geblieben war, hatten mehrere Köhler gestanden und mit Entsetzen dem grausigen Schauspiel zugesehen. Sie sahen die Schlossbewohner in den Fluten versinken, bemerken aber auch, als Ilse langsam hinabsank, eine mächtige Gestalt, welche die Prinzessin aufhob und forttrug. Vermutlich war es ein Berggeist, der die holde junge Frau rettete und in sein Bergschloss führte.

Die Zauberin und Trude hatten triumphierend und schadenfroh auf die Not der Bergbewohner geblickt. Sie standen vor ihrem Häuschen, dass keine Gefahr bedrohte, und wandten kein Auge von den zusammenstürzenden Ilsestein. Nun versank die gehasste Ilse in den Fluten. Trude jauchzte bei diesem Anblick auf. Nun würde Rolf zu ihr zurückkehren. Nur um den König und sein Kind zu verderben, waren die Wassermassen entfesselt worden. Aber Trude hatte zu früh gejubelt; denn plötzlich stürzte vor ihren Augen auch Rolf in die Tiefe und verschwand in den brausenden Wassern.

Anfangs stand sie starr und konnte das Unbegreifliche

nicht fassen. Hatte doch ihre Mutter gesagt, ihm würde kein Leid geschehen. Als sie aber sah, dass alles verloren sei, dass Rolf nimmer zu ihr zurückkehren werde, da stieß sie einen gellenden, verzweifelnden Schrei aus und stürzte sich selbst dem Junker nach hinab in die Flut.

Die Mutter hatte dem wahnsinnigen Tun ihres Kindes nicht wehren können, zu schnell war alles gekommen. Nun sank sie zu Boden und raufte ihr graues Haar, sich anklagend, dass sie allein die Schuld am Tod ihres geliebten Kindes trage.

Keiner hatte die alte Zauberin je wiedergesehen. Ihr Haus zerfiel in Schutt und Moder.

Als die Schneemassen geschmolzen und mit dem Toben des Wetters auch die Wasser verschwunden waren, ergab es sich, dass die Fluten den Ilsenstein auseinander gespalten hatten. Ein Bach, fortan nach der Prinzessin Ilse genannt, schlängelt sich durch die Felsentrümmer, deren einer der Ilsenstein heißt, während der jenseitige andere der Westernberg genannt wird.

Die holde Königstochter aber wohnt noch immer im Ilsenstein. Vor Zeiten hatte sie mancher gesehen, wenn sie im schimmernden Gewand, die Krone auf dem blonden Haaren, aus dem Felsspalt hervorgetreten war. Dann hatte sie sich im Wasser der Ilse gebadet und war mit Sonnenaufgang wieder verschwunden. Alle aber, welche sich der Prinzessin keuschen Herzens näherten, überschüttete sie mit Wohltaten. Denjenigen dagegen, der unreinen Herzens die Badende überraschen wollten, spritzte sie Wasser in die Augen und verwandelte ihn in eine alte zottige Tanne.

*Es stehen der Tannen gar viele
in ihres Bades Nähe
es hat sie alle verzaubert
die keusche Wasserfee.*

Der Brocken

Der höchste Gipfel des Harzes ist der Brocken, der im Volksmund auch Blocksberg genannt wird.

Woher der Name »Brocken« stammt, ist nicht festzustellen und die verschiedensten Vermutungen werden darüber aufgestellt. Die älteste und, wie wohl anzunehmen, richtigste Form ist *Brakenberg*, von *Braken* abgeleitet. Das Wort *Braken* nämlich bedeutet untaugliches Gehölz, wie es auch der Brocken trägt. Drei größere Flüsse, die Bode, die Ecker und die Ilse sowie mehrere kleinere, entspringen am Brocken und trennen denselben von den anderen Bergen des Harzes. Nur der Kleine Brocken und die Heinrichshöhe hängen unmittelbar mit den umliegenden Höhen zusammen.

Der Weg auf den Brocken führt zunächst durch Nadelwald. Je höher man steigt, um so krüppelhafter wird der Baumwuchs, bis er schließlich nur am Boden kriechendes Holz aufzeigt. Schon im Wald findet man wunderbar aufgeschichtete Felsentrümmer, deren größere alle bestimmte Namen haben. Oft sind weite Strecken ganz mit Granit-scherben bedeckt, die von Himbeer- und Brombeerranken überwuchert sind, oder zwischen denen das glänzende Kraut der Heidel- und Preiselbeere freundlich hervorschaut. Auch Blumen erfreuen das Auge, sogar in seltenen

und schönsten Arten, sowie Farnkräuter und Moose sind in größter Mannigfaltigkeit hier zu finden. Weiter zum Gipfel zu beginnen die Brüche oder Torfmoore, die in weiten Ausdehnungen den Brocken bedecken, wie Schwämme die Wolken aussaugen und so die vielen Flüsse und Bäche speisen. So wohltätig dieselben in dieser Hinsicht wirken, so gefährlich sind sie für den unkundigen Wanderer. Besonders verrufen ist das sumpfige, mit einer trügerischen Moosdecke versehene Brockenfeld. Leicht gerät der Reisende bei dem dichten Nebel, der oft so undurchdringlich auf dem Brocken ruht, dass man nur drei bis vier Schritte weit sehen kann, da hinein. Und je mehr er sich anstrengt, herauszukommen, umso tiefer versinkt er. Darum ist es auch nicht ratsam, ohne Führer, besonders bei nebligem Wetter, sich von den Fuß- oder Fahrwegen zu entfernen. Der Gipfel des Brockens ist nackt und ebenfalls mit Granittrümmern bedeckt, die man Brocken- oder Heidenstein nennt. Edle Metalle, wie man es früher glaubte, birgt der Brocken nicht.

Schon im Jahre 1736 wurde das noch vorhandene Wolkenhäuschen auf Veranlassung des Grafen Stolberg-Wernigerode zum Schutz der Reisenden auf dem Gipfel erbaut. Dann errichtete man ein dürftiges Wirtshaus auf der Heinrichshöhe, eigentlich hauptsächlich für die Torfgräber, bis später, als dieses abbrannte, im Jahre 1800 das erste eigentliche Brockenhaus entstand, das durch viele Umbauten und Verbesserungen zu dem wurde, was es noch heute ist.

Vom Brockenturm aus hat man eine herrliche Rundschau und kann bei klarem Wetter 89 Städte und Flecken sowie 638 Dörfer ganz oder zum Teil übersehen.

Sonnenaufgang oder -untergang bieten ein großartiges Schauspiel, das man leider nicht oft ungetrübt genießen

kann, da der Nebel besonders den Sonnenaufgang allzu oft dem Auge verbirgt. Stattdessen hat man dann aber zuweilen einen eigentümlichen Anblick. Wenn nämlich der Nebel die Landschaft umhüllt und der Brocken wie eine Insel aus dem Meer hervortaucht. Nach und nach aber, sobald der Nebel niederschlägt, wird ein Gipfel der Harzberge nach dem anderen sichtbar, bis dann schließlich die ganze Landschaft zum Vorschein kommt. Höchst interessant ist es auch, den Verlauf eines Gewitters vom Brockenhaus aus zu beobachten, gleichviel ob dasselbe sich unterhalb des Gipfels entlädt und man oben vom schönsten Sonnenschein umgeben ist, oder ob es oberhalb mit jagender Hast und furchtbarem Donner dahinfährt.

Zu den selteneren, aber interessantesten Launen des Brockenwetters gehört das Brockengespenst, welches nur bei Sonnenaufgang oder -untergang wahrzunehmen ist, wenn die Sonne mit dem Gipfel des Berges in gleicher Höhe steht. Hat sich nämlich auf der der Sonne entgegengesetzten Seite eine Nebelwand gebildet und wirft nun die Sonne ihre Strahlen auf dieselbe, so fällt der Schatten aller auf dem Gipfel sich befindlichen Personen oder Gegenstände auf den Nebel. Je nachdem sich aber die Nebelmasse nähert oder entfernt, wird der Schatten größer oder kleiner. Bei feuchtem Nebel ist derselbe von einem farbigem Schimmer umgeben, auch spiegelt der Schatten bei Frostwetter einen gelben, strahlenden Schein zurück.

Berühmt und berüchtigt ist der Brocken durch seine Hexen- und Teufelssagen. Am ersten Mai, in der Walpurgisnacht, kommen alle Hexen aus dem Land auf Heugabeln, Besenstielen oder Ziegenböcken durch die Luft geritten und tanzen den Schnee vom Gipfel fort. Der Teufel steht

dann auf der Teufelskanzel, einer Felspartie, die in der Nähe des Brockenhauses liegt, und redet zu den versammelten Hexen. Alle knien um den Hexenaltar, und der Teufel besprengt sie mit Wasser aus dem Hexenwaschbecken, worin sie sich alsbald waschen müssen. Dann wird ein rasender Tanz mit brennenden Fackeln um große Feuer ausgeführt. Nach Mitternacht ist alles vorüber.

Diese Sage entstammt jener Zeit, da Karl der Große das Christentum mit Gewalt bei den Sachsen zur Einführung brachte. Die alten Heiden konnten sich nicht so bald von ihren Göttern trennen. Darum ließen sie nicht ab, ihre Hauptfeste, zu denen vor allen der 1. Mai gehörte, nach wie vor durch Opfer zu feiern. Als aber von fränkischer Kriegsmacht Wachen aufgestellt wurden, um die heidnischen Gebräuche zu verhindern, griffen sie zu allerlei Vermummungen, um ihre Wächter zu schrecken. So halfen sie selbst den Aberglauben an Teufel und Hexen verbreiten. Ungestört hielten sie ihre Opferfeier unter seinem Schutze

Lange Jahre, Jahrzehnte und vielleicht Jahrhunderte währten trotz aller Verbote derlei Bräuche fort. Am 1. Mai loderten Freudenfeuer auf den Gipfeln der Berge auf und noch heute erhält sich die alte Sitte, wenn auch nicht überall und wenn auch in neuer christlicher Bedeutung. Von den Kindern wurden früher das ganze Jahr hindurch abgenutzte Besen gesammelt, am ersten Mai aufgeschichtet, entstammt und dann wurde mit den brennenden Reisern jubelnd das Freudenfeuer umtanzt.

Auch im April wurden zu Ehren der Göttin Ostara auf allen Bergen und Hügeln die sogenannten Osterfeuer entzündet. Nach dieser Göttin behielt der April auch den Namen Ostermonat bei, wie ja auch unser Osterfest nach der

heidnischen Göttin benannt ist. So tief wurzelte die Verehrung dieser Gottheit im Volksbewusstsein, dass man den heidnischen Namen auf ein christliches Fest übertragen musste.

Die Sage von dem Hexenspuk in der Walpurgisnacht hat sich beim Volk so festgesetzt, dass man in den Dörfern des Harzes noch heute die erste Mainacht fürchtet. Selbst Blumen, die auf dem Brocken wachsen, hat man anklingende Namen, wie *Hexenbesen*, *Hexenkraut* und dergleichen mehr gegeben und die kleineren Granitscherben auf dem Berg werden Hexensand genannt.

Hans von Hackelberg, der wilde Jäger

Wer hätte nicht vom wilden Jäger gehört, der von den Höhen des Brockens und des Bruchberges herab auf weißem Ross daherstürmt? Seiner Rüden Gebell, das Pferdegewieher und sein lauter Jagdruf *Hoi, hoi, hoho, hoho* schrecken den einsamen Wanderer und schnell wirft er sich zu Boden, damit das wilde Heer über ihn wegziehe. Dem Zug voran fliegt die Eule Tutursel. Sie war eine Nonne gewesen, hatte aber ihre Gelübde gebrochen und muss deshalb als Eule verwandelt unstet umherirren. Ihr klagendes *Schuhu* klingt schauerlich wie ein Warnruf durch die Lüfte. Alles beeilt sich, sein Heim zu erreichen und Tür und Fenster zu verschließen. Wenn dann mit Sausen und Brausen die wilde Jagd dahinfährt, dass die Schindeln von den Dächern fliegen und es in den Bäumen kracht und ächzt, dann zittert das Herz des Volkes. In tiefem Grausen singt es das Lied:

*Mien Vader, mien Vader, horche mal rut,
Dat hult da butten, dat hult sau lut;
Dat bellt und schtampt, dat grölt und brüllt
Hoch öwer de Böme grulich und wild.
Mien Kind, dat is 'ne böse Nacht,
Mien Kind, dat is de wille Jagd,
Ein Vaderunser, drei Krieze ant Dor
Gottlof, nu sind we sicher dervor!
Nu kann de Schpauk tau uns nich rin,
Nu legg deck to Bedde, mien Kind, schlap in.*

Kein Mensch darf es wagen, den wildem Jäger zu necken, denn er ahndet es streng. Als einst ein kecker Zimmermann sein *Hoho* hinterdrein rief, fiel ein schwarzer Klumpen durch den Schornstein auf den Herd, dass Funken und Brände den Leuten um die Köpfe stoben. Eine große Pferdelerde lag auf dem Herd, der Zimmermann aber war tot.

Andere wieder sind mit dem bloßen Schrecken davongekommen, und wenn sie dem wilden Jäger sein *Hoho* und *huhu* nachgerufen haben, so hat er ihnen eine Pferdelerde oder gar ein totes Pferd hinuntergeworfen und gerufen:

*Hast du geholffen jagen,
sollst du auch helfen knagen!*

Auf schwarzem, kopflosem Pferd reitet der wilde Jäger durch den Harz, in einer Hand die Hetzpeitsche, in der anderen das Hifthorn. Das Gesicht sitzt ihm im Nacken und zwischen dem Blasen ruft er *Hoho, hoho!* Vor und hinter ihm sind Weiber, Jäger und Hunde die Menge. Zuweilen indessen erscheint er auch gütig und soll im Wald Verirrte mit

Speise und Trank gelobt haben.

Nach niedersächsischer Sage war er, der also bei Gewitter und Sturmesbraus dahinfährt, bei Lebzeiten ein Braunschweiger Oberjägermeister, der Hans von Hackelberg hieß und dem die Jagd über alles ging.

Einst sollte er auf Befehl in Harzburg ein großes Jagdfest veranstalten. In der Nacht vorher aber hatte er einen bösen Traum, in welchem er mit einem wilden Eber kämpfte und demselben unterlag. Diesen Traum nahm er als Mahnung auf und entschloss sich, dem Zug fernzubleiben, so schwer es dem leidenschaftlichen Jäger auch wurde.

Die Jagd nahm unterdessen einen guten Verlauf. Viel edles Wild wurde erlegt. Besonders erregte ein riesiger Eber die Bewunderung der Jäger. Alles eilte hin, um das mächtige Tier anzustauen.

Auch Hackelberg hatte sich eingefunden. Als er den Eber erblickte, rief er: »Nun, du bist wohl das Untier, das mir das Leben nehmen sollte! Hau nun, wenn du kannst.« Damit stieß er den Eber mit seinem Fuß, aber so derb, dass der Fangzahn, den er gerade getrostet hatte, durch den Stiefel in seinen Fuß drang. Aber die kleine Wunde nicht beachtend, ging der Jägermeister mit den Jägern ins Schloss zurück, sich nach gehabter Anstrengung gütlich zu tun. Die unbedeutende Wunde wurde indessen immer schlimmer und schlimmer. Mehrere Ärzte mussten herbeigerufen werden; allein ihr Bemühen, den Fuß zu heilen, blieb ohne Erfolg.

Da versuchte Hackelberg nach Braunschweig zu kommen, wo er sichere Heilung erwartete. Auf seinem Esel ritt er langsam vorwärts und musste bei einbrechender Nacht in Wülperode einkehren. Hier nun verschlimmerte sich der

Zustand des Kranken dermaßen, dass der kalte Brand in die Wunde kam und er infolgedessen starb.

Als der Prediger, der die letzten Stunden beim Jägermeister verbrachte, ihm von Gott und vom Himmel sprach, wehrte er ab und rief: »Unserem Herrgott mag der Himmel bleiben, wenn mir nur die Jagd bleibt!«

Entrüstet ob solcher Rede, rief der Geistliche: »Nun, so jage bis an den Jüngsten Tag!« Was dann bis heute in Erfüllung gegangen ist.

Nach anderer Sage soll der Jägermeister als ein gottseliger Mann gelebt und vor seinem Hinscheiden zu Gott gebetet haben, es möge ihm statt seiner Seligkeit bis zum Jüngsten Tag die Jagd verbleiben. Sein Wunsch ist ihm erfüllt worden.

Noch lange bezeichnete man im Garten des Klöpferkruges bei Wülperode, welcher Hackelbergs Jagdschloss gewesen sein soll, einen niedrigen Hügel als sein Grab. In den Grabstein ist das Bild des Jägers, seines Esels und des Hundes eingemeißelt. Es trägt eine Inschrift, von der nur noch leserlich ist: *domini 1521den 13. Martii*. Dies ist angeblich das Sterbejahr des wilden Jägers. Doch auch im Sölling bei Us-lar wird das Grab Hackelbergs gezeigt.

In manchen Gegenden, besonders im Mecklenburgischen, wird nicht Hackelberg, sondern Wotan, der oberste Gott der alten Germanen, als wilder Jäger gedacht, der ebenfalls mit großem Gefolge dahinfährt und bald Unheil bringt, bald wieder den Wanderern Gutes erweist.

Die Harzburg

Wechselvolle Schicksale sind über die Harzburg, die einstige Kaiserburg, dahingezogen. Heinrich IV. hat sie in den Jahren von 1065 - 1069 herrlich auf dem Burgberg errichten lassen. Ihr Glanz währte nur kurze Zeit und heute sind kaum noch spärliche Überreste vorhanden.

Kostbar und reich war der Bau mit seiner Domkirche, deren silberne Glocke in lieblichem Klang weithin über Berge und Täler schallte und deren Reliquienschrein viele Wanderer heranzog.

Heinrich liebte die Harzburg vor allen anderen seiner Burgen und besonders hielt er den Dom in Ehren. Dennoch beraubte ihn das Schicksal sehr bald seines Lieblingssitzes.

Als nämlich die Sachsen sich gegen ihren Kaiser empört hatten und mit einem starken Heer gegen Goslar gerückt waren, wo sich Heinrich in seiner Pfalz aufhielt, musste er der Übermacht weichen. Er floh zunächst zur festen Harzburg. Aber auch dort war seines Bleibens nicht. Die empörten Sachsen bedrängten ihn hart. Er musste endlich die Schleichung mehrerer seiner Burgen versprechen und bat sich nur aus, man möge wenigstens den Dom auf der Harzburg schonen. Dann floh er in finsterner Nacht auf einem Seitenpfad, der ihn durch dichte Waldungen führte, von der Feste.

Seine Bitte wurde nicht erfüllt. Die aufgebrachten Bauern zerstörten alles. Der kostbare Dom wurde vernichtet, die Gräber geöffnet und die Gebeine der königlichen Familie umhergestreut. Heinrich war außer sich vor Schmerz, als er dies erfuhr und kam mit einer furchtbaren Armee zurück, um den Barbarismus zu rächen.

Nach der Hohenburger Schlacht, als die Sachsen besiegt waren, ließ der Kaiser die Harzburg zum zweiten Mal aufbauen und nahm wiederum seinen Wohnsitz daselbst.

Zum anderen Mal jedoch empörte sich das Volk und wieder sah sich Heinrich gezwungen, seinen Lieblingssitz zu verlassen. Als ihn gar der Bannstrahl des Papstes traf, wurde die Harzburg nochmals zerstört und nun von ihm nicht wieder aufgebaut.

Hundert Jahre lang lag der einst so glänzende Bau unbeachtet und unbewohnt, bis Friedrich von Hohenstaufen sie seinem Liebling, Heinrich dem Löwen, schenkte. Als sich dieser indessen gegen den Kaiser auflehnte, wurde ihm, wie so viele andere Burgen, auch die Harzburg wieder genommen und vom Kaiser Friedrich zu einem festen Platz umgewandelt.

Es war das dritte und letzte Mal, dass diese Burg kaiserliche Pracht in ihren Mauern barg, als Otto IV., des Löwen Sohn, hier still und zurückgezogen das Ende seiner Tage verlebte und dort im Jahr 1218 starb.

Darauf kam die Harzburg an die Grafen von Woldenberg, später an Wernigerode, bis sie schließlich durch Verrat in die Hände einiger Ritter von so zweifelhafter Gesinnung gelangte, dass sie, die einstige stolze Kaiserburg, zum Raubnest herabgewürdigt wurde.

Zwar wurde diesem Treiben durch die Edlen des Harzes bald ein Ende gemacht und die Burg den Braunschweigern übergeben, allein niemals kehrte der frühere Glanz zurück.

Langsam verfiel die Burg; schließlich hielten sich nur fahrendes Volk und Bettler darin auf, bis endlich die Zeit den stolzen Bau bis auf die wenigen Überreste vernichtete, welche sich noch auf dem Burgberg erheben. Das Volk aber er-

zählt sich vom Burgberg die verschiedensten Sagen.

Hier ist es, wo der wilde Jäger, der Hackelberg, am häufigsten, am lautesten und lärmendsten vorüberstürmt. Auch eine weiße Jungfrau lässt sich zuweilen auf dem Burgberg sehen. Wie im Kyffhäuser fallen auch hier im Inneren des Berges der Rotbart und andere Kaiser schlafen.

In den Brunnen, in welchem es oft gewaltig rauscht, soll Heinrich IV. bei seiner Flucht die Kaiserkrone geworfen haben, als er von der Burg entwich, und der Weg, den er genommen hatte, soll durch eine Öffnung im Inneren des Brunnens in den Wald geführt haben.

Ein Verbrecher, der Schöppenstedt hieß, sollte sein Vergehen mit dem Tod büßen. Da beschloss man, stattdessen ihn in den Brunnen auf dem Burgberg zu lassen, damit man erfahre, ob es in demselben wirklich einen Ausweg gäbe. Fände er einen Ausgang und käme wohlbehalten heraus, so solle ihm das Leben geschenkt sein. Und richtig, der Schöppenstedt kam an eine eiserne Tür, die sich bald auftat. Vor ihm erscheint die weiße Jungfrau und sagte, es wäre sein Glück, dass er nicht aus Mutwillen herabgekommen sei. Dann führte sie den Schöppenstedt den Gang entlang in eine Höhle, wo Kaiser Heinrich, der Rotbart, und Kaiser Otto beide an einer mit Speisen besetzten Tafel gesessen hätten. Dem einen Kaiser sei der Bart durch den Tisch gewachsen. Ringsumher hätten viele Gold- und Silbergeräte gelegen. Auch eine Menge Pferde hätten umhergestanden. Zuletzt fand sich der Schöppenstedt an einer Stelle im Wald wieder, die Schöppenstedtergrund heißt, wieder herausgekommen.

Die weiße Jungfrau soll sich schon vielen in der Umgegend der Harzburg gezeigt haben, besonders in der Nacht

vor Freitag. Ihr eigentlicher Aufenthaltsort aber ist der Brunnen gewesen. Manchem hat sie Schätze angeboten, wenn er sie erlösen wollte. Aber die Leute haben immer Furcht gehabt und sind davongelaufen.

Auch eine große Schlange, die man Basilisk nannte, war auf dem Burgberg und soll die Schätze bewacht haben, welche hinter der eisernen Tür lagerten.

Der Basilisk hatte keinem ein Leid getan, aber alle Leute haben Furcht vor ihm gehabt und sind davongelaufen, wenn er sich nur sehen ließ.

Bei einem Waldbrand an der jetzigen Brandklippe soll diese Schlange mit verbrannt sein. Dort wollen einige sie noch später gesehen haben.

Der große Christoph und die Clus bei Goslar

Als der Dom, den Kaiser Heinrich III. im Jahre 1039 zu Goslar erbauen ließ, noch in alter Pracht sich erhob, konnte man ein riesiges hölzernes Bild dort sehen. Es war der große Christoph, der im Harz, besonders zwischen Goslar und Harzburg, umhergegangen war. Ihn hatte man dort mit dem Christkindchen auf dem Rücken abgebildet.

Riesengroß und von ungeheurer Kraft wurde er zwar von vielen gefürchtet, allein von anderen wieder hoch verehrt. Besonders aber waren es die Schneider, die einen wütenden Hass auf den großen Christoph geworfen hatten. Warum eigentlich, darüber schweigt die Sage. Das aber erzählt sie, dass dereinst, als der Gefürchtete über das Osterfeld ging, welches dicht bei Goslar liegt, er das Unglück hatte, seinen Säbel samt Scheide zu verlieren. Mehrere Schneider, die

ihm, wie häufig, in weiter Entfernung gefolgt waren – denn in seine Nähe trauten sie sich nicht, trotzdem sie den Riesen mit dem Mund wohl schon hundertmal totgeschlagen hatten – fanden die verlorene Waffe.

Das war ein Jubel! Mit vereinten Kräften wurde das Schwert aus der Scheide gezogen. Nun ging es vorwärts, dem großen Christoph nach. Nun, da derselbe ohne Waffe war, wurden die Schneider kühn und gelobten sich, nicht eher vom Platz zu weichen, bis der Riese ihren mächtigen Streichen erlegen sei.

Aber kaum hatten sie sich um wenige Schritte genähert, als Christoph seinen Verlust bemerkte. Er kehrte um, sich sein Schwert zu suchen. Da erblickten ihn die tapferen Schneider. Ihr Gelöbniß war bei seinem Anblick vergessen und aller Mut verflogen. *Rette sich, wer kann*, war das Lösungswort der mutigen Schar. Wie der Wind krochen sie alle in die am Boden liegende Säbelscheide, sich dort vor den Nachstellungen des mächtigen Feindes am sichersten wählend.

Der große Christoph kam, nahm sein Schwert vom Boden, steckte es ruhig in die Scheide und mausetot waren all die tapferen Schneiderlein. Von diesem großen Christoph soll auch der Sandsteinfelsen stammen, welcher am Fuße des Petersberges liegt und *Clus* genannt wird. Derselbe hatte ihn einst als Steinchen im Schuh gedrückt. Dort an jener Stelle hatte der Riese ihn herausgeschüttet.

Nun wird in der Clus die Kapelle und das Grab eines Eremiten gezeigt, der dort lange gelebt haben soll.

Die Bergwerke auf dem Rammelsberg

Am Fuße des Rammelsberges stand vorzeiten eine Mühle. Eines Morgens, vor Tagesanbruch, wollte die bei dem Müller dienende Magd Feuer im Herd anzünden, konnte aber das Feuerzeug nicht finden. Als sie nun überall umhertastete, kam sie auch an das Fenster und gewahrte beim zufälligen Hinausblicken in der Nähe ihrer Wohnung auf dem Rammelsberg ein Feuer. Schnell lief sie dorthin, um sich einige Kohlen zu holen. Als sie aber näher kam, sah sie mehrere Männer mit langen, weißen Bärten am Feuer sitzen. Da wurde ihr angst und bange und schon war sie auf dem Sprung, umzukehren; aber nach kurzem Besinnen fasste sie sich ein Herz, trat zu den Männern und bat um einige Kohlen. Doch keine Antwort wurde ihr zuteil. Da wagte sie denn ohne Erlaubnis sich etwas Feuer zu nehmen. Die Männer kümmerten sich auch nicht im Geringsten um ihr Tun, sondern blickten starr und regungslos vor sich nieder.

Als die Magd die Kohlen zu Hause anfachen wollte, brannten dieselben nicht. Nun lief sie noch ein paarmal und holte immer mehr; aber so sehr die Kohlen auch glühten, nicht das winzigste Holzspänlein war daran zu entzünden.

Da sah sie sich denn genötigt, ihre Herrschaft zu wecken und um das Feuerzeug zu bitten.

Die geholten Kohlen hatte sie beiseite geschoben. Als es Tag wurde, da lag im Herde eine Menge Gold. Als aber die Magd eilig an den Ort lief, wo es die Nacht gebrannt hatte, um mehr zu holen, waren da nur gewöhnliche Kieselsteine. Ihr Herr nun zeigte es der Obrigkeit an. Der Berg wurde untersucht und dadurch der Reichtum des Rammelsberges entdeckt.

Wildemann

Vor langer Zeit lebte in einer Höhle im Oberharz ein Räuber mit seiner Frau. Sie waren aus Thüringen hierher verschlagen worden und hausten in der Einöde wie Wilde.

An Kleidung fehlte es ihnen gänzlich, nur Borke, Tannenzweige und Moos umhüllten notdürftig ihre Glieder.

So saß der wilde Mann einst auf einer Klippe im Wald, als ein Ritter, Klaus genannt, des Weges kam. Er staunte über die kräftige Gestalt des Räubers, der in der Hand eine große Tanne hielt und auf dessen Rücken ein mächtiger, wohl eben erst erlegter Bär hing.

Ritter Klaus, der den Bergbau auf dem Oberharz begründet hatte, ebenso wie Clausthal, die Stadt, welche seinen Namen erhalten hat, war von jeher bemüht gewesen, kräftige Arbeiter für sein Bergwerk zu gewinnen.

Er wollte daher sofort versuchen, auch diesen ungeheuer starken Mann für seine Zwecke zu werben. Er folgte dem Wilden heimlich bis an seine Höhle. Dort aber trat ihm dessen Frau entgegen.

Sie erblickte den fremden Ritter und war so erschreckt darüber, da sie sich ihrer notdürftigen Kleidung schämte, dass sie eilig fortrannte, im Dickicht verschwand und auch nie wieder zum Vorschein gekommen war.

Ritter Klaus wusste den wilden Mann zu bereden, an dem Bergbau und an den Waldarbeiten sich zu beteiligen und hatte an ihm einen tüchtigen und fleißigen Arbeiter.

Die entlaufene Frau des Wilden hatte ihr Kind in der Höhle zurückgelassen, welches gerade so wie die Eltern ganz in Moos und Tannenzweige gehüllt war.

Später nahm der Wilde eine andere Frau, die ihm noch

fünf Kinder schenkte. Als diese erwachsen waren, bauten sie sich alle rings um die Höhle an. So entstand die Stadt Wildemann.

Da, wo die Höhle war, steht nun das Rathaus und noch mancher Bewohner des Städtchens soll vom wilden Mann abstammen, den man dort vielfach mit seiner Frau abgebildet sieht, nur in Hexenkraut und Tannenzweige gekleidet.

Vom Zwergkönig Hübich

I.

In altersgrauer Zeit, als noch die Riesen auf Erden wandelten, ging einst ein solch gewaltiger Geselle bei Grund vorbei. Da spürte er einen empfindlichen Druck am Fuß. Er zog seinen Schuh aus. Und als er sah, dass nur ein Stein ihn gedrückt hatte, schüttete er denselben aus. Der Stein blieb dicht bei Grund liegen.

Was aber für den Riesen nur ein Steinchen war, das waren für die gewöhnlichen Menschenkinder ein paar mächtige, aneinanderstehende Kalksäulen, in denen Zwergkönig Hübich mit seinen Untertanen hauste und die daher den Namen Hübichenstein erhalten haben.

Der König war braven, tätigen Menschen gar gut gesinnt, half manchem in höchster Not und zeigte sich nur gegen diejenigen boshaft und neckisch, die in den Waldungen Schaden anrichteten oder seinem Völkchen unrecht taten. Obwohl Hübich nur ein winzig kleines Männlein war, hatte er die Macht, sich gewaltig auszurecken und war dann schrecklich anzusehen. Sein Gesicht war grau und alt, von

zottigen Haaren umgeben. Sein langer, eisgrauer Bart, in welchem er zauberische Kraft besaß, floss bis auf die Brust herab. In der Hand trug er ein Grubenlicht, welches so hell wie eine Sonne schien und in dessen Glanz die goldene Krone auf seinem Haupt wunderbar schön erstrahlte.

Früher war der Zwergkönig häufig auf die Oberwelt gekommen, doch seitdem der ehemals *große* Hübichenstein zum *kleinen* geworden ist, darf er seinen eigentlichen Bereich innerhalb der Berge nicht mehr verlassen.

Der Hübichenstein wurde auch wohl die Zwergkanzel genannt. Diejenigen, die es wagten, den Fels zu erklimmen, wurden von dem Zwergkönig in die Tiefe gestürzt. Das war nun schon eine bekannte Geschichte, daher getraute sich auch keiner mehr, hinaufzuklettern.

Einst aber, an einem Sonntag, ging der Sohn des Försters aus Grund, Hans geheißen, mit seinem Freund, einem Bergmannssohn, spazieren. Als sie nun bei dem Hübichenstein vorbeikamen und über die Höhe desselben sprachen, meinte der Freund, dass es überhaupt unmöglich sei, diese steile Höhe zu erklimmen.

»Oho«, entgegnete der verwegene und kühne Hans, »mir wäre das eine Kleinigkeit!«

Da lachte ihm der andere ins Gesicht und sprach: »Na, höre einmal, wenn du auch im Klettern uns allen überlegen bist, das brächtest du doch nicht fertig.«

Durch diese Worte wurde Hans gereizt. »Dass ich es kann, will ich dir zeigen!« rief, er seinem Freund zu und begann mit ungeheurer Geschwindigkeit den steilen Berg zu erklimmen.

Fritz bat ihn, doch um Gottes willen von seinem Vorhaben abzustehen; er möge an Hübich denken, der keinen auf

seinem Felsen dulde und ihn sicher herabstürzen würde. Doch Hans lachte der Mahnung und rief dem Freund triumphierend zu, ob er nun glaube, dass er klettern könne. Dabei klomm er höher und höher. Bald hatte er zum Entsetzen seines Freundes den Gipfel des Berges erreicht. Dort tanzte und sprang er jauchzend herum. Er gab erst nach längerer Zeit Fritzens Bitten nach und schickte sich an, wieder hinunterzuklettern. Doch was war das? So sehr Hans sich auch mühte, es war ihm unmöglich, auch nur einen Schritt vorwärts zu tun.

Mit größter Angst sah Fritz die vergeblichen Bemühungen seines Freundes, ohne ihm helfen zu können, denn jener wurde von unsichtbarer Macht gehalten. Er stürzte fort, um Hans' Vater zu holen. Jammernd bemerkte dieser bei seiner Ankunft, in welcher Gefahr sein Sohn schwebte. Aber auch der Förster wusste keinen Rat und blickte ratlos hinauf zu dem klagenden Sohn. Stundenlang erneuerte dieser seine vergeblichen Versuche, stundenlang bat Hans, sein Vater möge ihn herunterschließen, denn dort oben langsam zu verhungern, sei ein zu entsetzlicher Tod. Nach langem Zandern schickte sich der Förster an, den Wunsch seines Sohnes zu erfüllen. Aber als er mit zitternder Hand zu zielen begann, trat ihm Hübich entgegen.

»Was beginnst du?«, fragte er finster den Förster.

Als derselbe dem Zwergkönig sein Vorhaben erklärte, sprach er: »Lass ab von so törichtem Tun!« Damit verschwand er so plötzlich, wie er gekommen war.

Hans bat indessen flehend, sein Vater möge nicht auf Hübichs Worte hören und dennoch schießen. So entschloss derselbe sich noch einmal dazu. Aber als er diesmal sein Gewehr anlegte, kamen unzählige Zwerge aus dem Berg

hervor, schlugen ihn mit Heckruten auf die Finger, warfen mit Tannzapfen nach ihm und fuhren mit Zweigen über sein Gesicht, sodass an ein Zielen gar nicht zu denken war.

»Geht mir aus dem Weg, ihr Jungen«, rief der Förster und versuchte die zudringliche Schar abzuwehren. »Glaubt ihr, mein Sohn soll dort oben verhungern?«

Aber die boshafter Zwerge kehrten sich nicht an die Angst des Vaters, kicherten und neckten den Alten fort und fort, bis die Nacht einbrach und die Dunkelheit das Schießen unmöglich machte.

Ungern entschloss sich der Förster, nun seinen Sohn zu verlassen, doch alle Umstehenden, welche die Kunde von Hans' Unglück herausgetrieben hatte, ermahnten ihn, sich nun Ruhe zu gönnen, damit er bei Tagesanbruch gekräftigt sei, um sein Vorhaben ausführen zu können.

So entfernten sich denn die um den Berg Versammelten, nur Fritz wollte den Freund nicht verlassen und blieb. Doch Hans bat ihn dringend, ebenfalls zu gehen, da er ihm ja doch nicht helfen könne. Nach langem Zögern entfernte sich denn auch Fritz. Kaum aber war er verschwunden, so begann am Berg ein reges Leben. Hunderte von winzigen Zwergen erschienen am Fuße desselben mit Grubenlichtern und trugen kleine Leitern herbei. Mit Windeseile fügten sie dieselben aneinander und in kurzer Zeit hatte das geschäftige Völkchen den Gipfel erreicht. Der Zwerg, der zuerst die Höhe erklommen hatte, trat zu dem staunenden Hans. Obwohl dieser viel größer war als er selbst, hob er ihn auf die Schultern und trug ihn die lange Leiter hinab, auf deren Sprossen die übrigen kleinen Männchen standen und leuchteten. Unten angelangt, stellte der Zwerg seine Bürde nieder und verschwand mit allen kleinen Wichten.

Verwundert und wie im Traum blickte Hans umher, als er plötzlich Hübich vor sich sah.

»Nun, Bursche«, hob dieser an, »da hast du einmal eine ordentliche Angst ausgestanden. Sieh, so geht es denen, die sich fürwitzig in mein Bereich wagen. Hätte ich nicht gewusst, dass du sonst ein braver Bursche bist, so lägst du zerschmettert hier unten. Mein Reich dort oben mag dir schlecht genug gefallen haben. Darum will ich dich nun entschädigen und dich in mein Schloss führen. Dort wirst du dich wohler fühlen und die ausgestandene Angst vergessen.«

Vor sich in der Felswand erblickte Hans plötzlich ein offenes Tor. Durch dieses führte der Zwergkönig seinen Gast in einen weiten Saal. Prächtig flimmerte und glänzte es hier, sodass der Försterssohn anfangs ganz geblendet war. Von der hohen, schimmernden Decke herab hing ein kristallener Kronleuchter. Die Wände waren von glitzerndem Stufenerz, reich mit Gold und Silber verziert. Den Boden aber bedeckten Tannenzweige, deren harziger Duft den Raum erfüllte. Liebliche Musik schallte den Eintretenden entgegen.

Hans war so im Anschauen versunken, dass der König ihn wiederholt ansprechen musste, um ihm einen Stuhl zu zeigen, auf den er sich setzen solle. Hübich selbst nahm Platz auf einem silbernen Sessel, der mitten im Saal vor einem großen Glaskopf stand. Mit einem silbernen Stab schlug er auf denselben. Das gab einen lieblichen Klang. Sofort erschienen viele kleine weibliche Wesen, welche Hans herrliches Obst darreichten. Der Zwergkönig redete ihm freundlich zu und fragte nach vielen Dingen. Die offenen und freien Antworten des Burschen schienen dem Alten

wohl zu gefallen, denn wiederholt nickte er ihm gütig zu. Dann klopfte er abermals mit dem silbernen Stab auf den Kopf aus Glas und wieder erschienen die kleinen Frauen. Diesmal aber trugen sie prächtige silberne Krüge und reichten dieselben Hübich und seinem Gast.

»Nun tu mir Bescheid, mein Junge«, sprach der König, worauf sich Hans erhob, seinem freundlichen Wirt *Glück auf* zurief und einen tüchtigen Zug tat. Das war ein Trunk! So etwas Köstliches hatte Hans noch nie geschmeckt. Lächelnd gewahrte Hübich, wie gut es seinem Gast mundete und ließ die Krüge aufs Neue füllen.

Dann stand er auf und hieß Hans, ihm zu folgen. Als sie einige Räume durchschritten hatten, gelangten sie in einen Saal, der fast noch größer war als der erste. Auch dieser Raum war prächtig ausgestattet. An einer Seite desselben lag lauter Silber, an der anderen Gold. Auf dieses wies der Zwergkönig und befahl dem Försterssohn, allemal, wenn er *Gold* rufe, von diesem zu nehmen, wenn er aber *Silber* sage, auf der anderen Seite zuzugreifen. Nun kommandierte Hübich unaufhörlich: »Gold, Silber! Gold, Silber!«

Es schien kein Ende nehmen zu wollen. Alle Taschen, Tuch und Mütze waren schon voll, und Hans wusste nicht mehr, wo er mit seinen Reichtümern bleiben sollte.

Da rief der König: »Jetzt ist es genug! Doch nun höre: Auch ich habe eine Bitte an dich. Sieh, solange der große Hübichenstein der große bleibt, darf ich auf Erden umherwandern und kann vielen Gutes tun. wird derselbe aber zum kleinen Hübichenstein, dann habe ich meine Herrschaft auf der Oberwelt verloren und darf nur noch hier drinnen regieren. Darum bitte ich dich, Sorge zu tragen, dass keiner mehr hier in der Nähe nach Raben und Falken

schießt, denn durch das Gedröhn der Schüsse lösen sich Felsbröckchen ab und mein Reich wird kleiner und kleiner.«

Hans versprach, den Wunsch Hübichs zu erfüllen, und gelobte ihm, dass keiner fortan es wagen solle, durch Schießen sein Gebiet zu gefährden.

Der Zwergkönig führte seinen Gast nun wieder in ein anderes Gemach, wo aus Moos ein behagliches Ruhebett hergerichtet war. Er bewog Hans, sich darauf zur Ruhe zu begeben. Obwohl dieser weit lieber nach Hause geeilt wäre, um seinem Vater die furchtbare Angst zu nehmen, überfiel ihn doch eine so unwiderstehliche Müdigkeit, dass er gezwungen war, sich niederzulegen und auch sofort einschlief.

Durch heftigen Frost geschüttelt, erwachte er und rieb sich verwundert die Augen. Da sah er, dass er unten am Fuße des Hübichensteins lag: War ihm doch alles, was mit ihm vorgegangen war, wie ein Traum. Aber neben ihm lag all das Gold und Silber, welches er von Hübich erhalten hatte. Schnell packte er die Schätze zusammen und eilte zu seinem Vater, der in Angst und Sorge schlaflos die Nacht verbracht hatte und nun gerade wieder zum Hübichenstein hinausgehen wollte. Freudig schloss er den Sohn in die Arme und mit Staunen wurden die mitgebrachten Herrlichkeiten betrachtet. Einen großen Teil seines Reichtums gab er den Armen, dann aber ging er zur Obrigkeit, nur derselben den ganzen Vorfall zu erzählen. Es wurden Schritte getan, das Schießen am Hübichenstein zu verhindern. So hat man auch den Zwergkönig noch lange im Wald umhergehen sehen. Manchem hat er noch Gutes getan, aber auch manchen bestraft.

Als aber der Dreißigjährige Krieg übers Land zog und auch in Grund viele Kaiserliche lagen, da haben sie die Geschichte vom Hübichenstein erzählen hören. Das war für die wilde Kriegshorde ein willkommener Spaß. Mit Kartauen haben sie die Spitze des Berges herabgeschossen, so dass derselbe zum kleinen Hübichenstein geworden ist. Somit hatte denn Hübichs Regiment auf der Oberwelt sein Ende erreicht, und keiner hat ihn seit jener Zeit wieder gesehen. Den Eingang, der in des Zwergkönigs Schloss führte, bezeichnet eine Grotte. Wenn es euch gelüftet, Hübichs Schätze zu schauen, so versucht nur, ob ihr durch denselben nicht tiefer in seinen Bereich zu dringen vermögt.

II.

Es lebte einst ein Müller in Grund, in dessen Mühle kehrten allnächtlich die Zwerge ein, speisten und waren lustig und guter Dinge. Der Müller aber fürchtete sich vor dem kleinen Völkchen, das unter der Herrschaft des mächtigen Hübich stand, räumte lieber bei Anbruch der Nacht die Mühle und schlief mit seiner Familie in einem nahegelegenen Häuschen, nur aus Furcht vor der kleinen Schar.

Da, eines Abends, der Müller wollte gerade fortgehen, pochte es an seine Tür. Ein alter Soldat bat ihn um Nachtquartier, weil er so ermüdet sei, dass er keinen Schritt mehr gehen könne.

»Meinetwegen«, sprach der Müller, »mögt Ihr hier übernachten. Doch hört: Allnächtlich haust hier Zwergkönig Hübich mit seinem Volk. Habt Ihr keine Furcht, so bleibt. Wir anderen gehen fort aus der Mühle.«

»Guter Freund«, entgegnete der Fremde, »ein alter Soldat,

der, wie ich, in unzähligen Schlachten gekämpft hat, wird sich doch nicht vor einem Regiment so kleiner Wichte fürchten? Geht ruhig fort und lasst mich nur allein mit Euren Gästen.«

Als alle gegangen waren, stopfte sich der Soldat eine Pfeife, legte sich gemächlich hinter den Ofen und wartete neugierig auf den nächtlichen Besuch. Es währte auch nicht lange, so erschien geräuschlos eine Schar winziger Männchen und deckte den Tisch. Als bald stand prächtiges silbernes und goldenes Gerät auf demselben, und die Zwerge liefen geschäftig hin und her.

Aha, dachte der Soldat, *nun kommen die Speisen.*« Er sah neugierig hin, was es wohl Schönes zu schmausen gäbe und woher die Kleinen es holten. Doch da konnte er lange spähen, denn die Speisen waren auf Wunsch der Zwerge gleich in den Schüsseln. Nur der verlockende Duft erfüllte das Zimmer. Als alles fertig war, trugen mehrere Zwerge eine prächtige, von Gold und Edelstein schimmernde Sänfte herein, in welcher der König saß, und setzten dieselbe mitten auf den Tisch.

Hüblich spähte rechts und links, als ob etwas nicht in Ordnung sei, schnüffelte mit der Nase in der Luft umher und schrie dann plötzlich: »Hier riecht es nach Tabak!«

Wie auf Kommando eilte die ganze kleine Gesellschaft durcheinander und durchstöberte das Zimmer. Als sie nun den Soldaten entdeckten, schrien sie laut auf und sprangen mit ihren goldenen Messern und Gabeln herbei, um ihn zu ermorden. Der Soldat aber ließ sich nicht so leicht einschüchtern. Er nahm seinen Stock und hieb zwischen die Zwerge, dass sie als bald heulend und jammernd davonliefen. Seinen König hatte das Völkchen in größter Angst ver-

gessen und schließlich war er der einzige Zurückgebliebene. Frohlockend näherte sich ihm der Soldat, aber in demselben Augenblick verschwand Hübich auf unerklärliche Weise vor seinen Augen.

Die vielen Gold- und Silbergeräte lud der Soldat in die Säufte und verkaufte später alles für vieles Geld. Nur eine der Schüsseln behielt er. Weil es eine Wunschsüssel war, konnte er begehren, welche Speise er wollte. Jede erschien, wie er dieselbe gewünscht hatte.

Als der Müller am anderen Tag die ganze Geschichte erfuhr, fasste er sich ein Herz und blieb die nächste Nacht selbst in der Mühle, denn er war neugierig, ob die Zwerge wohl wiederkommen würden.

Richtig, um zwölf Uhr wurde angeklopft und eine Stimme fragte: »Müller, hast du deine böse Katze noch?«

Der Soldat, der ebenfalls im Zimmer saß, rief: »Jawohl, die ist noch da und geht auch nicht mehr fort!«

»Dann mag dir der Teufel wiederkommen«, rief es traurig von draußen, und alles war still.

Die Zwerge sind auch nie in die Mühle zurückgekehrt, doch der alte Soldat hat dort sein Leben beschlossen, hat mit dem Müller seinen Reichtum geteilt und immer von seiner Wunschspeise gegessen, die ihm allezeit köstlich gemundet hat.

III.

Einstmals ging eine arme Bergmannsfrau aus Grund in den Wald, um Tannenäpfel zu suchen. Traurig schritt sie ihres Weges. Sie war sehr unglücklich, denn schon wochenlang lag ihr Mann krank danieder und konnte nicht arbeiten. Ihr

selbst war es bei größtem Fleiß nicht möglich, genug für sich und ihre zahlreiche Familie zu verdienen. Oft gingen die Eltern und ihre armen Kleinen hungrig schlafen.

An diesem Tag wollte die fleißige Frau nun versuchen, recht viele Tannenäpfel zu finden, denn der Bäcker hatte ihr dafür Brot zu geben versprochen. So durchschritt sie eilends den Wald, als plötzlich Hübich vor ihr stand und die Erschreckte fragte, was sie hier zu suchen habe. Die Frau erzählte dem Zwergkönig von ihrem Vorhaben und von dem Unglück, das sie so schwer betroffen hatte. Aufmerksam hörte Hübich zu, und als sie fertig war, reichte er ihr ein Bündchen Kräuter, nach deren Gebrauch ihr Mann sofort genesen werde. Dann bezeichnete er ihr auch noch den Ort, an dem die meisten Tannenzapfen zu finden seien. Mit herzlichem Dank eilte die Bergmannsfrau weiter. Anfangs fand sie an dem bezeichneten Ort keinen einzigen Tannenapfel. Schon glaubte die Arme, der Zwergkönig habe sie zum Besten gehabt, wie er das ja schon bei vielen anderen getan hatte, als plötzlich ein Zapfen nach dem anderen direkt in ihre am Boden stehende Kiepe flog, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, dass der Korb über und über voll war. Die Frau spähte in die Tannen hinein, um zu sehen, woher denn eigentlich das Wunder komme; aber nichts ließ sich in den Zweigen blicken, die nur leise, als ob der Wind hindurchführe, sich neigten. Als sie ihre Kiepe auf den Rücken heben wollte, war dieselbe zu ihrer Verwunderung weit schwerer als sonst. Nur mühsam trug sie die Last weiter.

Auf dem Rückweg traf die Frau abermals den Hübich, welcher sie fragte, ob sie denn genug Tannenzapfen gefunden hätte.

Als sie ihm alles berichtete und ihr Staunen ausdrückte, sagte der Zwergkönig: »Ja, das war mein Volk, welches dir geholfen hat. In den Zweigen haben die Zwerge gesessen und die Tannenzapfen in den Korb geworfen. Daher ist derselbe auch so schwer, denn wenn du daheim bist, wird alles eitel Silber sein. Nimm es für dich und die deinen.«

Es geschah, wie Hübich gesagt hatte. Als die Frau zu Hause die Kiepe leerte, war alles Silber. Davon ließ sie dankbaren Herzens eine Kirche bauen; aber es war noch so viel übrig, dass die Bergmannsfamilie lange sorglos und glücklich leben konnte.

Das kleine Clausthal

Vor langen Jahren hatte neben dem jetzigen Clausthal ein Städtchen gelegen, welches sehr reich war und das kleine Clausthal genannt wurde. Aber je mehr der Wohlstand der Einwohner wuchs, umso gottloser wurden sie, und der liebe Gott mochte ihre Schlechtigkeit nicht länger ungestraft lassen. Deshalb bereitete er der Stadt mit allen ihren Bewohnern den Untergang. Ein Tal bezeichnet den Ort, wo das ruchlose Städtchen gelegen hatte. Dasselbe wird danach noch heute das kleine Clausthal genannt. Wo die Kirche gewesen war, ist nun ein Teich, aus welchem am Karfreitag um Mitternacht das versunkene Gotteshaus emportaucht. Um dieselbe Zeit jagt ein Reh mit seinem Kalb durch das Tal, aber niemand darf es wagen, danach zu schießen.

Von diesem wunderbaren Reh hatte auch ein Mann gehört, der als Wilddieb weit und breit bekannt und vor des-

sen Büchse kein Wild in der ganzen Umgegend sicher war. Schon lange war sein Sinn darauf gerichtet, das seltene Tier im kleinen Clausthal zu erlegen.

Als nun kurz vor Ostern in einer lustigen Gesellschaft abermals dieses Wildes Erwähnung geschah und die Rede ging, dass keiner es wagen würde, danach zu schießen, da lachte der Wilddieb laut auf und sprach: »Glaubt Ihr, dass ich so furchtsam bin und mir den schönen Fang entgehen lasse? Was gilt es: Ich schieße Euch das Reh mitsamt dem Kalb. Zum Osterfeiertag lade ich Euch alle zum Wildschmaus ein.«

Die Versammelten baten ihn um Gottes willen, von so lästerlichem Vorhaben abzustehen. Man wisse nicht, wie furchtbar sich ein solches Vergehen rächen würde. Der wilde Jäger aber spottete nur über solche Angst.

Als der Abend des Karfreitags herankam, ging er wirklich in das Tal. Als er sich dem Teich näherte, schien es ihm, als sei derselbe verschwunden. Dichter, undurchdringlicher Nebel, der bis zum Himmel hin aufstieg, lagerte auf dem Wasser und verbarg alles vor den Augen des Jägers. Bald hörte er aber ein Rauschen, ein geheimnisvolles Flüstern, und geisterhafte Wesen, Schatten gleich, huschten an ihm vorüber und verschwanden in dem Nebel. Jedem anderen wäre es unheimlich und ängstlich bei diesem gespenstischen Treiben zumute geworden, jeder andere wäre eilig davongerannt, aber der freche Wilddieb kannte keine Furcht, kein Grauen und schritt unbekümmert weiter.

Am Ausgang des Tales verbarg er sich hinter dichtem Gebüsch und harrte des Wildes. Nun war es Mitternacht. Fast auf die Minute rannte ein schlankes Reh mit einem Kalb durch das Tal. Mit fester Hand zielte der Wilderer, ein

Schuss blitzte auf und getroffen sank das Kalb zu Boden, indessen das Reh eilig verschwand. Mit freudigem Ausruf stürzte der Jäger auf seine Beute, band die Füße des Tieres zusammen und hing es über seine Schulter.

Als er auf dem Rückweg an dem Teich vorbei kam, war aller Nebel verschwunden und vor den Augen des Wilddiebes erhob sich ein hell erleuchtetes Gotteshaus, aus dem Gesang und Orgelspiel zu ihm herüberschallte.

Verwundert rieb er sich die Augen und meinte, ein Trugbild äffe ihn.

Aber nein, klar und deutlich stand die Kirche, von hellem Mondstrahl beleuchtet, vor dem Staunenden. Der laute Gesang sagte ihm, dass es keine Täuschung sei.

»Ei, das ist wunderbar! Das Ding muss ich mir näher ansehen«, sprach der Gottlose und eilte schnurstracks mit seiner Bürde auf dem Rücken in die Kirche.

In dichten Reihen saßen hier die Andächtigen, aber sie waren von so wunderbar verwittertem Aussehen, als hätten sie jahrelang im Grab gelegen. Auch ihre Kleidung war so seltsam, wie sie der Jäger nie zuvor gesehen hatte. Nachdem er verwundert sich im Kreis umgeblickt hatte, trat er näher zu den Bänken und grüßte die darauf Sitzenden; doch keiner erwiderte seinen Gruß. Einige schüttelten beim Anblick des Eindringlings den Kopf, winkten anderen und zeigten mit Fingern auf ihn. Unserem Wilddieb wurde es sonderbar zumute in dieser seltsam unheimlichen Gesellschaft, aber dennoch konnte er sich nicht entschließen, fortzugehen. Erst wollte er genau die eigentümliche Umgebung mustern. Neugierig betrachtete er den blauen Schein, den alle Lichter der Kirche ausströmten, die blauen Flammen, die aus dem Kelch hervorzüngelten, welcher auf dem

Altar stand. Da erhob sich eine der verwitterten Gestalten, trat zu dem Wilderer und wies ihm die Tür. Der aber gehorchte nicht dieser Anforderung, trat im Gegenteil dichter zu einem der Anwesenden heran, um in dessen Buch zu sehen, damit auch er in den Gesang einstimmen könne.

Da erhob sich ein anderer und zeigte ihm wieder die Tür, aber der Jäger folgte auch diesmal nicht und neigte sich immer näher über das Buch, bis er sah, dass es eine fremde Schrift sei. Die geisterhafte Versammlung schloss nun geräuschlos die Bücher und blickte hinüber zum Altar, zu dem eben der Prediger herangetreten war. Als bald begann derselbe zu reden, aber es war keine menschliche Stimme, welche die Kirsche durchhallte. Es war, als ob brausender Sturmwind und krachender Donner dieselbe erbeben machte. Aus dem Mund des Predigers aber loderten blaue Flammen hervor.

Durch einen fürchterlichen Krach wurde der Wilddieb aus seinem Staunen aufgerüttelt. Es war, als wolle die Erde untergehen.

Der Prediger vor dem Altar erhob die Hand, er wies auf ihn und schrie mit furchtbarer Stimme: »Verseuchter Sabbatschänder!«

Alle Gestalten erhoben sich gegen den Wilderer und heulten unheimlich und grässlich: »Verseuchter Sabbatschänder!«

Da ergriff eine furchtbare Angst den Gottlosen. Er stürzte zum Ausgang hin. Aber noch ehe er die Schwelle überschritten hatte, schlug die schwere Tür hinter ihm zu, ihm beide Fersen zerschmetternd.

Von Schmerz und Furcht erschöpft, brach er im Tal bewusstlos zusammen. Als ihm am nächsten Morgen die Be-

sinnung zurückkehrte, lag der Teich ruhig vor seinen Augen. Lieblich spielten die Sonnenstrahlen auf dem Wasser, Ruhe und Frieden war rings umher. Mühsam erhob sich der Wilddieb, doch als er nach dem Kalb spähte, war es verschwunden. Kaum vermochte er sich nach Hause zu schleppen, so elend war ihm zumute. Von Tag zu Tag nahm seine Krankheit zu. Auf Befragen der seinen erzählte ihnen der Kranke, was er erlebt hatte. Nachdem er noch neun Tage furchtbar gelitten hatte, wurde er durch den Tod von seinen Schmerzen und Gewissensbissen erlöst.

Die Osterjungfrau

Da, wo jetzt die Marktkirche in Osterode steht, hat vor vielen Jahren immer ein kleines Männchen auf einem Stein gesessen und gebetet. Dies war dem Jäger des Grafen Osterot, wenn er durchs Holz ritt, schon häufig aufgefallen und so erzählte er es einst seinem Herrn.

Der Graf begab sich selbst an den bezeichneten Ort, um sich zu überzeugen, ob es auch kein Irrtum sei. Aber richtig, das Männlein saß noch da und betete. Der Graf glaubte darin einen Wink des Himmels zu erkennen, dass er hier ein Gotteshaus bauen sollte. Er führte den Plan aus und so entstand nach und nach die Stadt Osterode. Bald darauf aber starb der Graf. Er war ein sehr reicher, außerordentlich tätiger und bedeutender Mann, der viel für das Land getan hatte. Deshalb wurde sein früher Tod von all seinen Untergebenen lebhaft betrauert.

Seine Tochter übergab er vor seinem Ende einem treuen Knappen, damit er die Waise bewache und beschütze. Kurz

nach dem Tod des Grafen Osterot nun brach ein Krieg aus, und viele Ritter kamen auch durch Osterode und auf die Burg. Allen gefiel die liebliche Waise gar gut und einer der Ritter, ein wilder, frecher Mensch, begehrte sie zur Frau. Das Mädchen aber verabscheute den finsternen Mann und sagte ihm, er möge sich das aus dem Sinn schlagen, denn niemals würde sie seiner in Liebe gedenken.

Das empörte den Krieger. Wilde Drohungen ausstoßend, zog er fort. Nicht lange währte es, da kam er, von vielen Rittern gefolgt, zurück und begehrte abermals die Jungfrau zum Weib. Als diese ihm aber nochmals eine abschlägige Antwort gab, rief er zornig: »Hüte dich und handle nicht vorschnell, denn ich bin mächtig und zwinge dich mit Gewalt!«

Doch furchtlos schickte das Mädchen den lästigen Werber zum zweiten Mal fort.

Da kam der Ritter zum dritten Mal und mit ihm große Volkshaufen, die alles umher verwüsteten und die Burg belagerten.

Doch die Bewohner der Burg waren darauf vorbereitet. Der alte Knappe, dem der Graf die Tochter übergeben hatte, leitete die Verteidigung mit großer Umsicht. Lange verteilte er alle Angriff. Endlich aber konnte die erschöpfte Besetzung den Kampf nicht mehr weiterführen. Triumphierend drang der Ritter mit seinem Gefolge ein.

Nun, so glaubte er fest, würde das Burgfräulein ihm willig die Hand reichen, da sie sähe, dass ihr kein weiterer Ausweg blieb. Aber er hatte sich geirrt, denn ebenso entschieden wie früher weigerte sich noch jetzt die hart Bedrängte.

Da kannte seine Wut keine Grenzen. »Unglückselige!«,

schrie er, »wisse denn, dass ich dreimal gegen die Mohren gekämpft und dass ein Schwarzkünstler im Mohrenland mich den Zauber gelehrt hat, dich in einen Hund zu verwandeln, der über deines Vaters Schätze wacht.«

»Das alles muss ich mir gefallen lassen«, entgegnete das Edelfräulein, »denn deiner Macht kann ich nicht widerstehen. Heiraten aber werde ich dich nie!«

Bei dieser Worten ergriff der Ritter die Wehrlose und schleppte sie in den Keller, wo die Schätze des Grafen lagern. Dort verwandelte er sie in einen schwarzen Hund, der gefesselt an schwerer Kette die aufgehäuften Reichtümer bewachen musste. Aus dieser Verzauberung sollte nur ein Ritter, der keusch und frommen Herzens sei, die Unglückliche erlösen können. An jedem Ostermorgen durfte sie in ihrer wahren Gestalt den Keller auf kurze Zeit verlassen. So ging sie denn alljährlich an diesem Tag den Berg hinunter und wusch sich im Lerbacher Wasser.

Als an einem Ostermorgen in aller Frühe ein armer Leinweber bei der alten Burg vorbei in die Stadt gehen wollte, um seine fertige Arbeit fortzutragen, sah er drunten am Wasser eine liebliche Gestalt. Neugierig trat er näher und bot derselben seinen Gruß, der freundlich erwidert wurde. Als der Mann zu seinem Erstaunen eine schöne Lilie an der Brust der Jungfrau gewahrte, fragte er: »So früh und schon eine Lilie?«

»Ja«, entgegnete diese, »wenn Ihr auch eine haben wollt, so kommt nur mit mir.«

Gern folgte der Leinweber der weißen Gestalt, die ihm voran den Berg hinaufschritt und vor dem Keller, in den sie gebannt war, stehen blieb. Vor dessen Eingang aber stand ein Strauch der schönsten Lilien. Von diesen brach sie eine,

reichte sie dem armen Mann und stieg dann in den Keller zurück. Der Lilienstrauch aber war verschwunden. Der Leinweber ging heim. Unterwegs aber merkte er, dass die Blume schwerer und schwerer wurde. Als er endlich zu Hause angekommen war, da war die Lilie vom schönsten Gold und Silber. Der Jubel, dass es nun ein Ende habe mit der Armut der glücklichen Familie, wollte kein Ende nehmen. Denn die Blume war so wertvoll, dass selbst der König sie nicht kaufen konnte und nur als Geschenk vom Leinweber nahm. Als Gegengabe erhielt dieser ein großes Landgut, auf dem er glücklich und sorglos mit den seinen lebte.

Als dann der Dreißigjährige Krieg ins Land zog und alles durch Kriegsvolk überschwemmt wurde, da kamen auch viele Soldaten durch Osterode. So geschah es denn, dass am Ostermorgen zu früher Stunde einst ein Reiter bei der Burg vorbeisprenge, gerade zu der Zeit, da die Jungfrau sich am Wasser wusch. Verwundert blickte der Soldat auf die liebliche Erscheinung, stieg vom Pferd und trat dicht an sie heran. Als er ihr einen guten Morgen bot und dabei eine prächtige Rose an ihrer Brust gewahrte, fragte er erstaunt: »So früh und schon eine Rose?«

Wiederum entgegnete die Jungfrau: »Ja, wenn Ihr auch eine solche haben wollt, so kommt nur mit mir.«

Der Reiter folgte ihr und erblickte vor dem Keller einen prächtigen, blühenden Rosenstrauch. Nachdem die Jungfrau eine der Blumen gebrochen und dem Soldaten dargebracht hatte, wollte sie abermals schnell in den Keller hinunter. Doch noch ehe sie die Tür zu schließen vermochte, war ihr der Reiter gefolgt und stieß sie mit Gewalt wieder auf. Die weiße Gestalt aber war verschwunden und vor ihm lag nur ein schwarzer Hund an eiserner Kette. Furchtlos ergriff

der Kriegermann die Kette und zerriss dieselbe mit kräftiger Hand. In demselben Augenblick, da die Teile klirrend zu Boden fielen, stand die Tochter des Grafen Osterode in voller Schönheit und Jugend vor ihrem Erlöser.

Der Soldat war ein hoher Offizier aus edlem, altem Geschlecht, war keusch und frommen Herzens. So war es ihm möglich gewesen, die Unglückliche aus dem Bann zu erlösen.

Die Jungfrau wurde die Gemahlin ihres Befreiers und zog mit ihm nach Frankreich, wo seine Heimat war. Auch die Schätze des Vaters nahmen die Glücklichen mit sich fort.

Von den Zwergen bei Osterode

Einem Bauern, der große Erbsenfelder in der Nähe von Osterode hatte, aßen die Zwerge alle Erbsen auf und ruinierten außerdem sein Land sehr. Darüber war der Bauer recht unglücklich, denn er wusste nicht, was er beginnen sollte, um die lästigen Diebe fortzuschleichen. Endlich kam er auf den Einfall, große Stangen zu nehmen und damit rundherum zu schlagen. Sicher würde er auf diese Weise einem von den unsichtbaren Zwergen die Nebelkappe abschlagen. Wirklich kam es, wie er gedacht hatte, und bald sah er ein kleines, graues Männchen vor sich, dessen Kappe weit fortgeschleudert war. Der Bauer hielt den um Gnade bittenden Zwerg fest und schalt ihn tüchtig wegen seiner Diebereien.

Doch der Kleine bat und flehte, ihn doch freizulassen. Als alles nichts half, versprach er dem Bauern einen ganzen Wagen voll Gold. Er solle nur vor Sonnenaufgang zur

Zwerghöhle kommen, die jenseits am Berg läge, und dort das Versprochene in Empfang nehmen.

Das Gold lockte den Bauern und er ließ seinen Gefangenen wieder frei, fragte ihn aber noch, um ja zu rechter Zeit zu kommen, wann denn die Sonne aufginge.

Der Kleine sah den Bauern ein wenig hämisch lächelnd an und entgegnete: »Um zwölf Uhr.« Jedenfalls schien er sich zu wundern, dass dies der Landmann nicht einmal wisse.

Die Zwerge aber hatten in ihren Höhlen ganz anderes Licht und andere Zeit als die Menschen. Es war daher nur klug von dem Bauern, dass er sich vorher danach erkundigte, um nicht etwa zu spät zu kommen.

Als er um zwölf Uhr mit seinem Wagen vor der Höhle hielt, da hörte er im Inneren des Berges lautes Singen und Jauchzen. Ganz deutlich klangen die Worte heraus: »Dat ist gaut, dat de Buerken dak nicht weit, dat de Sunne um twölf upgeiht.«

Nun meldete er sich bei den Zwergen, um das versprochene Gold in Empfang zu nehmen. Stattdessen gaben sie ihm aber ein totes Pferd und riefen lachend, damit müsse er sich begnügen, anderes könnten sie ihm nicht geben.

Zornig stampfte der Bauer mit dem Fuß; so betrogen hatten diese Diebe ihn noch obendrein! Doch die sollten ihm nur wiederkommen, er würde sicher nicht noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen.

Als er sich zur Rückfahrt anschickte, dachte er: *Nun, für die Hunde wäre denn das Fleisch doch wohl zu gebrauchen!* Er hieb sich ein großes Stück ab und lud es auf den Wagen.

Als er zu Hause ankam und das Fleisch hervorholte, war das ganze Stück blankes Gold. Wie ärgerte sich unser guter Bauer, dass er den größten Teil des Pferdes zurückgelassen

hatte; denn als er zu dem Ort zurückfuhr, um es zu holen, waren Zwerghöhle und Pferd verschwunden.

Die Teufelsbäder

In der Gegend von Osterode findet man in finsterem Wald mehrere Teiche, welche Teufelsbäder genannt und vom Volk ängstlich gemieden werden. Die Sage erzählt, dass der Teufel, wenn es ihm am Abend in der Hölle zu heiß würde, hier Bäder zur Abkühlung nähme. Bald will man große menschliche Glieder aus dem finsternen Spiegel des Teiches hervortauchen gesehen haben, bald wieder den Schweif einer riesigen schwarzen Schlange, die sich in vielen Windungen zusammengerollt habe. Auch große Feuerklumpen stürzen oft vom Himmel ins Teufelsbad. Bei Nacht wagt sich kein Wanderer in die Nähe der Bäder, denn der Teufel versucht ihn durch Irrlichter ins Wasser zu locken oder ihn sonst zu verderben.

Ein Räuber Germar hatte seinen Schlupfwinkel in einer versteckten Felsenhöhle bei Braunlage so gut gewählt, dass er trotz aller Nachforschungen nicht gefunden wurde. Der gottlose Bösewicht trieb in der ganzen Umgegend sein Unwesen. Wo er nur irgend Aussicht auf Beute hatte, kam es ihm auf einen Mord mehr oder weniger nicht an.

Einst begegnete ihm ein Priester, der den Weg durch den finsternen Wald nicht scheute, weil er einem Kranken den letzten Trost bringen sollte. Germar hoffte Kostbarkeiten oder Geld bei dem Geistlichen zu finden und schlug denselben zu Boden.

Aber er hatte sich getäuscht. Er fand bei dem Ermordeten

nicht das Geringste, was Wert gehabt hätte. Um nicht mit leeren Händen davonzugehen, nahm er demselben den Rosenkranz ab und hing ihn um seinen Hals.

Als der Räuber etwas weiter gegangen war, kam ein Köhlerweib des Weges, das einen Korb auf dem Rücken trug, unter dessen schwerer Last es mühsam vorwärts keuchte. Hier hoffte Germar sich entschädigen zu können für die Täuschung, die ihm der Priester gebracht hatte. Schnell lief er der Frau nach, aber so wie er den Korb fasste, wandte sich dieselbe um und streckte ihm ein Paar schreckliche Krallen entgegen. Nun erkannte der Räuber aus dem rußigen Gesicht des Köhlerweibes die entsetzlichen Züge des Teufels und fast besinnungslos vor Schreck sank er nieder.

Das Köhlerweib entfernte sich und rief: »Warte nur, bald sehen wir uns wieder!«

In diesem Augenblick hatte nämlich der Teufel keine Macht über Germar, trotzdem er ihm seiner bösen Taten halber längst verfallen war. Der Rosenkranz schützte ihn vor der Gewalt des Bösen.

Als der Räuber aus seiner Betäubung erwachte, glaubte er, alles sei nur ein böser Traum gewesen, aber das schreckliche Bild wollte nicht von ihm weichen und verfolgte ihn überall hin. Unmutig über sich selbst, zerriss er den Rosenkranz und beschloss, um den wüsten Traum vollends zu vergessen, mit seinen Hunden auf die Jagd zu gehen, denn dem Weidwerk war er leidenschaftlich zugetan.

Kaum hatte er die großen Doggen, die ihn stets begleiteten, losgekoppelt, als auch ein mächtiger Eber in nächster Nähe vorüberjagte. Schnell folgte Germar mit seinen Hunden und erreichte das Wild bis auf eine geringe Entfernung.

Doch obwohl die Doggen wie ein Sturmwind dahinrasten, nie kamen sie dem Wild näher, immer blieb die Entfernung dieselbe. Unaufhaltsam ging es über Berge und durch Täler, bis endlich der Räuber erschöpft inne hielt und ihn die Kraft zum Weiterjagen verließ. Er rief seine Hunde zurück. In demselben Augenblick brach jedoch auch der Eber zusammen.

Nun raffte Gernar sich noch einmal gewaltsam auf. So nahe dem Ziel sollte ihm die Beute doch nicht entgehen. Als der Eber seine Verfolger gewahrte, versuchte auch er sich wieder aufzurichten und setzte mit langsamen, schwerfälligen Sprüngen über ein grünes Feld.

Der Räuber stürzte hinterher und schon war er dem Wild ganz nahe, da sank er plötzlich mit seinen Hunden in die Tiefe. Es war das Teufelsbad, welches ihm als ein grünes Feld erschienen war. Der Teufel, der Eber, aber verwandelte sich in seine wahre Gestalt und stürzte hohnlachend über seine Beute her.

Eine lustige Geschichte von den Zwergen bei Dorste

In Dorste bei Osterode hausten viele Zwerge. Als einst ein Mädchen in den Wald ging, um Erdbeeren zu suchen, wurde es von der kleinen Schar bemerkt, umringt und mit in deren Höhle genommen.

Das Mädchen bat sie, fortzulassen; aber dem einen der Zwerge gefiel sie so sehr, dass er beschloss, sie zu seiner Frau zu nehmen. Die anderen Zwerge waren damit einverstanden und darum wurde die Arme ganz streng bewacht. Der Tag der Hochzeit wurde bestimmt, die Zwerge wollten

nur noch die benachbarten Brüder zu dem frohen Fest holen. Währenddessen sollte die Braut ihre Behausung hübsch säubern und alles zur Hochzeit herrichten.

Die aber war froh, dass ihre Wächter sie endlich einmal verlassen hatten, denn nun wollte sie schnell von dannen laufen. Damit aber die Zwerge es nicht gleich merken sollten, zog das Mädchen seine Kleider aus und tat sie einem Strohwisch an. Dann kroch sie in ein Fass mit Honig, welches in der Höhle stand, und darauf in eine Tonne, in welcher Federn aufbewahrt wurden. Nun war sie über und über voll Federn und sah gerade aus wie ein großer Vogel. So lief sie fort.

Als die Zwerge des Weges kamen, da kletterte die Entflohenene rasch auf einen Baum.

Doch die scharfen Augen der Kleinen hatten sie bald erblickt, aber sie glaubten, es sei ein Vogel und riefen: »Woher, woher du schöner Federvogel?«

»Ick kome ut der Twarges Tuile!«

»Wat makt de schöne junge Brut?«

»De steit metn Bessen und kehrt dat Hus!«

»Juchhei! So will wi ok hen!«

Damit liefen die Zwerge schnell in ihre Höhle. Wie sie ankamen, sagten sie der Braut *Guten Morgen*. Als diese darauf nicht antwortete, sprachen sie noch mancherlei mit ihr. Endlich aber wurden sie über ihr Schweigen böse und schlugen sie auf die Ohren. Da fiel sie hin und die Kleinen sahen nun, dass sie betrogen waren und statt der Braut nur einen Strohwisch vor sich hatten.

Das versunkene Schloss

Woo jetzt hinter dem Glockenberg im Gerlachsbad der große Bruch ist, soll vor vielen Jahren ein mächtiges Schloss

gestanden haben. Die Besitzerin desselben war eine unverheiratete Frau. Unzählige Mädchen und Frauen hatte sie zu ihrer Bedienung. Aber keine dieser Personen sah heiter und zufrieden aus. Alle gingen trübe ihren Beschäftigungen nach und nie schallte Lachen, nie ein munteres Lied durch die weiten Räume.

All die Dienerinnen der Schlossfrau waren nämlich Gefangene, die von ihren Häschern aufgegriffen wurden, sobald sie sich an einem wenig belebten Ort in der Nähe blicken ließen. Sie schleppten die armen Geschöpfe ins Schloss, wo sie unter strengster Bewachung die ihnen zugewiesenen Arbeiten verrichten mußten. Waren sie fleißig und willig, so durften sie nach einigen Wochen in den Garten gehen. Aber auch dieser war von hohen Mauern umgeben und am Eingang standen so viele Schildwachen, dass ein Fluchtversuch unmöglich war.

Einst hatten die Häscher der Schlossfrau wieder ein Mädchen gefangen genommen, das ohne Arg im Wald die Schafe hütete. Das Kind geriet ganz außer sich, als es sich plötzlich ergriffen und von seiner Herde fortgeführt sah.

All ihr Jammern und Klagen nützte nichts. Die Schlossfrau erteilte den Befehl, dass das Hirtenmädchen einen großen Kasten mit Schlüsseln tragen sollte. Derselbe wurde der Weinenden umgehängt und außerdem noch ein mächtiges Schlüsselbund hinzugefügt, welches häufig von der Herrin benutzt wurde und daher stets bereit sein mußte.

Weil nun das Mädchen sich gut geführt hatte, bekam es ebenfalls die Erlaubnis, in den Garten zu gehen.

Als die Gefangene aber die köstliche Maienluft einatmete, die herrlichen Bäume in ihrem Frühlings schmuck sah und der Zeit gedachte, da sie täglich in der schönen Natur weil-

te, wurde ihr so weh ums Herz, dass sie laut weinend in einer Laube niederkniete und den heiligen Antonius, dem sie sich geweiht hatte, um Hilfe anrief.

Nicht lange hatte das Mädchen so inbrünstig gebetet, als ein kleines, graues Männchen den Weg herunterkam und in die Laube trat. Freundlich fragte es, was denn der heilige Antonius solle, warum sie denn so sehnsüchtig nach ihm rufe.

Da klagte die Gefangene dem kleinen Mann ihre Not, dass sie hier fern von ihren Eltern in der Knechtschaft schmachten müsse und doch so gern wieder daheim wäre. Darum habe sie zum heiligen Antonius gebetet, dass dieser sie befreien möge. Er habe immer so gütig über ihr Leben gewacht und sie hoffe, dass er auch nun Hilfe senden werde.

»Ja, du täuschst dich nicht, dein Schutzgeist ist auch dieses Mal bei dir und wird dir helfen. Denn ich selbst bin der heilige Antonius«, rief der kleine Mann. »Ich werde dich und alle übrigen Gefangenen befreien. Die böse Schlossfrau aber soll die Bürde, die sie dir umgehängt hat, selbst tragen und damit vierhundert Jahre auf jenem Berge ruhelos umherwallen. Mit eigenen Augen soll sie sehen, wie ihr Schloss mit allen Schätzen untergeht.«

Kaum hatte der heilige Antonius seine Rede beendet, als ein furchtbarer Knall die Luft erzittern machte und das Schloss mitsamt seinen Gärten in die Tiefe sank. Im selben Augenblick stand aber die Schlossfrau mit ihren Schlüsseln auf dem Glockenberg und starrte auf das versinkende Schloss. Die Gefangenen jedoch waren, ohne dass sie es merkten, auf welche Weise, in ihre Heimat zurückversetzt worden.

Noch oftmals haben Leute die verwunschene Schlossfrau gesehen, die weiter nichts sagen konnte als: »Huk up, huk af.«

Aber allen ist vor der unheimlichen Gestalt mit dem klirrenden Schlüsselbund bange geworden und sie haben schnell das Weite gesucht. Eine unschuldige Jungfrau allein hätte sie retten können, denn wenn diese der Ruhelosen aus Barmherzigkeit die Bürde abgenommen hätte, wäre sie erlöst gewesen und hätte vor Gott Gnade gefunden. Aber kein Mädchen fand sich bereit zu diesem Werk. So musste die Verwunschene die bestimmten vierhundert Jahre umherwallen.

Auch das Schloss ist noch von Zeit zu Zeit wieder erschienen, doch nur immer auf wenige Augenblicke.

Die Tochter eines Köhlers holte einst Wasser aus dem Gerlachsbach, als plötzlich das mächtige Schloss vor ihr stand. Erschreckt lief sie fort, denn sie hatte nie von der alten Geschichte gehört und wusste bei dem Anblick nicht, wie ihr geschah.

Atemlos erzählte das Mädchen dem Vater das Begegnis. Da wurde dieser heftig, schlug und schalt seine Tochter wegen ihrer Dummheit, denn er meinte, dass sie nur ein Tuch oder sonst eine Kleinigkeit hätte von ihrem Zeug darauf werfen sollen und das ganze Schloss mitsamt seinen Schätzen hätte ihr gehört. Da wollte die Maid den Schaden schnell wieder gutmachen und rannte eilends zurück. Aber wie sie am Gerlachsbach ankam, war das Schloss verschwunden und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Hätte das arme Köhlermädchen nur etwas darauf geworfen, so wäre sie eine reiche Schlossfrau geworden.

Scharzfels und die Zwerge

Hoch oben auf waldigem Berg erhebt sich die Ruine Scharzfels, eine mächtige, freistehende Klippenmasse, deren graues Gestein weithin schimmert über die Gipfel der Buchen.

Wie majestätisch mag einst diese Burg in das liebliche Odertal geblickt haben, als noch mächtige Türme und Zinnen über ihr ragten, als noch weite Gemächer und Hallen sich auf dem felsigen Fundament erhoben. Alles das ist der Zerstörung anheimgefallen, nur die unerschütterlichen Felsen haben der Zeit und der Vernichtung widerstanden und geben der Nachwelt ein Zeugnis von einstiger Größe.

Als vor mehr denn tausend Jahren Kaiser Karl bestrebt war, den heidnischen Sachsen das Christentum mit dem Schwert aufzuzwingen, da wählten Bedrängte sich Scharzfels als Zufluchtsort. Die mächtigen Felsen bildeten gleichsam eine Burg. Nur hier und da musste ein Raum überdacht oder eine Wand aufgeführt werden, um schützende Wohnungen zu erlangen. Mit leichter Mühe wurde das ausgeführt und die Flüchtigen waren im Besitz einer festen Burg, die sie vor jedem feindlichen Andringen schützte.

Später, als Scharzfels in den Besitz eines freien Grafengeschlechts gelangte, wurde die Felsenburg das Fundament zu einem gewaltigen Schloss. Eine Zugbrücke führte durch den Brückenturm in einen von riesigen Klippen eingeschlossenen Vorhof. Eine lange, steinerne Treppe stieg den Fels hinauf, bis eine zweite, über dem Abgrund schwebende Zugbrücke in eine hohe, gewölbte Halle geleitete. Durch diese erst vermochte man in die Wohnung des Burgherrn zu gelangen.

Später fiel die Burg an Kaiser und Reich, welche manch edles Grafengeschlecht damit belehnten, bis der Besitz endlich an die Herzoge von Celle kam. Da Scharzfels sehr fest gebaut und neben der Burg noch ein besonderes Werk, der Frauenstein, aufgeführt war, so benutzte man denselben als Staatsgefängnis, außerdem aber diente sie den Herzogen als Stätte der Rast, wenn sie große Jagden in der Gegend hielten.

So wurde die Burg jahrhundertlang in gutem Stand erhalten, bis der mächtige Bau der Zerstörungswut der Feinde zum Opfer fiel.

Es war am 16. September, als die französischen Generale Victor und Vauvecoix mit elftausend Mann vor Scharzfels zogen und es zur Übergabe aufforderten.

Der Kommandant der Burg, der Hauptmann von Iffendorf, konnte dem Feind nur eine geringe Zahl Braunschweiger Jäger, die noch dazu zum größten Teil invalide waren, entgegensetzen, aber dennoch wies er entschieden jene Anforderung zurück. Die Besetzung war von gleichem Mut beseelt, zumal sie überzeugt war, dass die Festung uneinnehmbar sei. Hatte sie bis dahin doch noch niemals erobert werden können.

Die Franzosen begannen nun allen Ernstes die Belagerung. Sie schlossen Scharzfels fest ein und zwangen die Bewohner der Umgebung, tätig mit Hand ans Werk zu legen. Von den gegenüberliegenden Bergen wurde die Burg beschossen, sie wurde gestürmt – aber alles vergebens. Schon zweifelten die Franzosen an dem Gelingen ihres Vorhabens, als sich ein verräterischer Einwohner von Lauterberg bereitfand, den Feinden einen verborgenen Pfad zum Frauenstein zu zeigen. Nun hatten die Franzosen gewonnenes

Spiel und mit Leichtigkeit konnten sie den tapferen Iffendorf am 25. September zur Übergabe zwingen.

Die französischen Generale hatten nichts Eiligeres zu tun, als nach Paris die Einnahme einer der wichtigsten Festungen Deutschlands zu melden. Große Festlichkeiten wurden zur Feier dieser Eroberung in der französischen Hauptstadt begangen. Indessen waren Victor und Vauvecoux höchst niedergeschlagen, denn außer einigen alten Kanonen und ein paar Zentner Munition hatten sie nicht das Geringste vorgefunden und mussten dazu noch sehr bald einsehen, dass Scharzfels für sie ganz ohne Bedeutung sei. Wütend über diese niederschlagenden Entdeckungen ließen sie Bergleute aus Lauterbach kommen und den mächtigen Bau zerstören. Auch die untere Felsenburg wollten sie sprengen, aber plötzlich wurden sie abgerufen und die Klippen entgingen der Zertrümmerung.

Zur Erinnerung an diese Begebenheiten ist der Ort unterhalb des Burgberges, wo sich das Lager des Hauptheeres befand, Franzosengrund genannt worden.

Solange Scharzfels von Menschen bewohnt war, hauste auch ein Kobold in der Burg, welcher selbst die ungeheuren Felsenhallen und den zum Himmel ragendem Turm mit geheimnisvoller Macht hatte erbauen helfen. Deshalb hing auch dieses nie alternde kleine Männchen in großer Zuneigung an der gräflichen Familie. Wenn derselben irgendein fröhliches Ereignis bevorstand, sah man den Kleinen in hellgrauem Gewand auf den Zinnen, Dächern und Treppen lustig umhertanzen. Drohte den Burgbewohnern aber ein Unglück, so schlich er trübe und finster durch die Gänge des Schlosses. In Zeiten der Ruhe und des Friedens kam er nicht zum Vorschein, sondern ruhte zusammengekauert in

den Felsenklüften oder in einem entlegenen Gemach des riesigen Turmes, von wo aus er das Tun und Treiben der Burgbewohner beobachtete. Nur in der Nacht verließ er oft seinen Schlupfwinkel, um den Mägden oder Knappen eine Arbeit abzunehmen.

Als einst ein großes Unglück über die Familie des Burgheeren hereinbrach, welches der Zwerg schon lange vorher durch sein Poltern und düsteres Umherschleichen angekündigt hatte, fuhr er mit gewaltigem Krach durch den Turm in die Luft hinaus, nahm das Dach des Turmes mit hinweg und schrie und klagte entsetzlich. Seit der Zeit litt der Burggeist kein Dach mehr auf dem Turm. Als später auf Scharzfels ein Vergnügungsort errichtet wurde und manchmal ein Sangerfest dort oben gefeiert werden sollte, richtete er es so ein, dass die Festlichkeiten jedes Mal verregneten. Er will keinen Frohsinn mehr auf Burg Scharzfels dulden.

Aber dieser Zwerg war nicht der Einzige, der in der Gegend hauste. Nein, sogar eine ganze Schar des kleinen Völkchens wohnte nahe beim Dorf Scharzfels in dem Gemeindefeld auf der sogenannten *Sneie*. Hier hatten sie ihre Höhle, von hier aus unternahmen sie ihre Raubzüge. Diese Zwerge, *Quärge* genannt, glichen sehr wenig dem Burggeist, der den Menschen nur Gutes tat; im Gegenteil, das lose Völkchen bestahl und betrog die Einwohner der Umgebung, wo es nur konnte. Selbst die Kinder, welche von den Frauen, die auf dem Feld arbeiten mussten, in der Kiepe abseits gestellt wurden, waren vor den Anfechtungen der Zwerge nicht sicher. Sie nahmen die Kleinen aus den Körben und legten statt derselben die eigenen hässlichen Kobolde hinein. Bemerkten die Mütter den Tausch sogleich

und fingen heftig an zu schreien, dann kamen die Bösewichter rasch herbei, brachten die gestohlenen Kinder wieder und holten die eigenen zurück. Aber nicht immer lief es so glücklich ab und in der Nähe von Scharzfels haben Bauersleute einmal sehr lange solch ein Zwergkind statt des eigenen gehabt. Zu der Edelfrau auf der Burg aber kam nämlich einst ein alter Zwerg und sagte, sie solle einmal seinen Namen erraten. Wenn sie das nicht könne, würde er ihr Kind fortnehmen. Die Dame wurde sehr ängstlich und bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Aber der Zwerg schüttelte den Kopf. Drei Tage gab er ihr Zeit; dreimal dürfe sie raten. Sei es ihr dann nicht gelungen, so käme, was er angekündigt habe. Damit verschwand er. Die Edelfrau grübelte vergeblich nach. Wie sollte sie auch den Namen eines fremden Zwerges erraten? Sie wurde tief traurig und weinte bitterlich, wenn sie ihr Kindchen sah. Ein Tag war schon vergangen und der zweite neigte sich seinem Ende zu. Da kam plötzlich des Kindes Amme jubelnd herbeigestürzt. Sie war die Vertraute ihrer Herrin und hatte nur deren Kummer gewusst. Wie sie nun am Fuß des Burgberges entlang gegangen war, da hatte sie plötzlich einen klingenden Ton an dem Felsen vernommen. Als sie neugierig ihr Ohr daran gelegt hatte, um besser horchen zu können, da hatte ein Stimmchen da drinnen ganz deutlich gesungen:

*Heute brau ich,
morgen back ich,
übermorgen bin ich Edelkind.
Wie gut ist es, dass die Edelfrau nicht weiß,
dass ich Fidlefitchen heiß!*

Als die Dame das vernahm, schrie sie laut auf vor Freude, herzte das Kind, dankte der Amme. Als der Kleine danach mit seiner Frage kam, siehe, da war der Name richtig und er musste mit langer Nase wieder abziehen.

Alle Abend, wenn es dunkelte und im Dorf die Hausbewohner sich zur Ruhe begaben, machten die Quärge sich auf, um Nahrungsmittel aller Art zu holen. Manch sorgende Hausfrau, die, sich der reichen Vorräte freuend, sie abends selbst gut verwahrt hatte, mochte wohl am nächsten Morgen den losen Dieben fluchen, wenn sie Schüsseln und Teller geleert fand. Die Zwerge nahmen alles, Fleisch, Brot, Mehl, Eier, nichts war vor ihnen sicher. Ihr Leibgericht aber waren Erbsen. Darum hausten sie auch so arg auf den Erbsenfeldern, rissen und stampften in dem Eifer, recht viele zu erlangen, die Stauden nieder. Diese Verwüstungen ihrer wohlbestellten Felder hatten die Bauern schon Jahre hindurch mit großem Kummer angesehen. Aber keiner wusste Rat, die diebischen Zwerge fernzuhalten, denn die machten sich durch ihre Nebelkappen unsichtbar und konnten nicht ergriffen werden.

Da kam einem der Bauern ein guter Einfall. Er ließ die langen Leinen, mit welchen die Pferde beim Pflügen gelenkt wurden, über die Grenzen seiner Felder ziehen und verbarg sich mit seinen Knechten in der Nähe. Bald hörten sie das Trappeln der kleinen Schar, die sehr eilig zu laufen schien. Zu sehen war erst keine Spur von ihnen, aber mit einem Mal prallten die Zwerge mit den Köpfen gegen die Leine, ihre Kappen fielen ab und sichtbar standen sie vor den Augen der Verborgenen. Rasch kamen diese mit ihren Knütteln hervor und hieben die Kleinen so jämmerlich durch, dass sie schreiend auf und davon liefen. Das haben

sie den Bauern aber sehr übel genommen und waren so erzürnt, dass sie alle fortzogen. Nur einer blieb zurück und soll noch heute dort wohnen.

Die Steinkirche

In unmittelbarer Nähe von Scharzfels liegt in einem harten Kalksteinfelsen eine geräumige Höhle, die den Namen *Steinkirche* führt. In der Tat deuten auch alle Anzeichen darauf hin, dass dieser Raum einst ein Gott geweihter war und dass er ein Denkmal der ältesten Ausübung des Christentums in diesem Land ist.

Vorn am Eingang erhebt sich eine Kanzel, zu der einige Stufen hinaufführen und von welcher vermutlich ein Eremit der auf dem rasigen Vorplatz lagernden Menge das Wort Gottes gepredigt hat.

Inmitten der achtzig Fuß langen Höhlung gewahrt man eine Art Altar, rings an den Wänden Nischen, in denen wahrscheinlich Heiligenbilder angebracht waren, und am Eingang eine Spitzbogenvertiefung für den Weihwasserkessel. Licht erhielt der Raum durch den Eingang und durch eine Öffnung in der Decke, in welcher vormals wahrscheinlich das Betglöcklein hing.

Die Entstehung dieses seltenen Steingebildes wird durch die Sage folgendermaßen erklärt:

Vor langer, langer Zeit, als noch die Altäre der heidnischen Götter auf diesen Bergen standen, Feuer zu Ehren der Göttin Ostera und des Krodo emporloderten und ihnen blutige Opfer dargebracht wurden, hatten sich alle Bewohner der Umgebung hier versammelt, um ein solches wildes

Fest zu feiern. Als sie mitten im tosenden Reigen waren, trat plötzlich ein Eremit unter die unbändigen Sassen. Sein ehrfurchtgebietendes Äußere und seine furchtlose Haltung ließ sie in ihrem Gesang verstummen und verwundert auf den Fremdling blicken. Der aber stellte sich unbekümmert um die halb staunenden, halb drohenden Blicke der Heiden in ihre Mitte und verkündete mit weithin schallender Stimme die Lehre des Christentums.

Anfangs horchte die Menge neugierig auf die fremden Worte, doch als der Eremit begann, ihre Götter zu schmähen, ihr Heiligstes anzugreifen, da erhob sich ein wütendes Geschrei. Empört stürzten die Versammelten über den Alten her und fesselten ihn.

Geduldig ließ dieser alle Schmähungen über sich ergehen und sich hinab auf einen Anger führen. Als er aber dort vernahm, dass man beschlossen habe, ihn wegen des an den Göttern begangenen Frevels zu töten, da blickte der Greis verzweiflungsvoll zum Himmel und flehte um Mut für die schwere Stunde. Nachdem er sein Gebet beendet hatte, war die Furcht aus seinen Zügen gewichen. Mutig entriss er einem neben ihm stehenden Sassen eine hölzerne Axt, hob sie hoch empor und sprach: »So wahr ich mit diesem schwachen Werkzeug das harte Gestein spalten und aus dem unerschütterlichen Felsen einen Tempel zur Verehrung des alleinigen Gottes schaffen werde, so wahr ist in dem Wort, welches ich euch predigte, das wahre Heil und die höchste Kraft.«

Mutig hieb er in den Felsen und Siehe da: Zum Staunen der Menge, die hohnlachend und zweifelnd seine Worte vernommen hatten, gab das harte Gestein den schwachen Streichen nach. In kurzer Zeit zeigte sich den Blicken der

Umstehenden eine Öffnung. In demselben Augenblick trat die Sonne aus den Wolken hervor und erleuchtete den Raum mit ihren Strahlen, sodass derselbe wie in Himmelslicht getaucht erschien. Das Wunder wirkte gewaltig auf das Gemüt der wilden Sassen, lautlos sanken sie in die Knie und starrten verehrungsvoll das Werk an, welches durch die schwachen Hände des Greises entstanden war. Einstimmig erklärten die Heiden nun, dass sie den neuen Glauben annehmen wollten und ablassen von den blutigen Opfern, durch die sie bisher ihre Götter geehrt hatten. Willig folgten die Bekehrten dem Eremiten zur Oder, wo er sie taufte und zu Gliedern der christlichen Kirche weihte.

So entstand an jenem Felsenabhang das Gewölbe der Steinkirche mit seiner Kanzel, mit seinem Altar. Noch Jahrhunderte loderten hier auf den Bergen am heiligen Osterfest die Freudenfeuer, durch kirchliche Gesänge zu christlichen Dankopfern verwandelt. Die Bewohner der Umgebung aber wallfahrteten noch lange beim Beginn des Frühlings zur alten Steinkirche, dem ersten Versammlungsort der Christen in diesen Bergen.

Die Einhornhöhle

Die Einhornhöhle, früher *Zwergloch* genannt, ist wohl die größte

Höhle des Harzes. Sie hat ihren Namen dem Umstand zu danken,

dass Forscher behaupteten, Hörner und Knochen des fabelhaften Einhorns in ihr entdeckt zu haben; gibt doch Leibniz in seiner Protogäa sogar die Abbildung eines in der

Höhle gefundenen Einhornskeletts. In Wirklichkeit aber waren das freilich Knochen des antediluvianischen Höhlenbären, welche man dort gefunden hatte. Übrigens ist die Einhornhöhle, wenn auch nicht sagemumwoben wie zum Beispiel das Weingartenloch, so doch durch die vielen Funde eine der interessantesten Höhlen des Harzes. Sie liegt in der Zechsteinformation am Südrand auf der schön bewaldeten *Schneie*.

Vom Bahnhof Scharzfels ist der Eingang zur Höhle bald erreicht, und der Wirt des Hotels *Scharzfels* ist gern bereit, den Reisenden seinen Burschen als Führer mitzugeben. Denn erst das helle Licht der von diesem abgebrannten bengalischen Flammen gibt dem Besucher einen Begriff von der ungeheuren Ausdehnung der Räume, in denen er sich befindet. Steinerne Stufen führen zur Tiefe hinab, welche in der Vorhalle noch durch Tageslicht erhellt wird, da infolge eines Deckeneinsturzes eine große Spalte entstanden ist. Weiter rechts befindet sich ein prächtiges Seitengewölbe, die Kapelle, indessen wir durch den Hauptgang der Höhle in die großartige, einem Dom gleichende Leibnizhalle gelangen. Nun heißt es Vorsicht, denn nur in gebückter Stellung können wir durch den engen und feuchten Bären gang in die bekannte Schillergrotte kommen, wo eine eiserne Gedenktafel zur Erinnerung an den hier gefeierten hundertjährigen Geburtstag des Dichters in die Wand eingelassen ist. Nun sind noch die Wolfskammer und die sich weit ausdehnende Carls grotte zu besuchen; aber das ist mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, dass sich eigentlich nur Forscher dazu verstehen.

Häufig sind hier Nachgrabungen angestellt worden, die eine Menge Interessantes zutage förderten. Die reichste

Ausbeute gewährte die im Jahr 1881 von Herrn Struckmann unternommene Untersuchung, die er mithilfe von Bergleuten aus Lauterberg ausführte.

Schon vor zweihundert Jahren war die Höhle wegen der darin vergrabenen fossilen Tierknochen berühmt. Behrens erzählt in seinem *Kuriosen Harzwald*, dass sein Vater, der Ratsapotheker in Nordhausen war, einen schwunghaften Handel damit betrieben hatte, da dieselben als ein begehrtes Arzneimittel durch ganz Deutschland und bis nach Italien gehandelt wurden.

Überall sind die Wände glatt und nur zuweilen finden sich, so zum Beispiel an verschiedenen Stellen der Decke, trichterförmige Vertiefungen, die mit den sogenannten Gletschertöpfen die größte Ähnlichkeit haben. Die nähere Erklärung dieser Erscheinung sowie die Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen entnehmen wir dem hochinteressanten Werk *Der Harz* von F. Günther. Die sichtbaren Spuren der auswaschenden Wirkung des Wassers bei der hoch am Berg gelegenen Höhle lassen sich nur dadurch erklären, dass zu der Zeit, als der Südrand des Harzes, als der größte Teil unserer deutschen Mittelgebirge noch von Gletschern bedeckt war, das Schmelzwasser als tobender Gletscherbach durch die Höhle seinen Abzug nahm. Die bisherigen Ausgrabungen sind vorzugsweise in der Kapelle, in der Vorhalle, in der Schillergrotte und in der Wolfskammer vorgenommen worden. Der ganze Boden ist durch einen geblichen, mit Steinen vermengten Höhlenlehm bedeckt. In diesem Höhlenlehm befinden sich nun zahlreiche Knochen und andere Reste aus grauer Vorzeit. Die unteren Schichten desselben enthalten in allen Teilen der Höhle neben wenigen Knochen des Höhlentigers, ziemlich häufigen Resten

des Wolfes, der Fischotter und des Dachses eine überaus große Menge von Bärenknochen, und zwar von der längst ausgestorbenen, sehr großen Art der Höhlenbären. Man findet jedoch nicht die ganzen Skelette, sondern meistens nur zerschlagene oder zerklopfte Knochen. Die größeren Röhrenknochen sind fast ohne Ausnahme gespalten und zersplittert. Dasselbe gilt von Schädeln, die nur in Bruchstücken neben zahlreichen vortrefflich erhaltenen Zähnen gefunden werden.

Die gleichförmige Beschaffenheit der Knochen lässt darauf schließen, dass ihr Zustand nicht eine Folge der Verwitterung, sondern dass dieselben absichtlich von Menschenhand zerschlagen wurden. Auch bezeugen Stückchen von Holzkohle und einige rohe Topfscherben die damalige Gegenwart des Menschen. Demnach sind die Tiere nicht in der Höhle gestorben, sondern fielen der Urbevölkerung dieser Gegend zur Beute, wurden hierher geschleppt, um bis auf die letzten Reste verspeist zu werden. Die Knochen wurden zerschlagen, um nur das Mark zu gewinnen, welches für einen besonderen Leckerbissen galt. Es lässt sich annehmen, dass die Einhornhöhle schon vor Tausenden von Jahren bewohnt war, also zu einer Zeit, als der Harz noch von Gletschern bedeckt war. Dies geht unter anderem daraus hervor, dass viele der zerschlagenen Knochen zugleich deutliche Spuren der Abrollung zeigen. Sie müssen daher vom Wasser fortbewegt worden sein, was nur geschehen konnte, als noch ein Gletscherbach durch die Höhle floss.

Über dem älteren Lehm wurde eine zweite, jüngere Kulturschicht entdeckt. Dies liefert wiederum den Beweis, dass die Höhle auch nach der Eiszeit bewohnt wurde.

In der Ablagerung dieser Periode sind ebenfalls die Knochen des Höhlenbären noch vor allen anderen überwiegend, daneben auch Reste des Wolfes und der Fischotter, jedoch auch des Wildschweines, des Hirsches und des Rehes, also echter Waldtiere, ein Anzeichen, dass das Eis von den Bergen gewichen war und sich die Gegend mit Wald bedeckt hatte. Von unseren Haustieren findet sich noch keine Spur. Die damaligen Bewohner waren also ein auf niedriger Kulturstufe stehendes Jägervolk, über welches alle geschichtlichen Aufschlüsse fehlen. Interessant ist es, dass in dieser Schicht primitive Topfscherben in großer Anzahl auftreten.

Endlich wurde noch eine dritte Kulturschicht aufgefunden, die sich schon äußerlich durch ihre dunkle, fast schwarze Farbe von den älteren Ablagerungen unterschied. Sie ist mit Asche und Holzkohle stark vermischt und macht den Eindruck einer Moderschicht. Die ganze Schicht war mit Knochenresten von wilden und gezähmten Tieren erfüllt, von denen viele deutliche Spuren künstlicher Bearbeitung zeigen. Außerdem wurden über vierhundert Topfscherben gefunden, die, nach ihrer Form zu urteilen, etwa fünfundneunzig verschiedenen Gefäßen angehört haben. Die an einigen Gefäßen vorhandenen Verzierungen sind sehr primitiver Art und meist mittels der Fingerspitzen oder -nägel eingedrückt. Viele der Scherben sind rauchgeschwärzt und haben offenbar als Kochgeschirr gedient. Aber auch Geräte und Schmucksachen, die desgleichen einer sehr frühen Kulturstufe angehören, sind aufgefunden, wie zum Beispiel ein Schleifstein, ein Steinhammer, ein Steinkeil und Perlen von Ton, Knochen und Bernstein, Pfriemen von Knochen und selbst Gegenstände aus Metall,

wie eine Nadel und eine Spirale von Bronze sowie dergleichen mehr.

Der ganze Charakter der aufgefundenen Reste lässt nicht daran zweifeln, dass dieselben Abfälle des Haushaltes einer vorhistorischen Niederlassung bilden.

Als Herdstelle hat eine große Tropfsteinplatte gedient. Rings herum wurden die unbrauchbaren Reste der Mahlzeiten zusammen mit Asche und zerbrochenem Geschirr aufgehäuft. Durch eine sorgfältige Bestimmung der Knochenreste ist es sogar möglich gewesen, das ungefähre Verhältnis der verschiedenen Tierarten festzustellen, was zu hochinteressanten Ergebnissen führte und deutlich beweist, dass zwischen der zweiten und der dritten Kulturschicht große Veränderungen in der Fauna vor sich gegangen sind. Der Höhlenbär hat dem Braunären Platz gemacht, und neben den Jagdtieren finden sich zahlreiche Reste von Haustieren, ein Zeichen, dass die Bevölkerung nicht mehr allein auf den Ertrag der Jagd angewiesen, demnach in der Entwicklung bedeutend fortgeschritten war. Die Niederlassung in der Höhle war keine vorübergehende, sondern offenbar von langjähriger Dauer. Die meisten Reste weisen auf die sogenannte jüngere Steinzeit hin, jedoch lassen einige Gegenstände von Metall darauf schließen, dass die Einhornhöhle vielleicht noch in den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung bewohnt war. Ein ungelöstes Rätsel bleiben einstweilen noch die zwischen den Küchenabfällen zerstreuten menschlichen Gebeine. Einzelne Umstände legen den Verdacht nahe, dass die alten Bewohner, als dieses mit größter Wahrscheinlichkeit auch an einigen anderen Orten nachgewiesen ist, Kannibalen waren. Jedoch fehlen dafür einstweilen die sicheren Beweise.

Vielleicht wird die beabsichtigte Fortsetzung der Ausgrabungen auch über diesen Punkt noch weitere Aufklärung geben und die bisherigen Resultate, die bereits einen interessanten Beitrag zur Urgeschichte der Harzgegend geliefert haben, noch vervollständigen. Die Fundgegenstände sind dem Provinzial-Museum zu Hannover einverleibt.

Römerstein und Nixei

Am Rand des Südharzes, in der nächsten Umgebung des anmutigen Kurortes Sachsa, erhebt sich aus üppig grünen Feldern ein nackter Hügel, dessen Gipfel von zackigen Felsklippen gekrönt ist. Einen seltsamen Kontrast bildet diese dunkle Felspartie, die, von fern gesehen, einer Burg ruine täuschend ähnlich ist, gegen den weißen Alabaster des gegenüberliegenden Sachsensteins, der schimmernd aus seiner grünen Umgebung hervorsieht.

In dieser reizvollen Gegend weiß der Volksmund manch Märlein zu erzählen. Die Felsklippen inmitten des Feldrains sind – wie die Sage berichtet – die Reste einer gewaltigen Burg, die ein Riesengeschlecht zum Schutz gegen seine Feinde auftürmte. Die also Gefürchteten bestanden zwar nur aus einem Völkchen winziger Zwerge, welche mit ihrem König in dem Sachsenstein hausten, aber ihre große Anzahl, ihre Gewandtheit und vor allem die Nebelkappen gaben ihnen den plumpen Riesen gegenüber eine bedeutende Übermacht.

Schon lange hatte diese Fehde gedauert und war bald mehr, bald weniger hartnäckig von beiden Seiten geführt worden, als eines Tages Romar, ein Jüngling aus dem Ge-

schlecht der Riesen, beim heimlichen Pirschen in des Zwergkönigs Gebiet eine wunderbar schöne Jungfrau erblickte, die schlafend unter einem Baum lag.

Entzückt betrachtete er die Schlummernde. Da erwachte sie und wollte, erschreckt durch den Anblick des fremden Mannes, entfliehen. Aber Romar flehte so innig, sie möge keine Furcht vor ihm hegen. Er wusste durch freundliche Worte den Sinn der Jungfrau zu wenden, dass sie blieb und bald großes Wohlgefallen an dem schönen Jüngling fand.

Immer häufiger trafen sich die beiden im versteckten Waldeswinkel und so innige Liebe entbrannte in ihren Herzen, dass selbst das Geständnis der Jungfrau, dass sie Rume, die Tochter einer Nixe und des Zwergkönigs, also das Kind seines ärgsten Feindes sei, Romar nicht davon abhalten konnte, sie zu seiner Frau zu begehren.

Rume wusste wohl, dass der Vater nie seine Zustimmung zu der Verbindung mit einem Sprössling des verhassten Geschlechts geben werde; aber eine Trennung von dem Geliebten schien ihr unerträglich. So willigte sie ein, in heimlicher Ehe mit ihm zu leben. Lange Zeit blieb das Zusammensein des Paares von allen unbemerkt. Sorglos, nichts Böses ahnend, ruhten sie einst kosend im Wald, als plötzlich aus dem dichten, grünen Gestrüpp der Zwergkönig hervortrat. Das Antlitz, weißer als der Alabaster seiner Berge, war von schneeweißen Haaren umgeben. Ein langer weißer Bart wallte zur Erde, vom Haupt erhob sich eine helle Kristallkrone und funkelnde schwarze Augen trafen wie Blitze das entsetzte Paar. Rume wollte sich um Vergebung flehend dem Vater zu Füßen stürzen, aber der Ergrimnte stieß sie zurück und winkte mit der Hand, dass unzählige Zwergscharen erschienen. Diese warfen sich auf Geheiß ih-

res Gebieters auf Romar, der die Geliebte schützen wollte, aber der Übermacht der Kobolde weichen musste und blutend, abgehetzt wie ein Wild, seine Burg erreichte.

Die Tochter nun strafte der König selbst. Als sie seinem Verlangen, für immer dem Gatten zu entsagen, nicht nachkommen wollte, ergriff er ihr langes, blondes Haar und schleifte sie daran weiter und weiter, bis die Burg des Geliebten in der Ferne verschwand.

Hier stampfte der Gewaltige mit seinem Fuß auf den Boden, ein donnerndes Getöse erfüllte die Luft und eine tiefe Höhle tat sich vor den Augen der erschreckten Rume auf. Dort hinein stieß sie der Vater. Er ließ gewaltige Felsblöcke vor den Eingang wälzen und befahl boshafte Kobolde die strengste Bewachung.

Dennoch ließ die Gefangene nichts unversucht, ihre Freiheit wiederzuerlangen. Sie, die sonst als Nixe in dem klaren Teich im goldigen Sonnenstrahl umherglitt, die frei durch Wald, Hain und Wiesen streifte, sollte für immer in der finsternen Höhle schmachten – unmöglich! Mithilfe der ihr innewohnenden Kunst verwandelte sich die Nixe in ein Bächlein, um so der Gefangenschaft zu entfliehen. Leise huschte sie über Fels und Kies. Endlich lag die Burg des Gatten vor ihr und bald war auch ihr liebes Teichbett erreicht. Aber die Sehnsucht hatte Rume zu rasch vorwärts getrieben, zu hastig rauschte sie davon, sodass die Wächter, die boshafte Kobolde, ihre Flucht entdeckten. Der Vater schleuderte die Unglückliche zurück in ihren Kerker.

Immer wieder versuchte sie zu entkommen, aber jedes Mal wurde ihr Entweichen bemerkt und umso strengere Bewachung folgte der Flucht. Dann drang so lautes, verzweifeltes Jammern und Weinen aus der Höhle hervor,

dass die ganze Gegend davon widerhallte und die Höhle deshalb noch heute den Namen Weingartenloch, d. h. *Garten des Weinens* führt.

Als sich die Ärmste lange Zeit still und regungslos verhalten hatte, glaubten die Wächter der Gefangenen endlich, sie habe sich in ihr Schicksal ergeben. Jahrelang hörten und sahen sie auch nichts mehr von ihr. Rume aber hatte diese Zeit benutzt, unter rastlosen Mühen sich eine unterirdische Bahn gegraben. Erst außerhalb des Reiches ihres Vaters trat sie als fertiger Strom zu Tage. Dieser Fluss wurde zu ihrem Andenken Rume genannt und das unterirdische Rauschen in der Höhle bezeichnet den Weg, den die Nixe genommen hatte.

Nun waltete aber über dem Zwergkönig ein seltsames Verhängnis. Bei der jedesmaligen Wiederkehr gewisser Konstellationen der Gestirne war er in gänzlicher Ohnmacht gefesselt. Da benutzte Rume diesen Zeitpunkt, um in ihr altes Teichbett zu gelangen. Rauchend eilte dann das Flüsschen herbei, aus dem klaren Wasser streckte die Nixe ihre weißen Arme dem Gatten entgegen, der herabkam von der Burg, um die Teure zu umfassen, bis das Erwachen des Königs ihrem Glück ein jähes Ende bereitete.

Noch heute füllt im Frühjahr das Flüsschen den Nixeteich, indessen man im Sommer trockenen Fußes über die rundgeschliffenen Kiesel des Teich- und Flussbettes zu der Domäne Nixei wandern kann, die als der Ort bezeichnet wird, wo sich die Liebenden zuerst gesehen hatten. Die stolze Felsburg heißt nach Romar der Römerstein, wenigstens führen alle Sagenforscher den Namen auf die eben erzählte Sage zurück. In einer Felsspalte, wo nun ein Fliederstrauch grünt und duftende Blüten treibt und wilde Rosen sich eng

an das Stämmchen schmiegen, wollen Hirten oft eine weiße Jungfrau gesehen haben, die sich ihr langes, blondes Haar kämmt, während Goldperlen von ihrem Haupt fallen. Vom Weingartenloch, wo Rume so zahllose Tränen über ihr hartes Schicksal geweint hat, erzählt auch die folgende Sage.

Das Weingartenloch

Es gibt wohl kaum eine andere Höhle in Deutschland, die für das Volk so viel des Geheimnisvollen birgt, wie das Weingartenloch. Schon Henning Behrens gibt in seinem *Hercyna curiosa* oder *Der kuriose Harzwald*, einem Werk, das um 1700 erschien und das die älteste Quelle für die Harzsagen ist, interessante Schilderungen dieser ungeheuer weit ausgedehnten Höhle.

Köstlich ist die Art und Weise, wie er den Weg zu den Schätzen zeigt, die dort, wie er ernsthaft versichert, in großer Menge lagern, und wie er den Wanderer anweist, bald *häuserlang* auf dem Bauch sich durch schmale Gänge zu zwängen, bald auf einem Wasserlein fortzukriechen und sich Bahn durch Steingeröll vermittelt *Aufkratzens* zu erzwingen. Dann spricht er von der Begegnung gespenstischer Bergmänner mit Grubenlichtern, von Mönchen, die mit Piken nach den Schätzen zeigen und die, wenn sie durch ein Licht geschwärzt werden, einen Schall von sich geben: »Ich fresse dich!«

Nun ist es verboten, die Höhle, welche zwischen Nixei und Osterhagen liegt, zu betreten. Es sind zu viele Unglücksfälle dort vorgekommen, auch verspürt wohl kaum jemand Lust, sich hineinzuwagen, wenn er nur erst am Ein-

gang die herabhängenden Felsblöcke gewahrt, die jeden Augenblick zu stürzen und den Eintretenden zu zermalmen drohen. Auch der Boden ist über und über mit Steingeröll bedeckt, ein Zeichen, dass von Zeit zu Zeit in der Tat Felsnachstürze stattfinden. Dessen ungeachtet hat vor Zeiten manch einer die Höhle nach Schätzen durchsucht. Aber wehe dem, der vergaß, am Eingang einen Strick zu befestigen. Es war ihm alsdann unmöglich, aus den labyrinthartigen Gängen sicher zurück zu gelangen, und mancher musste diesen Fehler mit dem Leben büßen. Wenigstens wird von älteren Harzforschern behauptet, dass mehrfach menschliche Skelette in der Höhle aufgefunden worden sind.

Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts fand ein Mann aus Einbeck, den es nach den Schätzen des Weingartenloches gelüstete, dort ein furchtbares Ende. Er wollte sich durch einen Gang zwängen, aber dieser hielt den starken Menschen so fest, dass er nicht rück- noch vorwärts konnte. Viele Bergleute eilten auf die Kunde herbei, dem Unglücklichen Hilfe zu bringen; doch umsonst war ihr Bemühen. Auf keinerlei Weise gelang es, den Eingezwängten zu befreien. Als man schließlich auf seine Bitten Gewalt anwandte, ihm um die Füße Stricke band und nun mit vereinten Kräften zog, da wurde dem Ärmsten der Kopf vom Rumpf gerissen. Dieser Vorfall hat wohl viele vom Durchforschen der Höhle zurückgehalten, auch wird von allen, die darinnen waren, keine verlockende Schilderung ihrer Wanderung entworfen.

Die ersten Räume sollen von langohrigen Fledermäusen bewohnt und mit Felsstücken und Geröll angefüllt sein. Von hier haben, wie die Sage erzählt, die Mönche von Wal-

kenried die Bausteine zu ihrem Kloster geholt und so die Verwüstung angerichtet. Bald durch hohe, bald durch niedere Höhlen und Gewölbe geht der Weg weiter. Weißlich graue, seltsam gestaltete Felsen, oft menschlichen Gestalten oder unförmlichen Tieren gleichend, zeigen sich, von dem flackernden Grubenlicht des Führers gespenstisch beleuchtet. Molche und Schlangen, durch die ungewohnten Menschentritte aufgeschreckt, rascheln vorüber, und der Eindringling weicht erschreckt zurück. Ein Murmeln ist vernehmbar; bald gewahrt man ein düsteres, schäumendes Wasser, welches weiteres Vordringen verhindert. Dennoch liegt ein langer Balken über dem Wasser und beweist, dass tollkühne Menschen es wagten, hinüber zu gehen.

Im Volksmund heißt es, wer das Wasser überschreite, sei dem Teufel verfallen, der dort zwischen Gold- und Silberbergen sitze und der von drei Eindringlingen nur zwei mit den erlangten Schätzen hinauslasse, den dritten aber zerreiße. So heißt es, zwei fremde Männer hätten sich große Reichtümer aus dem Weingartenloch geholt und wären glücklich wieder herausgekommen. Sie wussten, dass der Teufel immer von denen, die dort in seinem Bereich Gold suchten, einen zurückbehielte. Deshalb nahmen sie jedes Mal einen Mann aus der Umgegend mit in die Höhle, um ihn als Opfer dort zu lassen.

Obwohl bald alle Leute wussten, dass diejenigen, welche die Fremden mitnahmen, nie wieder zurückkehrten, fanden sich doch noch immer törichte Menschen, die sich durch die Versprechungen der beiden verführen ließen. Die Vorstellungen, die ihnen jene von dem Reichtum machten, den sie im Weingartenloch erlangen würden, wirkten so mächtig, dass die Leichtgläubigen der Versuchung nicht

widerstehen konnten und allemal ihr Vertrauen mit dem Tod bezahlten. Nun waren die fremden Männer schon elfmal in der Höhle gewesen. Als sie aber zum zwölften Mal hineingehen wollten, war keiner mehr zu finden, der sie begleiten mochte. Endlich waren die Leute klug geworden, trauten den Schatzgräbern nicht mehr und hatten keine Lust, ihr Leben leichtfertig aufs Spiel zu setzen.

Die beiden wanderten von Ort zu Ort und suchten nach einem Opfer, aber vergeblich. Da hörten sie eines Tages von einem Arbeitsmann, Schlosser geheiß, der so arm sei, dass er nicht wisse, wie er Brot für seine Familie herbeschaffen solle. Das war vielleicht der Rechte für sie. Drückende Not konnte am leichtesten zu dem gewagten Schritt bewegen.

Die Fremden gingen in Schlossers Hütte und brachten ihr Anliegen vor, aber der Arbeiter weigerte sich entschieden, ihnen zu folgen, so glänzend die beiden ihm auch die Zukunft ausmalten. Er wusste, welches Ende ihm bevorstand, und dass, wenn er stürbe, seine Familie noch weit ärger darben müsse.

Um die armen Leute zu verlocken, begann der eine der Fremdlinge hundert blanke Taler auf den Tisch zu zählen und rief: »Seht, das gebe ich Euch schon im Voraus. Nun denkt, welche Summe Goldes Ihr bekommt, wenn wir zurückgekehrt sind.«

Gierig blickten die Armen auf das Geld; waren sie doch in höchster Not, und diese Summe allein hätte sie schon glücklich machen können.

Da trat die Frau des Arbeiters zu ihrem Mann heran und redete ihm zu, doch mitzugehen. Verwundert hörte das Schlosser. Er wusste, wie lieb seine Frau ihn hatte und

konnte es nicht begreifen, dass sie ihm raten mochte, diese Betrüger zu begleiten, aus deren Gesellschaft er sicher nicht lebend zurückkehren würde.

Aber die Frau bat immer dringender und wusste ihm so guten Mut zu machen, dass Schlosser sich wirklich anschickte, den beiden zu folgen. Vorher hatte er, wie alle, die mit den Fremden gingen, sich waschen und ein reines Hemd anlegen müssen. In dieses aber nähte seine Frau geschwind Dill, Duft und Allermannsherrnkrant hinein. Das sind die Kräuter, welche gegen alle bösen Geister, Hexen und selbst gegen den Teufel schützen. Mit diesem Hemd angetan, ließ die Frau ihren Mann, der keine Ahnung hatte, wie sehr sein Weib um ihn besorgt war, mit den Fremden fortziehen und sah voller Sehnsucht seiner Rückkehr entgegen.

Als Schlosser mit seinen Führern die Höhle durchschritt, hatte er nicht wenig Lust, ihnen zu entlaufen, so schaurig und unheimlich war es dort. An dem Boden ringelten sich scheußliche Schlangen, ekles Gewürm wälzte sich vor seinen Füßen umher. Aber die beiden Fremden, schon an diesen Anblick gewöhnt, beobachteten ihr armes Opfer scharf, sodass diesem jeder Fluchtversuch unmöglich war.

Nun musste man die Brücke überschreiten. Hinter derselben traf man bald auf ein großes eisernes Tor. Einer der Männer öffnete dieses und nun standen die drei abermals in einer weiten Höhle, die in eigentümlichem Licht erstrahlte und in welcher große Berge von Gold- und Silbererz lagen. Ein schwarzer, schrecklicher Hund mit feurig glänzenden Augen kam herbei – es war der Teufel. Dieser führte sie zu den Gold- und Silberhaufen und bedeutete die Leute, nur davon einzupacken. Schnell waren die Säcke gefüllt,

man machte sich auf den Rückweg und zu Schlossers Beruhigung war auch der Teufel verschwunden. Als sie jedoch die Brücke überschreiten wollten, da stand der Grimme, abermals in Gestalt eines Hundes, plötzlich vor ihnen. Schlosser schrie laut auf bei dem entsetzlichen Anblick, denn die Augen des Tieres rollten gleich großen Feuerrädern, die blutrote Zunge hing ihm lang aus dem dampfenden Rachen und die riesigen Krallen hatte der Furchtbare hoch erhoben, als wolle er sich gleich auf sein Opfer stürzen.

Einer der Fremden holte Lose aus seiner Tasche hervor und begann dieselben zu mischen. Doch so betrügerisch er es auch anstellte, das Los traf zu seinem größten Schrecken ihn selbst. Jedes Mal, wenn sie in der Höhle waren, mussten sie losen. Immer hatten die Schurken es so einzurichten gewusst, dass das Todesurteil den Mitgenommenen traf. Heute nun wollte es nicht glücken.

Als der Erste noch einmal und von Neuem die Lose ordnete und vorgab, er habe vorhin einen Fehler gemacht, da rief der Teufel mit schrecklicher Stimme: »Es ist genug, denn an dem da habe ich keinen Teil, also einen von euch beiden trifft's doch!«

Da zitterten die beiden Männer vor Angst und Schrecken, denn das hatten sie nicht erwartet. Der Teufel aber stürzte sich mit furchtbarer Gewalt auf sein Opfer, nahm den Unglücklichen mit in die Luft hinein und zerriss ihn, indessen ein entsetzliches Krachen und Dröhnen die Höhle erbeben machte.

Schlosser war vor Schreck wie gelähmt und sank bewusstlos zu Boden. Sein Begleiter versuchte eilig den Ausgang zu erreichen. Als Schlosser aus der Ohnmacht er-

wachte, sah er sich draußen vor dem Eingang zur Höhle und ein großer Beutel mit Gold lag neben ihm. Wie er hierher gekommen war, wusste er nicht. Als ihm an das Schreckliche, das er erlebt hatte, wieder vor die Augen trat, wurde ihm ganz Angst und Bange. Schnell erhob er sich und eilte mit dem Schatz fort von diesem schauerlichen Ort zu seiner Frau, die schon beklommen seiner geharrt hatte und nun glücklich war, ihren Mann gesund und noch dazu mit so vielem Gold wieder zu haben.

Die Venediger und der Hirtenknabe

In der Nähe des Weingartenlochs weidete einst ein Hirt seine Kühe.

Da die Sonne so sengend heiß herniederstrahlte, dass selbst das Vieh sich Schutz im Schatten einiger Bäume suchte, legte auch ihr Hüter sich müde hinter ein dichtes Gebüsch. Schon wollten ihm die Augen zufallen, als er Schritte hörte und durch die Zweige spähend ein paar Männer wahrte, die aus dem Weingartenloch kamen und sich dicht davor auf einen großen Stein setzten. Aus einem Krug tranken sie abwechselnd. Als sie den Hirten in seinem Versteck wahrten, riefen die beiden, er solle nur kommen und mittrinken.

Anfangs fürchtete sich der Hirte, denn die Männer sahen so seltsam aus, so ganz anders wie die Leute im Harz; doch Räuber schienen es nicht zu sein, dazu waren ihre Gesichter viel zu gut und freundlich. Da fasste denn der Hans sich ein Herz. Ein wenig neugierig war er doch, was wohl der Krug enthalten mochte. Und so trat er näher heran. Die beiden

hießen ihn sich setzen und tranken dem Hirten so wacker zu, dass ihm ganz schwindlig wurde. Als die Männer darauf fortgehen wollten, legte Hans sich wieder hinter seinen Busch und schlief bald darauf ein. Als er aber erwachte, erschrak er heftig, denn es war schon Dämmerung um ihn her. Wo mochten nur seine Kühe sein? Er wollte aufspringen und rieb sich die schlaftrunkenen Augen. Doch was war das? Da sah er plötzlich, dass er nicht mehr auf dem Rasen, sondern in einem kostbaren Bett lag, welches in einem wunderschönen Zimmer stand. Vor seinem Lager, auf samtenem Stuhl, lagen prächtige Kleidungsstücke. Da seine Hirtenkleidung verschwunden war, musste Hans wohl oder übel die prachtvolle Gewandung anziehen. Als er dann fertig angekleidet sein Bild in dem großen Kristallspiegel erblickte, erkannte er sich selbst kaum wieder, so vornehm und stattlich sah er aus. Doch was nun beginnen? Keine menschliche Seele ließ sich blicken. Der Hirte war doch begierig zu erfahren, was eigentlich mit ihm vorgegangen sei. Leise pochte er an die Tür. Gleich darauf erschien ein Mädchen, das ihn schweigend durch mehrere Prunkgemächer und dann hinab auf einen weiten Flur führte. Nun erkannte Hans, dass er sich in einem großen Kaufmannshaus befand. Hinter dem Ladentisch aber saßen die beiden Männer, mit denen er getrunken hatte.

Wie der eine Hans erblickte, trat er zu ihm, wünschte ihm einen Guten Morgen und sagte, er solle ihm folgen. Dann sprach er kein Wort mehr, führte den Hirten aber durch eine Stadt, worin die prächtigsten Häuser und Kirchen standen, sodass Hans ganz verblüfft war von all dem Schönen, das er zu sehen bekam. Sein Führer sagte ihm, das sei Venedig. Danach zeigte der Fremde ihm auch noch das

ganze Haus, in dem er geschlafen hatte. Und der einfache Hirt kam aus dem Staunen gar nicht heraus. Als das der Kaufmann sah, fragte er, ob er Lust habe, bei ihm zu bleiben, oder ob er lieber in seine Heimat zurückzukehren wünsche.

Da antwortete Hans, dass es ihm in der prächtigen Umgebung zwar außerordentlich gut gefalle, dass er sich trotzdem aber sehr zu seinen Eltern zurücksehne.

Die Antwort schien dem Mann zu gefallen, denn mit freundlichen Worten versprach er für Hans' Rückkehr zu sorgen, gab ihm außerdem die Erlaubnis, sich aus dem Kaufmannshaus etwas mitzunehmen, was ihm besondere Freude mache. Wenn er seinen Rat befolgen wolle, solle er einen goldenen Hirsch oder einen goldenen Hasen wählen.

Da entschloss sich der Hirt für den goldenen Hasen. Er erhielt außerdem noch einen grauen Stein, vor welchem, wie der Venediger sagte, sich die verborgenen Räume des Weingartenlochs auftun würden. Ihn hindere dann nichts, mit Schätzen beladen die Höhle zu verlassen. Hierauf musste Hans wieder das kostbare Bett besteigen und, kaum ausgestreckt, war er schon fest eingeschlafen.

Als er erwachte, lag er in seinem alten Zeug hinter dem Gesträuch, wo ihn gestern der Schlaf übermannt hatte; aber den goldenen Hasen und den grauen Stein hatte er neben sich.

Gleich sah er nach seinen Kühen; aber die waren alle fort. Als er im Dorf Osterhagen ankam, erzählten ihm die Leute, dass sie am gestrigen Tag jeder sein Vieh hätten zusammenholen müssen. Es sei ihnen so vorgekommen, als habe es jemand auseinander getrieben. Auch der Kuhhirte fand seine Tiere an den verschiedensten Orten verstreut.

Den Hasen hat Hans später verkauft und zweitausend Taler dafür bekommen. Mit dem Stein wollte er nun auch ins Weingartenloch gehen. Und da sein bester Freund Lust hatte, mit hinabzusteigen, schlug der Hirt den Stein auseinander und gab seinem Kameraden die eine Hälfte. Der aber verlor Hans in der Finsternis und war so törricht, den Stein fortzuwerfen. Nun konnte er nicht zurückfinden und kam in der Höhle elendiglich um.

Der Hirt aber hat seinen Stein sorgsam gehütet, ist mit Schätzen reich beladen zurückgekommen und später noch oftmals im Weingartenloch gewesen.

Die Zwerge vom Sachsenstein

In den Gipsbergen, welche den Südrand des Harzes bilden, finden sich zahllose kleine und größere Höhlen, die dadurch entstanden sind, dass sich der Gips in Wasser gelöst hat. Da aber die ganze Gegend von unterirdischen Wasserläufen durchzogen ist, dauert die Höhlenbildung fort und fort. Überall finden sich hier auch Erdsenkungen oder Erdfälle, die bald als senkrechte Löcher, bald als trichterförmige Vertiefungen oder auch als talähnliche Bassins sich fortziehen. Oft sind sie ständig mit Wasser angefüllt, oft nur zeitweise. Sie werden Hungerquellen oder Hungerseen genannt. Dieses hat darin seinen Grund, dass infolge neuer Einstürze Wasserläufe verstopft werden, die sich erst mit der Zeit einen anderen Ausweg zu bahnen vermögen. Jedenfalls sind diese Erdfälle als eingestürzte unterirdische Höhlen anzusehen.

Auch auf dem Sachsenstein finden sich zahlreiche Vertie-

fungen, sogenannte Gipsschlotten, in denen das Wasser spurlos versinkt. Bald sind es kleinere oder größere Höhlen, bald eckige Löcher, welche aussehen, als ob Menschenhände sie gebildet hätten. Dies waren die Wohnungen der Zwerge, die den Sachsenstein als Scheidewand ihres Reiches aufgeführt hatten und die weit und breit gefürchtet waren. Nur ungern gingen die Bewohner der Umgegend am Sachsenstein vorbei, da die Zwerge häufig Vorübergehenden einen Streich spielten und Frauen sogar zum Scherz gefangen nahmen. Im Übrigen waren die Kleinen munter und guter Dinge, feierten die lustigsten Feste und dazu erklang eine wunderbar liebliche Musik aus dem Sachsenstein heraus. Allein auch bei den Leuten im Dorf, die Hochzeiten oder Kindtaufen feierten, fanden sie sich ein, natürlich immer mit ihren Hehlkappen auf dem Kopf. Dann konnten die kleinen unverschämten Kobolde recht ungeübt zulangen und den Gästen alles vor der Nase wegessen, ohne dass diese sie sehen konnten. War aber Kümmel ins Brot gebacken, dann wurden sie recht traurig, denn den konnten die Zwerge nicht vertragen und wurden krank, so wie sie davon aßen. Einigen zwar schadete der Genuss des Kümmelbrotes nicht; diese hatten sicher einen besseren Magen und wurden deshalb Kümmelzwerge genannt. Doch ihrer waren nur sehr wenige.

Einst feierte der alte Gödeke in Bräunrode Kindtaufe. Kaum hatten die Zwerge das vernommen, als sie sich auch mit ihren Hehlkappen einfanden, denn sie wussten, beim alten Gödeke gab es immer etwas Gutes.

Es musste der losen Schar auch vorzüglich munden, denn sie griffen so herzhaft zu, dass den Leuten kaum etwas übrig blieb. Das sah der alte Gödeke mit großem Ärger, da er

doch für seine Gäste und nicht für die zudringlichen Zwerge das Mahl so reichlich und lecker hatte herrichten lassen. Wo aber waren die unnützen Burschen? Man hörte wohl ein leises Schmatzen, wie es Mäuse an sich haben, aber das war bald hier, bald dort. Da kam der Alte auf einen Einfall. Er holte sich eine Eierschale und braute Bier darin. Das konnten die Zwerge nicht sehen, ohne sich zu verraten, und von allen Seiten klang es sogleich:

*So bin ich doch so alt
wie der Döringerwald.
Und habe noch nicht besehen
in einer Eierschale Bier brauen.*

Die versammelten Leute lachten herzlich darüber, dass die Zwerge sich so verraten mussten, und trieben sie alle hinaus, da sie an dem Klang der Stimmen erkannt hatten, wo dieselben waren.

Ein Schäfer, der seine Herde einst in der Nähe des Sachsensteins hütete, hörte lustige Musik aus dem Berg herausschallen. Neugierig suchte er an dem Gestein herum, ob er nicht eine kleine Spalte finden könne, durch die er in das Innere zu blicken vermöchte. Richtig gelang es ihm, und als er eine Menge welches Laub fortgeräumt hatte, sah er ganz deutlich die Zwerge an einer langen Tafel sitzen und unten am Ende derselben die Musikanten, die so lustige Weisen aufspielten. Doch auch das Zwergvolk hatte den Schäfer bemerkt, winkte ihm, hereinzukommen, und einer von den kleinen Leuten führte ihn durch eine größere Öffnung in den Berg. Da hatte der Schäfer das ganze Fest mitgefeiert und tüchtig gegessen, denn es gab Reisbrei, und das war

sein Leibgericht. Nachher ist er unversehrt wieder zurückgekehrt und hatte noch oft an das vergnügte Zwergfest gedacht.

Die Räubereien des kleinen Volkes wurden aber immer ärger, und im Winter, wo keine Erbsen und sonstiges Gemüse oder Obst draußen zu finden waren, mussten vor allem die Bäcker herhalten. Diese wussten nicht mehr, wohin sie das Brot legen sollten. Überall fanden es die Zwerge und nahmen es fort.

Da riet ihnen ein Mädchen das schon erwähnte Mittel an, Kümmel ins Brot zu backen. Die Bäcker und auch die anderen Leute versuchten dies; und wirklich, keins der Brote fehlte mehr. Wohl war hier und da ein Brot ein wenig angeknabbert, als hätten die Mäuschen davon genascht. Das waren die Kümmelzwerge gewesen, die nach wie vor in die Bäckerläden kamen. Aber der Schaden, den diese verursachten, war so gering, dass man ihnen gern Nahrung gewährte.

Die anderen Zwerge aber mussten großen Hunger leiden. Sie beschlossen daher, den Sachsenstein zu verlassen und einen anderen Ort aufzusuchen, an dem es bessere Menschen gäbe. Vorher aber versuchten sie durch List das Mädchen, welches alles Unheil über sie gebracht hatte, in ihre Gewalt zu bekommen. Der Plan glückte und derb wurde dasselbe von den erzürnten Zwergen gezüchtigt.

Nun kam der Tag, an welchem das Völkchen den geliebten Sachsenstein verlassen sollte. Vor dem Rathaus in der Sachsa hatten sich alle versammelt und sind dann mit Musik und Gesang fortgezogen. Sie hatten aber ihre Hehlkappen auf. Darum konnten die Leute, die alle jubelten, als sie vernahmen, dass die kleinen Diebe im Abmarsch begriffen

seien, sie nicht sahen; doch hören konnten sie genug. Das war ein Murmeln, Schnattern und Getrappel, als ob eine ganze Schar Gänse mit ihren platten Füßen durch den Sumpf patschte und vorlaut eine die andere im Geschnatter überbieten wollte.

Dann wieder ertönte Musik und Gesang, ja, der ganze Sachsenstein erklang, als wäre er ein großer Kessel, in dem Tausende von Goldstücken hin und her geworfen würden. Die Anführer des Zuges standen vor dem Rathaus und fragten die Leute, ob sie ein ewiges Bergwerk oder lieber von jedem der ihren einen Pfennig haben wollten.

Da sagten die törichten Menschen: »Gebt uns lieber jeder einen Pfennig.«

Weil nun aber der Zwerge so viele waren, stellten sie einen Dresdener Scheffel auf den Marktplatz.

Dahinein warf nun jeder vorüberziehende Zwerg seinen Pfennig, und bald war das Maß über und über voll. Als die Ersten des Zuges in dem Dörfchen Steina angekommen waren, standen die Letzten noch bei den Zwerglöchern vor dem Sachsenstein. So viele Zwerge hatten in dem Alabasterfelsen gewohnt.

Die kleine Schar zog nordwärts. Als sie in Scharzfels ankam, empfingen die Quärge auf der *Schneie* sie aufs Herzlichste. Vor allen Dingen musste nun aber daran gedacht werden, den Hunger der Reisenden zu stillen. Da die Erbsen gerade zu reifen begannen, begab man sich auf die Felder der Bauern und aß nach Herzenslust.

Mit großem Kummer sahen diese die Verwüstung, bis es ihnen endlich gelang, die kleinen Räuber zu erhaschen und sie tüchtig durchzuprügeln. Davon habe ich schon bei den Scharzfelser Quärgen erzählt. Mit diesen gemeinschaftlich

zogen denn auch die Sachsensteiner Zwerge von dannen, immer weiter nach dem Norden. Kamen sie aber unterwegs an ein Erbsenfeld vorüber, so ging es geschwind hinein. Feldarbeiter, die gerade anwesend waren, konnten gar nicht begreifen, was das für ein Geräusch war, das an ihr Ohr schlug. Sie erzählten, in den Erbsen hätte es geschmatzt, als ob Schweine gefressen hätten, aber weder Schweine noch sonst ein lebendes Wesen wäre zu sehen gewesen.

In Osterode haben die Zwerge sogar an der Wirtstafel gespeist und dabei einen furchtbaren Lärm gemacht.

Der See von Hochstädt

Wo sich nun der See von Hochstädt befindet, soll vormals eine schöne Wiese gewesen sein, auf welche alle Bauern aus der Umgegend ihre Pferde zur Weide schickten. Eines Tages, als die Hirtenjungen sich gelagert hatten, um ihr Vesperbrot zu verzehren, sahen sie, dass einer unter ihnen Weißbrot hatte, welches damals noch als große Leckerei galt. Einige der wilden Burschen wollten es dem Knaben entreißen, der aber verteidigte sein Eigentum mit aller Kraft, denn er hatte großen Hunger und aß auch gern einmal weißes Brot.

Da wurden die Buben wütend, sie schmähten ihre Herren, die ihnen nur grobes Schwarzbrot gegeben hatten. Als der eine sein Vesperbrot auf den Boden warf, folgten die anderen sofort seinem schlechten Beispiel. Ja, nicht genug damit, sie traten das liebe Brot sogar mit Füßen und schlugen mit ihren Peitschen danach. Plötzlich sahen sie, dass

Blut aus dem so misshandelten Brot rann. Weil sie gehört hatten, dass eine solche wunderbare Erscheinung großes Unglück bedeute, wussten sie nun vor Angst und Schrecken nicht, was sie anfangen sollten.

Da kam ein alter Mann über die Weide geschritten, sah strafend auf die Frevler und sagte dann zu dem von seinen Kameraden angegriffenen Burschen, er solle sich schleunigst auf eins seiner Pferde setzen und davonjagen. Der zögerte auch nicht lange und tat, wie ihm der Alte geheißen. Seine Kameraden wollten ein Gleiches tun und dem Davonjagenden folgen.

Aber sie brachten die Füße nicht von der Stelle und konnten kein Glied rühren. Plötzlich erdröhnte ein furchtbarer, weithin schallender Krach. Das Pferd, auf dem der fliehende Junge ritt, bäumte sich hoch empor. Erschreckt blickte er rückwärts, um nach der Ursache des Getöses zu sehen. Mit Entsetzen gewahrte er, dass dort, wo eben noch die grüne Weide lag, ein See schäumte und brauste und dass all die anderen Burschen mitsamt ihren Pferden in den Wellen untergegangen waren.

Kloster Walkenried

Anmutig, von hohen Bergen umschlossen, liegt das freundliche Dorf Walkenried, dessen Häuser von der mächtigen Ruine des ehemaligen Zisterzienserklosters Walkenried überragt werden.

Im Jahre 1129 wurde das Kloster von der frommen Gräfin Adelheid von Klettenberg gegründet, die nicht allein den Grund und Boden zu dem Bau gab, sondern auch für inne-

ren und äußeren Schmuck sorgte und zahlreiche Reliquien mit großen Kosten anschaffte. Kaiserliche und päpstliche Privilegien beförderten den Aufschwung und bald gehörte Walkenried zu einem der reichsten Klöster.

Dieser Reichtum gab Veranlassung zu einem größeren, schöneren Bau, zu dem im Jahre 1207 der Grund gelegt und der von 1210 ab energisch gefördert wurde. Papst und Bischöfe verhiessen all denen, welche den Bau befördern halfen, reichen Ablass und Befreiung vom Fegefeuer. Daher kamen denn Geld und Arbeiter von allen Seiten herbei. Dennoch aber trat nahe vor der Vollendung des prachtvollen Baues Geldmangel ein und die Mönche befanden sich in arger Verlegenheit. Da - erzählt die Sage - fuhr einst mitten in der Nacht ein von vier Pferden gezogener Wagen vor den Neubau, der bis zum Rand mit Geld und Kostbarkeiten angefüllt war. Der Kutscher war verschwunden und keiner wusste, woher die Hilfe kam. Einige meinten, Gott habe ein Wunder geschehen lassen, andere aber erzählten, ein reicher Bürger aus Goslar sei es gewesen, der den Wagen selbst nach Walkenried gefahren und, um nichts mitzunehmen, sogar die Peitsche an den Sattel gesteckt habe und zu Fuß heimgegangen sei.

Nun konnte der Bau weitergeführt werden. Nachdem achtzig Jahre daran gearbeitet worden waren, wurde derselbe im Jahre 1290 vollendet und im selben Jahr vom Erzbischof Adalbert von Mainz geweiht.

Dank der vielen Geschenke und freiwilligen Arbeiten war ein Kloster emporgestiegen, das zu den schönsten Deutschlands gerechnet werden konnte und welches mit der Zeit so im Ansehen stieg, dass die Äbte Reichsstände wurden und Bischofskleider trugen. Überall hatte Walkenried Be-

sitzungen und Kapellen, aus denen es große Einkünfte bezog, und wenn die Mönche des Klosters nach Rom reisen wollten, konnten sie fast auf der ganzen Reise in ihrem Eigentum übernachten. Die reichste Geldquelle des Klosters aber war ein wundertätiges silbernes Marienbild, welches zwischen den Fingern zwei Dornen aus der Dornenkrone Christi hielt, die ein Herzog von Braunschweig 1330 aus Palästina mitgebracht hatte. Nach der Reformation soll Abt Georg I. dieses herrliche Bild haben umschmelzen lassen, was nicht gerade unglaublich ist; denn derselbe ließ auch anderwärts aus einem kunstvoll und prächtig gearbeiteten silbernen Rauchfass einige hundert Speziestaler schlagen.

Wie nun das Kloster in höchster Blüte stand, brach im Jahre 1525 der Bauernkrieg aus. Als die Mönche erfuhren, dass eine wilde Rotte von ungefähr achthundert Mann sich nach Walkenried wende, packten sie eilig alle Kostbarkeiten zusammen und flohen nach Nordhausen oder Goslar.

Alle Türen des Klosters blieben unverschlossen, damit der rohe Haufen nicht die kostbare Arbeit zertrümmern solle.

Als die Bauern ankamen, zerstörten sie, was nur ihren Kräften weichen wollte, zerschlugen die Fenster mit den prächtigen Glasmalereien, zerrissen die vorgefundenen Ölgemälde, Bücher und Manuskripte. Dann fielen sie über ein metallenes Handbecken her, welches zur Seite des Kreuzganges stand und von einem Klosterbruder, der früher Hüttenmeister gewesen, kunstvoll für das Kloster verfertigt war. Mit Hämmern und Beilen versuchten die Bauern es zu zerschlagen; aber umsonst, es trotzte allen Anstrengungen. Da fachten sie ein großes Feuer an, um das Becken zu schmelzen; aber auch das gelang ihnen nicht, und wü-

tend suchte die wilde Rotte andere Gegenstände, an welchen sie ihre Zerstörungswut auslassen konnte. Zuerst kam die große Turmglocke dran. Durch heftiges Läuten versuchten sie diese zu zersprengen. Als sie voller Zorn einsahen, dass auch hier alle Arbeit vergeblich sei, legten sie auf Rat eines Zimmermanns Ketten und Seile um die Turmspitze.

Der Zimmermann hieb das Holzwerk durch, und mit vereinter Kraft wurde nun der ganze Turm mitsamt der Glocke herabgerissen. Allein der Zimmermann fand hierbei seinen Tod. Bei dem heftigen Sturz hatte der Turm das Dach der Kirche so sehr beschädigt, dass bald der Regen durchdrang, und da dasselbe nicht restauriert wurde, fiel schon nach wenigen Jahren der hohe Chor ein.

Als die Grafen von Hohenstein von dem Bauernaufstand in Walkenried hörten, eilten sie sofort dahin, um denselben zu unterdrücken. Doch keine Vorstellungen halfen und nur mit Mühe und List entgingen sie selbst dem Tod. Erst als in Walkenried nichts mehr zu verwüsten war, zog die wilde Rotte fort nach Frankenhausen. Unterwegs aber hörten sie, wie übel es ihren Brüdern dort ergangen sei. Große Angst ergriff die Bauern und schleunigst versuchten sie in ihre Heimdörfer zurückzukommen.

Nun ließen aber die Grafen von Hohenstein die Rädelführer sofort ergreifen und hinrichten. Die anderen Übeltäter kamen mit dem Leben davon, nur eine Geldstrafe wurde ihnen auferlegt.

Einige Mönche kehrten später in das zerstörte Kloster zurück, doch bald kam dasselbe mehr und mehr in Verfall und verarmte.

Dann wurde es protestantisch und 1566 zu einer evange-

lischen Knabenschule eingerichtet, welche sehr bald hohes Ansehen erlangte. Da sich aber die Einkünfte sehr verringerten, musste dieselbe 1669 wieder aufgehoben werden. Seit jener Zeit steht das Kloster öde und verlassen. Die spärlichen Überreste lassen die ehemalige großartige Schönheit der Baulichkeiten erahnen. Der Gottesdienst wird nun in der Kapitelstube abgehalten.

Ein alter Chronist erzählt von einem im Kloster befindlichen Saal, welcher der Zaubersaal genannt wird, folgende kuriose Geschichte:

Als sich einst mehrere Knaben in diesem Saal durch Springen ergötzen und jeder den anderen zu überbieten versuchte, konnte plötzlich einer der Knaben nicht wieder vom Platz fortkommen, auf den er gesprungen war. Seine Gefährten rissen und zerrten ihn; alles vergeblich. Der Rektor der Schule wurde herbeigeholt, aber auch er konnte den Knaben nicht befreien.

Endlich fiel ihm ein, dass dieser Zustand von einer Beschwörung herrühren müsse. Er befahl seinem Schüler, fleißig um sich zu schauen, ob er nicht irgendein Zeichen oder eine Schrift entdecken könne.

Der Knabe sah umher und gewahrte über sich einen Zirkel, an der Wand nach Osten eine griechische Schrift, gegen Süden etliche Charaktere, welche er teils hersagen, teils beschreiben musste.

Daraus entnahm nun der Rektor, dass in der Mauer ein Schatz verborgen sei und dass derjenige, welcher die Punkte, die bei Vergrabung des Schatzes gemacht seien, mit den Füßen berühren würde, die Schrift sehen und das Verborgene offenbaren solle. Sobald der Rektor das nun verstanden hatte, wurde der Knabe frei und konnte aus dem be-

schworenen Zirkel heraus. Der Rektor zeigte das Vorgefallene an. Als man nach seiner Anweisung suchte, wurde ein steinernes, mit Geld gefülltes Geschirr in der Mauer aufgefunden.

Die vier Hufeisen zu Ellrich

Es war an einem Sonntagmorgen. Lieblicher Friede lag auf Tal und Höhen, heller Glockenton rief die Andächtigen ins Gotteshaus des Städtchens Ellrich. Bald aber wurde die feierliche Stille unterbrochen. Von mehreren Seiten sprengten ungestüm auf ihren Rossen wilde Ritter daher und ihr lautes Rufen und Lachen schallte durch die Straßen. Vor einem Haus wurde Halt gemacht. Da immer mehr Reiter hinzukamen, so war des lauten Willkommens kein Ende, bis endlich die Versammelten lärmend und tobend ins Innere des Hauses traten.

Dort lagen schon in einem Saal zwei mächtige Weinfässer bereit. Es hatten nämlich die Ritter für den Tag ein großes Gelage angesetzt, bei welchem sie ihre Tüchtigkeit als Trinker erproben wollten. Dem Sieger war als Dank eine schwere goldene Kette bestimmt, doch musste er, um dieselbe zu erlangen, alle übrigen Zecher dergestalt unter den Tisch trinken, dass keiner mehr imstande war, ihm zu wehren, die Kette zu nehmen, sie umzuhängen und sich damit dem Volk als Sieger zu zeigen.

Als alle Eingeladenen vollzählig erschienen waren, begannen die Diener die Humpen zu füllen, und ohne Aufhören machten dieselben die Runde. Um Mittag fiel der Erste der Zecher unter wildem Lachen und Hohngeschrei

der Übrigen sinnlos betrunken zu Boden. Nun währte es nicht mehr lange, dass einer nach dem anderen der Ritter von den bereitstehenden Dienern aufgehoben und an die Seite des Gemaches gelegt werden musste. Als es zur Vesper läutete, saßen nur noch vier Trinker aufrecht vor den Weinfässern. Als sie sich aber erheben wollten, musste dreien die Wand als Stützpunkt dienen, damit sie nicht ihrer Kumpane gleich zu Boden stürzten. Nur der wilde und berüchtigte Graf Ernst von Klettenburg hatte noch die Kraft, vorwärts zu schreiten. Triumphierend blickte er auf die besiegten Freunde, ging zum Tisch und nahm sich den Preis, woran ihn keiner zu hindern vermochte.

Mit der prächtigen Kette geschmückt, wollte er sich dem Volk als Sieger zeigen, aber da fühlte auch er, dass seine Füße ihn nicht mehr lange tragen könnten. Schnell befahl er daher, sein Ross vorzuführen. Mit größter Anstrengung hoben vier Knappen den Trunkenen in den Sattel. Sowie der Ritter auf seinem Pferd saß, fühlte er sich wieder sicher und sprengte in wildem Galopp, von dem Gelächter und Zuruf des Volkes geleitet, durch die Stadt.

Als er bei der Kirche des heiligen Nikolaus vorbeiritt, wurde gerade die Vesper gesungen. In seiner Trunkenheit kam ihm der sündige Gedanke, sich auch dort dem versammelten Volk als Sieger zu zeigen. So lenkte er denn sein Pferd durch die offen stehende Kirschentür. Erschreckt hielten die Andächtigen in ihrem Gesang inne und blickten strafend auf den Frevler. Diesen aber belustigten nur die warnenden und entsetzten Blicke der Gemeinde. Im tollsten Übermut trieb er seinen Rappen an, ihn bis zum Altar zu tragen. Da plötzlich zuckte aus heiterem Himmel ein greller Blitz. Getroffen sank der Ritter mit seinem Pferd zu

Boden. Starr vor Schreck blickten die Versammelten auf den Altar, vor dem dieses Himmelswunder geschehen und vor welchem nur die vier Hufeisen des samt seinem Herrn vernichteten Pferdes lagen.

Lange konnte man dieselben an der Kirchentür in Ellrich sehen, wo man sie zur Erinnerung an den so furchtbar gerächten Frevel des Grafen von Klettenburg angenagelt hatte. Erst nach Jahrhunderten, bei einem Kirchenbrand, kamen diese Hufeisen auf das Inspektorat, wo sie noch heute zu sehen sind und alle Beschauer durch ihre Größe in Stauen versetzen.

Die Rosenkirche Elende

Hoch auf steilem Berg, nicht weit von Bleicherode, auf der Grenze zwischen Thüringen und dem Harz, liegt die alte Burg Lohra. Zu ihren Füßen dehnen sich zwischen Feldern und Gehölzen die Dörfer Friedrichslohra, Mönchslohra und Elende.

In grauer Vorzeit war diese Gegend mit einem dichten, schaurigen Wald bedeckt, welcher Lohra, der von den alten Sachsen hochverehrten Göttin der Liebe, geheiligt war. Wo nun die Reste der Bergfeste Lohra sich erheben, soll unter tempelartiger Bedachung ein Bild der Göttin gestanden haben, und dort, wo das Dörfchen Elende liegt, ein ihr geweihter Altar. Hier opferten die Jünglinge im Herbst die Erstlinge der Jagd, indessen die Jungfrauen im Frühling unter frohen Gesängen der Göttin Blumengewinde darbrachten.

Zu diesem weit verehrten Ort pilgerten solche, denen tie-

fes Leid das Herz beschwerte. Hier flehten die Frauen für das Leben des im wilden Kampf begriffenen Gatten oder Geliebten. Hatte der Tod denselben ereilt, so fanden sie wiederum hier Linderung in ihren Schmerzen. Denn ein der Göttin geweihter Quell gab jedem, der aus seinem klaren Wasser trank, das Höchste, die Vergessenheit. So hatte auch eine edle Jungfrau der Sachsen, deren Verlobter im Kampf gegen die Franken gefallen war, hier Trost in ihrem Schmerz gefunden und neue Liebe war an diesem Ort in ihr entflammt. Zum Dank erbaute sie der Göttin eine Burg, die Ruhensburg genannt. Noch heute trägt das Gehölz, wo dieselbe gestanden hat, diesen Namen.

Furchtbar aber strafte Lohra die Ungetreuen. Betraten sie ihren Hain, so erbebt der Berg, die Erde spie Flammen und verschlang die Frevler. Als nun Winfried, der Heidenbekehrer, auf seinem Zug durch Deutschland auch in diese Gegend kam, stürzte er das Bild der Göttin und ihren Altar, ließ an Stelle des Letzteren eine Kapelle errichten und weihte sie fortan dem Dienst des einzig wahren Gottes. Das Bild der Mutter des Heilands nahm den Platz der Heidengöttin ein. Aber schwer fand die neue Lehre Eingang in die Herzen der wilden Sachsen. Grollend zogen sie sich in ihre Wälder zurück. Die Kapelle wurde selten besucht und geriet fast in Vergessenheit. Da entriss sie derselben ein seltsames Ereignis.

Es war um die Weihnachtszeit. Der Sturm heulte mit den Wölfen um die Wette und fegte den Schnee bergehoch zusammen. Da kam noch spät am Abend ein Fuhrmann mit seinem Gefährt des Weges. Er musste den Wein, den er aufgeladen hatte, noch zum heiligen Fest in ein nahegelegenes Kloster bringen. Mühsam keuchten die Pferde vorwärts, bis

sie endlich an einen Hohlweg kamen, wo sie mit ihrem Wagen in dem tiefen Schnee versanken. Kein Peitschenschlag, kein *Hü* und *Hott* half. Die abgehetzten Tiere rührten sich nicht von der Stelle. Ratlos spähte der Fuhrmann umher. Er sah nichts als das Wirbeln der weißen Flocken und hörte nur das Brausen und Heulen des Sturmes. Weiter und weiter wurde sein Gefährt vom Schnee begraben. Da packte ihn die Angst, er wusste nicht, was er beginnen sollte. Er rang die Hände und schrie: »O Elend, o Elend!«

Plötzlich wurde es hell, der Schnee glitzerte in goldigem Licht und eine liebliche Jungfrau näherte sich dem erstaunten Mann und sprach mit sanfter Stimme, sie sei gekommen, ihm zu helfen. Sie ergriff die Zügel der Pferde und ohne Mühe zogen die Tiere den Wagen aus dem tiefen Schnee und fuhren mit Leichtigkeit weiter. Der Fuhrmann blickte verwirrt ob dieses Wunders auf seine Helferin, er wollte ihr danken; doch schien es ihm, dass karge Worte für solche Tat zu wenig seien.

»O hätte ich ein Gefäß, von meinem edelsten Wein würde ich Euch zum Danke spenden!«, rief er und blickte suchend umher.

Da wandte sich die Jungfrau zur Seite und berührte einen Rosenstrauch, der seine dünnen Zweige sehnsüchtig aus der weißen Hülle hervorreckte. Im selben Augenblick prangte der Strauch im schönsten Blumenschmuck. Die holde Gestalt aber brach die duftenden Blüten, formte einen Kelch daraus und reichte ihn dem Fuhrmann. Wie dieser denselben jedoch mit Wein gefüllt ihr überreichen wollte, war sie verschwunden.

Den Kelch in der Hand schritt er nun neben seinem Gefährt wacker vorwärts; denn die Pferde zogen ihre Last mit

Leichtigkeit, bis sie plötzlich, ohne dass ein Hindernis zu gewahren war, aufs Neue stehen blieben und auch keinen Schritt weiter zu bringen waren. Der Fuhrmann wollte wettern und fluchen, als sein Blick auf die kleine Marienkapelle fiel, die seitwärts vom Wege aus der weißen Schneehülle hervorlugte. Nun begriff er, warum die Pferde nicht weiter wollten. Hier sollte er für die ihm gewordene Hilfe danken. Er betrat den kleinen Raum, warft sich auf die Knie und blickte dankend empor zum Marienbild. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er in der Madonna seine geheimnisvolle Helferin erkannte. Voller Inbrunst sprach er sein Gebet und legte den Rosenkelch als Weihgeschenk auf den Altar.

Nun fuhr er weiter, kam ungefährdet an seinem Bestimmungsort an und erzählte dort von der wunderbaren Hilfe, die ihm geworden war. Die Sache sprach sich weiter und weiter herum, und von nah und fern eilte alles in die Kapelle, um den Rosenkelch zu sehen, der sich bald darauf in Gold verwandelt hatte. So wurde mit einem Mal die kleine, fast vergessene Kapelle weit und breit bekannt. Viele Kranke und Leidende kamen hierher, um zu gesunden, und es entstand, da dieselben ein Unterkommen haben mussten, das Hospital *Zum Elende*. Denn Elende wurde der Ort genannt, seitdem die Jungfrau hier dem Fuhrmann aus seinem Elend geholfen; nach anderen aber deshalb, weil hier so viele Kranke und Elende zusammenkamen. Dass die Besuche und Geschenke, welche die Gebrechlichen und Kranken der Maria zum Elende machten, nicht vergeblich waren, verkündete die große Menge von Krücken und Wanderstäben, welche die Gesunden dort aufgehangen hatten und die bald alle Wände der Kapelle bedeckten.

Die reichlichen Gaben der herbeiströmenden Menge er-

möglichten es bald, dass eine große, prachtvolle Kirche erbaut werden konnte, welche im Jahr 1400 fertig wurde. Zur Erinnerung an das Marienwunder wurde die Kirche unter dem Dach mit einhundertviersiebzig in Stein gehauenen Rosen geschmückt und erhielt außerdem den Namen Rosenkirche.

Die meisten der schönen Heiligenbilder und andere wertvolle Kirchengeräte, welche das Innere der Kirche zierten, kamen aber schon im Bauernkrieg fort; denn auch die Lohraischen griffen zu den Waffen und zerstörten die umliegenden Klöster. Die Rosenkirche jedoch schien ihnen zu viel Ehrfurcht eingeflößt zu haben, denn sie wagten nicht, Hand daran zu legen, sondern begnügten sich damit, sie auszuplündern. An dem daneben liegenden Pfarrhaus ließen sie aber ihre Wut aus. Johlend und tobend zog die wilde Rote dorthin. Der Pfarrer sah sie nahen. Ihm mag wohl angst geworden sein, aber seine Geistesgegenwart rettete ihn. Im Hinterhaus standen viele Bienenkörbe, die holte er herbei und stellte sie mit der Vorderseite vor Tür und Fenster. Als nun die lärmende Horde eindringen wollte, schlug er mit voller Kraft auf die Körbe. Die Bienen, dadurch in Wut gebracht, fuhren unter die Bauern und stachen, wohin sie kamen, bis der wilde Haufen, der sich weder vor Gott noch Menschen fürchtete, vor den winzigen Tieren Reißaus nehmen musste.

Später, als das evangelische Bekenntnis in der ganzen Grafschaft Hohenstein, zu der auch Elende gehörte, förmlich und feierlich eingeführt ward, wurde die Kirche sehr vernachlässigt und dem Marienbild keine Beachtung mehr geschenkt. Obwohl die Jungfrau viele Wunder tat, um die Wankenden zurückzuführen zu ihrem Dienst, wurde sie

doch von dem Platz, wo sie Jahrhunderte gestanden hatte, entfernt und in die Sakristei gebracht. Dies empörte sie aber dermaßen, dass sie an einem frischen, tauigen Morgen Elende verließ und nach Heiligenstadt im Eichsfeld wanderte. Dort wurde das gnadenreiche Bild noch lange in Ehren gehalten. Man zeigte das Kleid, dessen Saum stets nass vom Tau blieb.

Die schöne Rosenkirche ist aber nach und nach verfallen und musste, weil ihr Einsturz drohte, abgetragen werden. Nur noch ein kleiner Teil, der früher wahrscheinlich eine Seitenkapelle war, steht noch aufrecht. Darin wird auch heute der Gottesdienst gehalten. Die unter dem Dach befindlichen Rosen sind das Einzige, was an die glänzende Vergangenheit der Kirche erinnert. Die über die Straße hinüber sich erstreckenden Mauerreste lassen die ehemalige Größe ahnen. Die Reliquien und Heiligenbilder, welche noch vorhanden waren, kamen nach Friedrichslohra in die katholische Kirche, wo noch einige wertvolle Merkwürdigkeiten gezeigt werden. Die alte Bergfeste Lohra ist nun eine Domäne und unter neuen Gebäuden blicken nur Reste der alten Burg hervor. Das Sehenswerteste von dem Erhaltenen ist die Kapelle, eine Doppelkapelle, wie man sie im 11. und 12. Jahrhundert des beschränkten Platzes halber häufig - aber nur in Deutschland - baute, und welche es gestattete, dass das im unteren Raum anwesende Burrgesinde an dem Gottesdienst teilnehmen konnte. Der obere Teil der Doppelkapelle in Lohra, welcher von der Gutsherrschaft zur kirchlichen Andacht benutzt wird, ist renoviert und bietet daher nichts besonders Sehenswertes mehr. Der untere Raum aber blieb unberührt, und die kunstvoll gearbeiteten Säulen zeugen von einstiger Pracht der Burg.

Auch der Garten, der durch seine Lieblichkeit den Beschauer überrascht, gibt mit seinen Ringmauern und den darin befindlichen lauschigen Lauben das getreue Bild eines alten Burggartens. Von hier aus führt ein unterirdischer Gang nach Elende. Man erzählt, dass Templer an dieser Stelle eine Kapelle gehabt und den Gang benutzt haben, um in ihr unten liegendes Kloster zu gelangen.

Burg Quästenberg

Dort, wo die goldene Aue, ein Landstrich, der sich schon vor vielen hundert Jahren durch seine Fruchtbarkeit und durch den Wohlstand seiner Städte auszeichnete, den Harz streift und der Kyffhäuser die Grenze derselben bildet, erheben sich einige Berge, zwischen denen hindurch eine enge Schlucht weiter ins Gebirge führt. Folgt man diese, so erblickt man bald eine einsam gelegene Anhöhe, die von den übrigen Bergen fast verdeckt ist.

Auf dieser Anhöhe erhob sich vor langen Jahren eine Burg, deren Äußeres schon das Räubernest verriet und deren Benennung Finsterberg dem Zweck, dem sie diente, entsprach. Hohe Mauern umschlossen das finstere Gebäude und düstere Türme ragten empor, aus deren kleinen Maueröffnungen die ganze Landstraße zu übersehen war. Hier hauste ein wilder Ritter, dessen Vorfahren, so wie er selbst, von allen Kaufleuten gefürchtet und gehasst wurden. Denn unter der Raubgier der Finsterberger hatte das Land unendlich viel Leid erdulden müssen. Oft hatten die Städter versucht, die Burg zu stürmen, aber sowohl die Lage derselben als auch ihre gewaltigen, schier unein-

nehmbaren Mauern schützten sie vor jedem Überfall.

Waren derartige Racheversuche abgeschlagen, so hausten dann die Ritter von Finsterberg nur um so ärger, sodass die armen Kaufleute bald jeden Widerstand aufgaben. Der Letzte nun dieses berühmten Geschlechtes, Kurt von Finsterberg, hatte sich aus der Ferne eine sanfte, fromme Frau geholt, welche ihm wohl nie in seine Burg gefolgt wäre, hätte sie eine Ahnung von dem Leben gehabt, das der Ritter führte.

Gar bald erkannte sie es indessen und sah mit Entsetzen, wie ehrenwerten Bürgern ihre Waren genommen, sie selbst aber ins Burgverließ geschleppt wurden, wo sie elend verschmachten mussten, wenn kein hohes Lösegeld für sie erlegt wurde. Die Burgfrau flehte ihren Gemahl an, dies wüste Treiben einzustellen; aber vergebens. Obwohl er trotz seiner rohen Natur der holden Maria innig zugetan war, so verbat er sich dennoch die Wiederholung solcher Bitten in heftigster Weise.

Bald sah auch die bedauernswerte Frau das Unnütze ihrer Bemühungen ein. Sie schwieg, denn durch ihre Worte reizte sie nur den Zorn des Ritters, unter dem die armen Gefangenen dann umso mehr zu leiden hatten.

Kurt bemerkte nicht, dass seine geliebte Gemahlin täglich bleicher und schwächer wurde, dass sie nur selten noch mit ihrem Töchterchen Maria ins Freie ging, ihrer sonstigen Gewohnheit gemäß Kränze zu winden und die Kleine damit zu schmücken.

Da ließ eines Tages Maria den Ritter rufen, um ihm mitzuteilen, sie fühle, dass der Tod ihr nahe. Sie könne nicht aus diesem Leben scheiden, ohne den Gemahl noch einmal flehentlich gebeten zu haben, seinem rohen und wüsten Le-

ben zu entsagen. Es sei ihr ein so schrecklicher Gedanke, ihre kleine, unschuldige Maria seinen rohen Händen anzuvertrauen. Unendlich schwer erscheine ihr der Tod, dem sie der Gram über das sündhafte Treiben ihres Gatten zuführe. Noch einmal blickte sie flehend auf den tiefgebeugten Kurt. Als er ihr versprach, ein anderer zu werden, legte sie des Töchterchens Hand in die seine und verschied.

Kurt war außer sich vor Schmerz über den Tod seiner Gattin, den er verschuldet hatte. Das Gewissen erwachte in ihm und ließ ihn weder Rast noch Ruhe finden. Die Raubzüge wurden eingestellt; er lebte nur seinem Kinde. Als der Sommer kam, ließ er seinem Töchterchen zuliebe einen Burggarten anlegen und die schönsten Blumen dort pflanzen, damit Maria Kränze winden konnte, wie sie es von der Mutter gelernt hatte. Kurt selbst, dessen rasche Hand sonst nur das Schwert geführt, half geduldig der Kleinen bei ihrer Arbeit. Manche Träne der Erinnerung und der Reue rann von der gebräunten Wange nieder auf die Blumen.

Aber der Sommer entfloh, der Winter hielt seinen Einzug. Er vernichtete unbarmherzig die lieblichen Blumen und zwang den Ritter, mit seinem zarten Kind in der einsamen Burg zu weilen. Nach und nach machte sich die plagende Langeweile bei Kurt fühlbar. Er konnte dieses einsame Leben, bei dem er weder mit Freund noch Feind zusammentraf, nicht lange ertragen. Freunde konnte er sich nicht mehr erwerben, dazu war sein Ruf zu schlecht. Keiner hätte an eine wahre Besserung geglaubt und jeder hielt sich scheu von ihm zurück. Da mussten die Feinde denn herhalten, ihm die Langeweile zu vertreiben. Der erste, heftigste Schmerz war überwunden, sein Versprechen vergessen, und das alte Räuberleben begann wieder auf Finsterberg;

ja, Kurt hauste ärger denn zuvor, gleichsam, als wolle er für das lange, still verlebte Jahr sich entschädigen. So beabsichtigte er einst einen Raubzug auszuführen, der einen besonders guten Fang versprach und ihn den ganzen Tag von seiner Burg fernhielt. Der Ritter befahl daher dem Schlossvogt sowie der Kindermagd, strenge Obacht auf das ihnen anvertraute Kind zu geben, da sie vor Anbruch der Nacht ihn nicht zurück erwarten könnten.

Die Magd aber war eine gewissenlose Person. Sie führte das kleine, dreijährige Mädchen nur in den Garten, wohin die warme Frühlingssonne lockte, überließ es dann aber sich selbst und eilte zu den übrigen Dienstboten hinab, um mit diesen die Zeit zu vertändeln.

Wie groß war der Schreck der Wärterin, als sie nach langer Zeit zurückkehrte, die Gartenpforte offen fand und Maria verschwunden war. Schreiend und händeringend durchlief sie das Haus und flehte, man möchte das verlorene Kind doch suchen helfen, damit die Strafe des Gebieters sie nicht fürchterlich treffe. Ihre Bitte wurde erfüllt. Man durchsuchte Feld und Wald, aber vergeblich: Maria war und blieb verschwunden. Da brach die Nacht herein, Waffengeklirr und lautes Rufen erschallte auf dem Burghof - der Gefürchtete war heimgekehrt.

Seine erste Frage galt dem Töchterchen. Als er das Vorgefallene erfuhr, kannte sein Zorn und sein Schmerz keine Grenzen. Die Magd entkam mit genauer Not und entfloh, da der Wütende ihr Leben bedrohte. Kurt forschte nicht nach ihrem Verbleib, denn rastlos trieb es ihn fort, sein Kind zu suchen. Tagelang durchsuchte er mit seinen Gesellen die Nachbarschaft, aber ohne Erfolg. Die Angst, dass durchziehende Zigeuner seine Tochter geraubt hatten,

wurde ihm zur furchtbaren Gewissheit. Als er endlich seine Nachforschungen eingestellt hatte, saß er, den ganzen Tag stumm vor sich hin starrend, in seinem Gemach, denn nun empfand er erst, was Maria ihm in seinem rüden Leben gewesen war. Er erkannte es als eine Strafe des Himmels, die über ihn verhängt worden war, weil er das Gelöbniß, welches er der sterbenden Gemahlin gegeben, gebrochen hatte. Dass nur er allein das Unglück verschuldete, machte ihn fast wahnsinnig vor Schmerz.

Da weckte ihn eines Morgens das Geläute der Festglocken aus seinem Sinnen. Wie er über den Grund desselben grübelte, fiel ihm ein, dass es zu Ehren des heiligen Pfingstfestes sei. Der zur Andacht rufende Glockenton erweckte auch in Kurt eine fromme Regung. Er ließ einen Mönch kommen, dem er seine Sünden beichtete und hoch und heilig Besserung gelobte; ja, er wollte alle Gefangenen ohne Lösegeld entlasten und nie wieder sich an Raubzügen beteiligen, wenn Gott ihm seine Maria wiedergäbe.

Die Vermisste aber hatte an dem Tag, an welchem die gewissenlose Magd sie allein gelassen hatte, sich wie immer Blumen zu Kränzen gepflückt, war dabei bis zur Pforte gelangt und hatte freudig das zufällige Offenstehen derselben bemerkt. Mit neugierigen Augen blickte das Kind hinaus auf die Wiese, die unter dem Burgberg lag. Mit großem Entzücken gewahrte es die schimmernden farbigen Blüten dort unten. Es schien der kleinen Maria, als nickten die Blumen ihr freundlich zu. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie hinab zur blumigen Aue.

Welche Pracht umfing sie hier, wie lieblich dufteten die Blumen, wie farbenschimmernd waren die Falter, die sie umgaukelten! Freudig lief die Kleine einem der schönen

Schmetterlinge nach, um ihn zu fangen. Aber neckisch schwebte der Falter von Blume zu Blume. Sowie sie im Begriff war, ihn zu erhaschen, entwischte er wieder, flog eine Weile fort, um sich dann abermals niederzulassen. Dies Spiel trieb Maria weiter und weiter in den Wald. So vertieft war sie in der Freude desselben, dass sie nicht merkte, wie weit sie sich von der Burg entfernte. Als sie dann schließlich gewahr wurde, dass sie fern von ihrem Gärtchen sei, wollte sie heimkehren, schlug aber eine falsche Richtung ein und entfernte sich nur immer mehr. Dichter wurde der Wald, aber das Kind empfand keine Furcht. Zu viel Neues, zu viel Schönes bot sich seinen Augen und Ohren dar. Wie lieblich klang hier der Gesang der zahllosen Vögel, wie neugierig blickten die Augen der reizenden Eichhörnchen die kleine Verirrte an. Freudig staunend sah sie auf die schlanken Rehe, die furchtlos in ihre Nähe kamen. Doch bald versagten die kleinen Füße den Dienst. Maria ließ sich auf den weichen Rasen nieder und begann aus den Blumen, die sie gepflückt hatte, Kränze zu winden. Ein glückliches Lächeln überflog ihre reinen Züge, da sie der Freude gedachte, welche der Vater bei Überreichung des schönsten Kranzes haben werde. Bald indes schloss die Müdigkeit die kleinen Augen und von süßen Träumen umgaukelt schlief Maria ein.

So fand sie ein Köhler, der des Weges kam und, gerührt von dem lieblichen Anblick, das Kind aufhob und in seine Hütte trug. Als die Kleine dort erwachte, blickte sie entsetzt auf den schwarzen Mann. Aber als dieser ihr freundlich zusprach und ihr süße Milch und Brot reichte, entschwand bald alle Furcht.

Die Frau des Köhlers nahm Maria auf den Arm und frag-

te, wie ihr Vater hieße. Darauf aber wusste das Kind keine Antwort zu geben. Es konnte nur sagen, dass man es Maria genannt habe. Dem Köhler, der nie aus seinem Wald kam und der nichts von der Welt hörte, war es unter diesen Umständen unmöglich, die Heimat des Kindes zu erforschen, und Maria musste deshalb in seiner Hütte bleiben.

Anfangs sehnte die Kleine sich zwar sehr nach ihrem Vater, aber die Kinder des Köhlers waren so gut und freundlich zu ihr, dass sie, die nie Gespielinnen gehabt hatte, über das Glück, gemeinsam mit anderen kleinen Mädchen sich beschäftigen zu können, bald den Verlust des Vaters verschmerzte.

Am dritten Pfingsttag saß Maria wieder vor der Köhlerhütte auf einer Wiese und wand Kränze aus den Blumen, die ihr die kleinen Freundinnen zutrug, als mehrere Männer und Frauen an ihr vorübergingen.

»O, lieben Leute«, rief Maria, ihnen den Kranz hinhaltend, »nehmt doch diese Quäste (Kränze) meinem guten Vater mit, der wohnt so weit von hier!«

Die Leute blickten erstaunt auf das reich gekleidete Kind, welches auffallend von den armen Köhlermädchen abstach, forschten näher nach und erfuhren bald, dass es die verschwundene Tochter des Ritters Kurt von Finsterberg sei. Es waren Bauern aus Rota, einem Dorf, in dessen Nähe der Finsterberg lag, und die von dem verlorenen Kind und von der hohen Summe gehört hatten, die dem Wiederbringer desselben ausgesetzt war.

Jubelnd nahmen sie daher Maria zu sich, um sie dem Vater zuzuführen. Auch der Köhler folgte dem Zug, damit er Zeuge der Freude des Wiedersehens sei.

Kurt saß wie immer untätig in seinem Gemach. Wie ab-

wesend starrte er zuerst auf sein Kind, das nun durch die Pforte trat. Er wollte es nicht glauben, nicht fassen, dass es wirklich seine Maria sei, die ihm entgegenteilte und ihn umarmte. War denn Gottes Güte wirklich so groß, dass er ihm verziehen hatte und das Glück seines Lebens ihm zurückgab? Überwältigt sank Kurt in die Knie und sandte ein heißes Dankgebet zum Himmel. Dann belohnte er den Köhler, der sich seiner Maria angenommen hatte, königlich, und die Leute, die sie ihm zurückbrachten, erhielten zum Dank die Wiese, auf der sie das Kind gefunden hatten.

Seines Gelöbnisses eingedenk, nahm er nun seine Maria an die Hand und öffnete eigenhändig die Gewölbe, um alle dort Schmach tenden zu entlassen.

Von diesem Tag an hörte man von keinem Unrecht, von keiner Grausamkeit mehr, wie sie Kurts Namen früher gebrandmarkt hatten. Ruhig blieb er daheim und lebte nur seinem Kinde. Seine Burg deuchte ihm jetzt zu finster. Er ließ sie freundlich umgestalten. Selbst der Name derselben, der ihn stets an seine früheren Frevel erinnerte, musste einem anderen weichen. Er nannte sie zur Erinnerung an die Kränze, welche zur Auffindung Marias geführt hatten, Burg Quästenberg.

Alljährlich gab er zum Andenken an diesen Tag ein großes Volksfest und dieses wird noch heute am dritten Pfingsttag im Dorf Quästenberg gefeiert. Riesige Laubgewinde werden alsdann auf einen gefällten, hoch aufgerichteten Baumstamm gehängt, an die Kränze Marias erinnernd.

Die Sage vom Kyffhäuser

Auf dem Kyffhäuser schläft Friedrich Rotbart. Er sitzt am runden Steintisch, den Kopf mit der Hand gestützt. Sein Bart aber wächst um den Tisch und hat schon zweimal dessen Windung umschlossen. Wenn er das dritte Mal herumgewachsen sein wird, erfolgt des Kaisers Erwachen. Bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild an einen dünnen Baum hängen. Davon wird der Baum grünen und eine bessere Zeit wird herankommen. Einige haben ihn wohl auch wachend gesehen. Einen Schäfer, der ein ihm wohlgefälliges Lied gepfiffen hatte, fragte Friedrich: »Fliegen die Raben noch um den Berg?« Als der Schäfer es bejahte, sagte er: »So muss ich hundert Jahre länger schlafen.«

Der Schäfer wurde darauf in des Kaisers Rüstkammer geführt und bekam den Fuß eines Handfasses geschenkt, welchen der Goldschmied für gediegenes Gold erkannte.

Eine Begebenheit, die sich im Jahre 1546 zutrug, ließ den Glauben, dass der Kaiser im Berg fortlebe, im Volk noch weit reger aufleben. Man hatte seit einiger Zeit in der Umgegend des Kyffhäuserberges bemerkt, dass aus der alten Burg ein leichter Rauch aufsteige. Es wurde viel darüber gemunkelt und hin und her geredet, bis man sich endlich entschloss, die Sache näher zu untersuchen und in großer Anzahl hinaufwanderte. Erwartungsvoll betrat man das Gemäuer und war nicht wenig erstaunt, in der Kapelle am verglimmenden Feuer eine seltsam fantastische Gestalt zu finden, die sich um die Eindringlinge nur wenig zu kümmern schien. Das Gesicht war von gespenstischer Blässe, das Haar wirr und grau, und ein langer Bart wallte vom Kinn hernieder. Der fantastische Anzug erhöhte noch den

seltamen Eindruck, den die hagere Gestalt des Alten machte. Einige Töpfe standen am Feuer, welches er sich in der Kapelle angefacht hatte, und mehrere ungewöhnlich geformte Waffen lagen in seiner Nähe. Sprachlos vor Stauen starrte die Menge auf die wunderbare Erscheinung. Als sich allmählich der Bann löste und die Beherzteren zu wissen verlangten, wen sie vor sich sähen und was der Alte hier oben zu suchen habe, wurde ihnen mit hohler Stimme die Antwort gegeben: »Ich bin Kaiser Friedrich und erschienen, um der Welt Frieden zu bringen, denn die jetzigen Fürsten werden es nicht ausmachen.«

Eine große Aufregung war die Folge dieser auf alle Fragen immer wiederholten Erwiderung, bis endlich der Landvogt von Brüneck dem Hin- und Herstreiten des Volkes ein Ende machte und verlangte, dass der vorgebliche Kaiser Friedrich ihn nach Frankenhäuser hinabbegleite. Sofort war dieser auch bereit. Als man ihm aber die Hände binden wollte, rief er entrüstet: »Nicht wie einen Schalk, wie Euren Kaiser behandelt mich!«

Graf Günther von Schwarzburg ließ ihn von Frankenhäuser nach Sondershausen bringen. Die gerichtliche Untersuchung ergab, dass man es mit einem Schneider aus Langensalza zu tun habe, der zeitweise an Wahnsinn leide. Trotz dessen schenkte ein Teil des Volkes seinen Angaben Glauben, sodass man den Alten in sicherem Gewahrsam halten musste. Erst nach längerer Zeit durfte er in Sondershausen frei umhergehen.

Der Historiker Johannes Voigt glaubte, die Sage von Kaiser Friedrichs Aufenthalt im Kyffhäuser bezöge sich lediglich auf diesen Vorfall. Es ist jedoch erwiesen, dass der Mönch Johann von Winterthur schon von dem allgemein

herrschenden Glauben an Kaiser Friedrichs II. Wiederkehr spricht und dass man in mehreren alten Zeitbüchern Spuren dieser Sage findet.

Burg Arnstein

Vor vielen Jahren thronte auf hohem Felsenberg die Burg Arnstein. Alle Wanderer, die des Weges kamen, blickten mit Angst und Furcht auf die Feste, denn ihr Herr, der Graf von Arnstein, stand weit und breit in dem übelsten Ruf. Er war ein grausamer, wilder Mann, der nur danach trachtete, seine Reichtümer zu vermehren und deshalb besonders den Kaufleuten höchst gefährlich war.

Seine Gesellen schauten Tag und Nacht ins Tal. Sowie sie Reisende erblickten, wurde ein Zeichen gegeben, und wie die Windsbraut stürzten sie den Berg hinunter, nahmen den Kaufleuten ihre Waren, und wenn ein Lösegeld zu erhoffen war, warfen sie die armen Gefangenen ins Verließ oder töteten diejenigen, welche sich zur Wehr setzten.

Mehrfach war der Versuch gemacht worden, die Räuberburg zu stürmen; aber so viele sich auch daran beteiligten, immer zogen sie erfolglos ab, denn die Mannen des Grafen waren so wild und kühn, wie er selbst und sichere Mauern schützten die Burg vor jeder Einnahme.

So blieb den Edlen der Nachbarschaft, denen das Treiben des Grafen längst ein Gräuel war, nichts weiter zu tun übrig, als dem Arnsteiner möglichst seine Raubzüge zu vereiteln. Dies taten sie auch geflissentlich, und manch guter Fang entging dem Ritter dadurch. Wütend über diese Einmischung in seine Angelegenheiten verfolgte er die Stand-

esgenossen mit furchtbarem Hass; besonders dem Grafen von Falkenstein hatte er blutige Rache geschworen.

Graf von Arnstein gehörte nicht zu den Rittern, denen der heimliche Überfall eines Feindes als ehrlos und eines Edlen unwürdig erschien. Ihm galt alles erlaubt, was ihn zu seinem Ziel führte. Offen wagte er dem Falkensteiner mit seinen, wenn auch kühnen, doch immerhin nur wenig zahlreichen Gesellen nicht zu nähern. Darum verbarg er sich in der Nähe der Burg, um auf diese Weise seinen Zweck zu erlangen.

Leider glückte ihm sein schlechter Plan. Eines Tages ritt der Sohn des Grafen von Falkenstein ohne Begleitung in den Wald. Da schlichen ihm die Arnsteiner unbemerkt nach, überfielen den Ahnungslosen hinterrücks und schleppten ihn gefesselt auf ihre Burg, wo er als Geisel in das schreckliche Gewölbe geworfen wurde.

Die Gattin des Grafen von Arnstein, eine milde, gute Frau, war längst verstorben. Solange sie an seiner Seite lebte, hatte sie alles aufgeboten, um dem Anwesen ihres Gatten zu steuern, aber nur wenig mit ihren Bitten erreicht. So war sie zum Beispiel, von Mitleid getrieben, heimlich in die Gewölbe gegangen, hatte die Unglücklichen getröstet, sie mit Speise und Trank erquickt, um ihre bedauernswerte Lage besser zu gestalten. Plötzlich war die gute Frau erkrankt und starb. Zum Segen der Gefangenen aber ließ sie eine Tochter zurück, auf die sich all ihre Güte und Frömmigkeit vererbt zu haben schien; denn nach dem Tod der Mutter folgte sie ganz deren Spuren. So wie die Burgfrau der einzige Trost der armen Gefangenen gewesen, so war auch ihres barmherzigen Töchterchens Walten bald der einzige Sonnenstrahl, der in die schauerlichen Kerker

drang.

Der Vater kümmerte sich wenig um sein liebliches Töchterlein, welches ihm daher ihr Tun und Treiben leicht verbergen konnte. Nach dem Tod seiner ersten Gemahlin hatte er die Beschließerin der Burg geheiratet, eine böse Frau, die, anstatt ihn von seinen Freveln abzuhalten, ihn nur zu immer schrecklicherer Gräueltaten anspornte. So wurde denn schlimmer als je dort gehaust, und die Raubzüge hielten den Grafen und seine Gesellen oft tagelang fern.

An einem solchen Tag war Beate wieder hinabgestiegen, um den Schmachtenden Trost zu bringen, als sie im Gewölbe den Ritter von Falkenstein erblickte, der auf Befragen dem jungen Mädchen sein Leid anvertraute. Tiefes Mitleid bemächtigte sich ihrer bei seinen Worten, und so oft sie es wagen konnte, stieg sie hinab zu ihm, der ihr Erscheinen wie das eines Engels begrüßte. Er sah, mit welcher Güte Beate den Gefangenen entgegentrat, er hörte, wie sie für jeden einen Trost, für jeden ein teilnehmendes Wort hatte. Innige Liebe zu diesem frommen, herrlichen Mädchen zog in sein Herz.

Auch Beate fand bald großes Wohlgefallen an dem jungen Ritter, denn der Mut und die Ergebenheit, mit denen er alles Ungemach erduldet, zwang ihr die größte Bewunderung ab. Diese verwandelte sich gar bald in die innigste Liebe.

Dass der Geliebte nun in diesem finsternen, schaurigen Verließ schmachten musste, machte sie tief unglücklich. Tag und Nacht sann sie, wie Mittel und Wege zu finden seien, um ihn zu befreien. Endlich hatte sie einen Entschluss gefasst und wartete nur auf den günstigen Augenblick, denselben auszuführen. Sie brauchte nicht allzu lan-

ge zu harren.

Ihr Vater kehrte einst schwer verwundet von einem Raubzug heim. Seine Gattin war um ihn beschäftigt, und die Gesellen des Grafen benutzten die augenblickliche Freiheit, um ihre eigenen Wege zu gehen. Beate bemerkte dies und wusste sich heimlich des Schlüssels zu einem Pfortchen zu bemächtigen, welches ins Freie führte.

Ihr Plan gelang. Unbeobachtet führte sie den Ritter Bruno von Falkenstein über den Hof und drängte ihn eilig durch die Pforte. Doch der edle Jüngling erfasste ihre Hand, zog sie mit sich hinaus und bat sie, mit ihm zu fliehen, um in der Burg seiner Eltern Schutz vor der Rache ihres Vaters zu finden. Denn dass der Graf und die Gräfin das Entfliehen ihres ärgsten Feindes an ihrem eigenen Kind furchtbar rächen würden, daran war kein Zweifel.

Wie gern wäre Beate mit ihm gegangen! Aber der Gedanke, dass dann die armen Gefangenen ohne jeden Trost, ohne jede Hilfe wären, ließ sie seinen Bitten widerstehen. Immer heftiger drang er in sie, aber immer entschiedener weigerte sie sich.

Endlich rief er: »Nun, dann teile ich dein Schicksal und bleibe bei dir!«

Erschreckt vernahm sie seine Worte, denn schon hörte sie in der Ferne Waffengeklirr, ein Zeichen, dass man die Flucht bemerkt hatte. In der furchtbaren Angst, in der Furcht, den Geliebten wieder in den rohen Händen seiner Verfolger zu sehen, die ihn wegen des Fluchtversuches nun ärger denn je misshandeln würden, drängte sie ihn mit übermenschlicher Kraft hinaus und bat ihn noch einmal, zu eilen. Nur wenn er selbst frei sei, könne er ihr Hilfe senden.

Diese Worte verfehlten nicht den Eindruck, den sie ma-

chen sollten. Bruno gab Beates Bitten nach, ergriff noch einmal ihre Hand, steckte einen Ring, den er bisher getragen hatte, an ihren Finger und bat sie, in höchster Not der wunderbaren Kraft desselben zu gedenken, von der er ihr einst im Kerker erzählt hätte. Dieser Ring war ein Vermächtnis des Geschlechts der Falkensteiner. Eine gütige Fee hatte denselben aus Dankbarkeit der Mutter des jungen Grafen gegeben und dabei bemerkt, dass der Träger desselben, wenn er einst in höchster Not sich befände und menschliche Hilfe nicht mehr ausreiche, denselben nur dreimal am Finger drehen solle. Dann werde sie sofort erscheinen, um Rettung zu bringen.

Beate sah den jungen Ritter in der Dunkelheit verschwinden, die ihn den Augen der Verfolger entziehen musste, und beruhigt schloss sie die Pforte. Da traten ihr auch schon die Knechte des Vaters entgegen und ihnen voran – o Schrecken – schritt die Gräfin, die grausame Frau, der Beate ohnehin ein Dorn im Auge war und die innerlich frohlockte, eine so schwere Anklage gegen das arme Mädchen erheben zu können. Sofort eilte die Boshafte zum Grafen und erzählte ihm das Vorgefallene. Als er zornig emporfuhr, wusste sie seine Wut in solchem Maße zu steigern, dass er befahl, man solle Beate in den Kerker werfen, aus welchem sie Bruno soeben befreit hätte.

Der Mutter schien diese Strafe zu gering und eigenmächtig fügte sie den Befehl hinzu, Beate des Hungertodes sterben zu lassen. Schon lange hatte sie gewünscht, von der lästigen Tochter befreit zu sein. Nun wollte sie ihren Zweck erreichen.

Wie entsetzlich war für Beate der Aufenthalt in dem schaurigen Gewölbe, wo kein lebendes Wesen sich ihres

Jammers annahm, wohin keiner kam, ihr Trost zu bringen, wie sie es so oft für die anderen getan hatte. Aber die Gräfin hatte selbst den Schlüssel in Händen, wohl wissend, dass jedermann die gute Beate liebte und mit eigener Gefahr versucht haben würde, sie zu befreien oder wenigstens durch Speise und Trank zu erquicken. Nur ein matter Lichtstrahl drang durch die einzige kleine Öffnung des Gemäuers. Mit Schaudern sah sie dort, wo dieser Schimmer die sie umgebende Finsternis erhellte, all die Gräuel eines solchen Gefängnisses. Obwohl ihre Frömmigkeit ihr half, das schreckliche Leid anfangs ergehen zu tragen, so erlag sie nach Verlauf zweier Tage doch fast der Verzweiflung. In ihrem Elend und Kummer hatte sie den Hunger zunächst kaum verspürt, aber nun, als zum dritten Mal die Nacht hereinbrach, quälte derselbe sie so entsetzlich, dass sie sterbensmatt in die Knie sank und Gott bat, sie zu sich in den Himmel zu nehmen. Wie Beate so händeringend am Boden lag, umgab sie plötzlich ein heller, goldiger Lichtstrahl, liebliche Düfte erfüllten den dumpfen Raum des Kerkers und eine silberhelle Stimme drang an ihr Ohr.

„Du hast den Ring an deinem Finger gedreht, und was ich einst versprochen habe, das halte ich. Deshalb komme ich auch zu dir. Was du duldest, sehe ich, und was du wünschst, weiß ich. Darum harre geduldig auch du Arme, ich werde dich erretten.«

Der leuchtende Schimmer entschwand, mit ihm die liebliche Gestalt, die wie ein Engel herniedergeschwebt war und Trost in Beates Herz gebracht hatte. Wie hatte sie nur in ihrer großen Not dieses Talismans vergessen können, der ihr nun ungeahnte Hilfe brachte! Neue Hoffnung zog in ihr Herz und ein inbrünstiges Dankgebet sandte sie zu

Gott. Da ließ sich in der Stille der Nacht ein leises Picken an ihrem Fenster vernehmen und gleich darauf hörte sie die Worte:

*Lass mich ein, lass mich ein, schön Jungfäulein,
tu auf, tu auf dein Fensterlein,
mich sendet der Ritter von Falkenstein.*

Überrascht von dieser Anforderung tat sie, wie ihr geheißenen. Als bald schlüpfte ein Edelfalke durch die Eisenstäbe und legte fest zusammengeschnürte Speisen vor ihr nieder, indem er sie mit klugen Augen zutraulich anblickte, seinen Schnabel öffnete und abermals sprach:

*Zag nicht, zag nicht, es rettet dich
der Ritter Bruno sicherlich.*

Freudig erzitterte ihr Herz bei dem Gedanken so naher Rettung. Freudig trug auch sie dem Falken ihre Grüße auf und sprach ihm vor:

*Ich grüße dich, Ritter von Falkenstein,
ich grüße dich, Treugeliebter mein,
Gott nur und dein
will ich ewig sein.*

Der Falke zwängte sich wieder durch die Stäbe, und Beate genoss die ihr gesandten Speisen, die ihr neue Kraft und frischen Mut zum Ausharren gaben. Jede Nacht kehrte der Falke wieder mit reicher Sendung und innigen Grüßen, endlich mit der Botschaft, dass der Graf von Falkenstein

mit großer Macht herannahe, die Burg zu stürmen und sie zu befreien.

Auch der Ritter von Arnstein hatte Kunde von dem Unternehmen der Falkensteiner erhalten. Sein Zorn kannte keine Grenzen bei dem Gedanken, dass er nun müßig auf dem Lager ruhen solle, anstatt die Reihen der Kämpfenden anzuführen und die gehassten Falkensteiner zu vertilgen. Denn dass diese unterliegen würden, daran war für ihn kein Zweifel. Seine feste Burg konnte kein Feind bezwingen, am wenigsten der von ihm verachtete Falkenstein. Die Gräfin aber war so mutig wie grausam und leitete mit großer Umsicht die Vorbereitungen zur Verteidigung. Um den jungen Falkenstein recht zu höhnen und sich seiner ohnmächtigen Wut freuen zu können, befahl sie ihren Knechten, sie sollten Beates Leiche aus dem Gewölbe holen und sie dem anziehenden Heer entgegenwerfen. Wie erschrak sie aber, als sie von den Gesellen vernahm, dass Beate lebe und noch frisch und kräftig sei. Sie musste sich erst selbst von der Wahrheit dieser Aussage überzeugen, um das Unmögliche zu glauben.

Nun galt es, ein anderes Mittel zu finden, um sich von diesem lästigen Mädchen zu befreien. Die Wahl wurde der grausamen Frau nicht allzu schwer. Nach kurzem Entschluss sandte sie Beate stark vergiftete, verführerisch schöne Speisen und die Botschaft, dass die Qualen ihrer Tochter sie rührten und sie ihr verzeihen wolle. Schon wollte die gute Beate arglos die Speisen zu sich nehmen, als mit großer Hast der Falke in das Gefängnis stürmte und mit furchtbaren Flügelschlägen ihre schon erhobenen Hände traf, dass der Weinkelch zu Boden fiel und der Inhalt verschüttet wurde. Nun entriss er mit seinen Klauen ihr die

übrigen Speisen und verschwand schleunigst damit. Stau-
nend sah Beate diesem unerklärlichen Vorgang zu, denn
noch immer stieg keine Ahnung von der Falschheit der
Gräfin in ihrem arglosen Gemüt auf.

Am nächsten Morgen sah diese selbst nach Beate. Noch
größer als tags zuvor war ihr Staunen, als sie die verhasste
Stieftochter abermals lebend antraf. Nun wagte sie nicht
noch einmal Hand an Beates Leben zu legen, denn sie sah,
dass diese von einer höheren Macht geschirmt wurde. Aus
ihren Augen aber sollte und musste das Mädchen. So woll-
te sie denn versuchen, den Vater zu solcher Wut gegen die
Tochter zu reizen, dass er sie mit eigenen Händen tötete.

Schnell führte sie ihren abscheulichen Vorsatz aus, ging
zum Grafen und klagte ihm, sie wisse zwar nun ein Mittel,
ihn zu heilen, aber sie könne es nicht erlangen, weil der
Trotz seiner Tochter sie daran hindere. Der Graf wurde von
heftigem Grimm erfasst und verlangte alles zu wissen. Be-
ates Trotz wolle er schon mit Leichtigkeit brechen. Darauf
erzählte die Gräfin, dass ihr von einer kundigen Frau der
Rat gegeben worden war, Spinnweben zu einem einzigen
langen Faden spinnen zu lassen, um aus diesem ein Gewe-
be zu fertigen, welches, auf die Wunde gelegt, dieselbe so-
fort heilen werde. Beate aber wäre die Einzige, die diese Ar-
beit vollbringen könne, da große Geschicklichkeit dazu ge-
höre, denn sowie der Faden reißen würde, wäre das Leben
des Kranken gefährdet. Sie habe sogar schon manchen
schwer Verwundeten heimlich damit geheilt; aber sie wei-
gere sich entschieden, ihrem eigenen Vater diesen Dienst
zu erweisen. Bei diesen lügenhaften Worten stieg des Gra-
fen Zorn auf das Höchste und er brüllte, dass das Schloss
erdröhnte: Wenn Beate nicht in drei Tagen ihm den Ver-

band brächte, so werde er sie mit eigener Hand erdolchen. Die Gräfin ließ Beate aus dem Gewölbe holen und hieß sie, sich in die Kemenate an die Spindel zu setzen, um das erwähnte Gespinst zu fertigen. Überrascht lauschte diese den Worten der Mutter, da sie von einem solchen Gewebe nie gehört hatte und nicht denken konnte, dass es möglich sei, die zarten Spinnweben zu einem festen, unzerreißbaren Faden zu formen. Doch gern war sie bereit, den Versuch zu machen, besonders als sie hörte, dass es für ihren Vater sei.

Mit großem Fleiß begann sie ihre Arbeit, und welch Wunder, mit schönen, glänzenden und festen Fäden füllte sich die Spindel mehr und mehr. Zwei Tage hatte Beate unablässig gesponnen, war dann aber, von Müdigkeit überwunden, in tiefen Schlaf gesunken. Hierauf hatte die Gräfin, die längst mit Schrecken sah, dass auch ihr neuer Plan misslingen würde, nur gewartet. Leise zerschnitt sie die Fäden des Gespinstes und eilte damit zum Grafen, jammernd und klagend über Beates Schlechtigkeit, die, obwohl ihr die Arbeit so gut gelungen sei, dieselbe zerschnitten habe, um ihrem Vater den Tod zu bringen, offenbar, damit er dem Falkensteiner nicht mehr gefährlich werden könne.

Diese Worte brachten den Grafen außer sich. Obwohl schwer krank, flog er doch pfeilschnell vom Lager empor und schrie mit heiserer Stimme, dass man ihm die Tochter bringen solle. Man stürzte fort, sie zu holen, die noch, von lieblichen Träumen umfangen, sanft schlummerte. Erschreckt fuhr sie bei dem lauten Rufen auf, trat dann aber ohne Furcht vor ihren Vater, da sie in der Eile nicht einmal die Zerstörung ihrer Arbeit bemerkt hatte.

Aber grässlich war der Anblick, der sich ihr darbot. Mit rollenden Augen und wutverzerrtem Gesicht trat der Vater

ihr entgegen, in der hoch erhobenen Hand sein Schwert, das er der Ahnungslosen mit furchtbarer Wucht entgegenschleuderte.

Beate zuckte zusammen, dem Wurf zu entgehen; das aber hätte sie nicht retten können, da der Wurf zu gut gezielt war. In dem Augenblick jedoch, in welchem die Waffe sie treffen musste, flog dieselbe, wie von unsichtbarer Hand geleitet, zurück und fiel auf das Haupt der Gräfin, die schwer getroffen zu Boden sank. Zugleich erhellte der goldige Schimmer, der einst in Beates Kerker drang, das Gemach, derselbe liebliche Duft durchzog den Raum und aus dem strahlenden Licht trat abermals die liebliche Engelsgestalt, die gütige Fee hervor.

Freundlich blickte sie auf Beate, die vor Schreck in die Knie gesunken war, und sprach mit ihrer klaren Stimme: »Erhebe dich, mein Kind, und gehe von dieser Stätte des Lasters. Du sollst glücklich werden, wie du, Gute, es verdienst. Ihr aber,« sprach sie mit harter, dröhnender Stimme zu dem sie furchtsam anstarrenden Grafenpaar, »Ihr aber sollt büßen für Eure Schlechtigkeiten und sterben. Auch im Tode sollt Ihr keine Ruhe finden. Du, böses Weib, magst das Gespinst vollenden, das Beate auf dein Geheiß begonnen hat. Du magst spinnen, solange noch Spinnweben an diesen Mauern haften, und nicht eher ruhen, bis der Faden reißt. Und du,« rief sie dem Grafen zu, »sitze hier mit deinem Schwert zur Strafe für alle damit begangenen Gräueltaten, bis der Rost der Blutspuren, die dasselbe trägt, einst schwinden wird.«

Ein sanftes Wehen zog durch den Saal, der goldene Schimmer war verschwunden. Starr saß das unselige Paar sich gegenüber. Ein furchtbares Getöse schallte durch die

Burg – sie hörten es nicht: Aus ihren Augen blickte der Tod. Die Falkensteiner hatten das Schloss gestürmt, der Widerstand war schwach gewesen, denn die ganze Bemannung hatte ein panischer Schrecken ergriffen, als sie von dem im Saal Vorgegangenen Kunde erhielten.

Mit Leichtigkeit hatten die Feinde Besitz von der Burg genommen und Bruno eilte sofort durch alle Räume, um Beate zu suchen. Endlich fand er sie weinend in der Kemenate. Doch ihre Blicke erhellten sich, als der Geliebte ihr tröstend nahte, um sie von dem Ort des Schreckens und des Lasters in seine Burg fortzuführen. Da wurde sie bald die Gemahlin des edlen Falkensteiners.

Noch heute blicken wir in das schauerliche Verließ, in dem einst Beate und Bruno schmachteten, in dem mancher brave Ritter sein Leben aushauchen musste. Nun herrscht friedliche Stille hier oben, und aus den Mauern, durch welche einst Jammer und Klagen erschallte, schlägt nun nur das leise Huschen der aufgestörten Fledermäuse an unser Ohr, und unsere Augen erblicken nur die schimmernden Farben kleiner Eidechsen und goldener Käfer. Doch aus den Überresten des großen Saales sollen allnächtlich bange, schwere Seufzer durch die Stille hallen; denn das Grafenpaar harrt noch immer der Erlösung. Mit stieren Augen blickt der Graf auf sein Schwert, das die vielen hundert Jahre noch nicht von dem Blut zu reinigen vermochten, und seine Gattin sitzt ihm gegenüber. Die Hände spinnen unablässig an dem feinen Gespinnst, dessen Faden nicht reißen und nicht enden will; denn überreich sind die Trümmer der Burg mit Spinnweben behaftet.

Wann werden sie die ersehnte Ruhe erlangen? Wann werden ihre Seufzer nicht mehr durch die stillen Nächte hal-

len?

Wohl manches Jahr mag noch vorüberziehen, bis ihnen die Erlösungstunde schlägt; denn noch manches Jahr wird die herrliche Ruine, der Zeuge einstiger Macht und schwerer Schuld, in das herrliche Tal hinabblicken.

Die gute Frau von Asseburg

Als auf der Burg Falkenstein das Geschlecht der Asseburg hauste, lebte dort einst ein Ritter dieses Stammes, der eine so fromme und gute Frau besaß, dass dieselbe weit und breit ihres Wohltuns halber geliebt wurde.

Einst, da ihr Gemahl fern im Kampf weilte, wurde die Burgfrau in der Nacht durch die Berührung ihrer Hand aus dem Schlummer geweckt. Als sie verwundert ob der Störung umherblickte, gewahrte sie ein kleines graues Männchen, das bittend die Hände zu ihr erhob. Erschreckt sah Helene von Asseburg auf die wunderliche Gestalt und war keines Wortes mächtig. Da begann der Zwerg in klagendem Ton zu bitten, die Burgfrau möge ihm das Eindringen in ihr Gemach verzeihen. Er würde es nie gewagt haben, wenn die Angst um das Leben seiner Frau ihn nicht dazu getrieben hätte. Die Arme wäre so schwer erkrankt, dass er nur von der Klugheit und der bekannten Güte der Burgherrin noch Hilfe erwarten könne. Wenn sie sich aber weigere, mit ihm zu gehen, wisse er nicht mehr, was er beginnen solle.

Die allzeit hilfsbereite Helene von Asseburg hatte kaum vernommen, dass es gelte, die Leiden einer Kranken zu lindern, als sie sich sofort bereit erklärte, dem Zwerg zu fol-

gen.

Das war ein wunderbarer Weg, wie Helene noch keinen betreten hatte. Oft schauderte sie, wenn ihr Pfad durch enge Höhlen und graues Gestein ging, das nur durch einen matten Schimmer, der von der Felswand aus strahlte, erleuchtet wurde. Endlich führte der Zwerg sie in einen größeren Raum. Als ihre Augen sich an die lichtere Umgebung gewöhnt hatten, erblickte sie auf einem Lager eine bleiche, weibliche Gestalt, umgeben von vielen kleinen Frauen, die ratlos die Hände rangen.

Helene trat zu der Kranken. Mit der ihr eigenen Geschicklichkeit erkannte sie bald das Leiden derselben und wusste schnelle Hilfe zu leisten.

Als die Gegenwart der Burgfrau nicht mehr erforderlich war und sie sich anschickte, fortzugehen, erhob sich die Kranke auf dem Lager und bat ihre Wohltäterin, sie möge noch einmal zu ihr treten, denn so könne sie dieselbe nicht fortlassen.

Als Helene sich dem Lager der Gnomenfrau genähert hatte, übergab ihr diese drei goldene Kugeln und drei gläserne Becher und schärfte ihr ein, ja sorgfältig Acht auf dieses Geschenk zu geben; denn an der Erhaltung desselben hänge auch das Bestehen ihres Hauses. Solange diese Stücke im Besitz der Familie Asseburg seien, solange würde das Geschlecht ihrer Nachkommen in kräftiger Blüte stehen. Würden aber einst die Kugeln verschwinden und die Becher zerbrechen, dann wäre es auch um das Geschlecht der Asseburger geschehen.

Der Zwerg, der die Burgfrau hierher geführt hatte, leitete sie wieder zurück. Schon graute der Morgen, als Helene wieder ihr Gemach betrat. Vorsichtig verwahrte sie das be-

deutungsvolle Geschenk unter ihren wertvollsten Schätzen; auch die nächsten Nachkommen hüteten die Gaben der Gnomenfrau mit ängstlicher Sorgfalt.

Jahrhunderte waren vergangen; das Andenken an das nächtliche Abenteuer ihrer Ahnfrau war in der Familie der Asseburger immer schwächer geworden. So geschah es, dass auch die Gaben der Gnomenfrau wenig beachtet wurden und die goldenen Kugeln verschwanden. Nur die Becher waren noch vorhanden. Sie befanden sich im Besitz einer Frau von Asseburg, welche im 17. Jahrhundert als Witwe auf dem Gut Wallhausen lebte, die Becher, getreu der Tradition, ängstlich hütete.

Einst feierte die Edelfrau ihren Geburtstag. Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich zu diesem Fest auf Wallhausen eingefunden. Auch die beiden Söhne der Frau von Asseburg, welche auf dem nahegelegenen Gut Brücken lebten, waren mit ihrem Freund, dem Junker Werther, herübergekommen. Wie immer taten die drei jungen Leute es allen Gästen an Heiterkeit zuvor. Durch den reichlichen Genuss der schweren Weine steigerte sich ihre Heiterkeit zur Ausgelassenheit. In dieser übermütigen Laune verlangte der Ältteste der Söhne, seine Mutter solle die bewussten Becher bringen, damit er daraus auf ihr Wohl trinken könne.

Frau von Asseburg weigerte sich entschieden, das wertvolle Vermächtnis den ausgelassenen Söhnen anzuvertrauen; aber von allen Seiten darum gebeten, musste sie schließlich nachgeben.

Mit schwerem Herzen stellte die Burgfrau die Becher auf den Tisch und ermahnte die jungen Leute noch einmal zur Vorsicht. Die Worte der Mutter kaum beachtend, bemächtigten sich die beiden Söhne stürmisch der Becher, füllten

sie bis zum Rand und stießen lärmend und lachend miteinander an. Da klirrte es und im Schreck verstummte das Lachen der Gäste, als sie den Becher des ältesten Asseburgers in Scherben am Boden liegen sahen. Auch die beiden Junker wurden von ahnungsvollem Grauen erfasst. Ihre Heiterkeit war plötzlich geschwunden, und obwohl sie sich bemühten, unbefangen und gleichgültig zu erscheinen, war es ihnen wohl anzumerken, wie schwer es ihnen wurde, den tiefen Eindruck zu verbergen, den das Geschehene auf nie gemacht hatte.

Die Festfreude war nicht wieder herzustellen. So entfernte sich denn bald einer der Gäste nach dem anderen.

Der Junker Werther und die beiden Asseburgs waren bis zuletzt geblieben. Als sie sich von der Freifrau verabschieden wollte, um in Werthers Wagen gemeinschaftlich nach Brücken zu fahren, bat die Mutter die jungen Leute inständig, in ihrem Haus zu übernachten. Bei dem bösen Wetter sei die Helme übergetreten, und leicht könne ihnen, zumal Werthers Pferde jung und wild seien, ein Unglück zustoßen. Doch die übermütigen Junker meinten, es sei schimpflich, sich vor dem Wetter zu fürchten, die Edelfrau sei nur durch das Zerspringen des Bechers so ängstlich geworden, und es sei doch töricht, sich solcher Aberglauben hinzugeben. Keck und waghalsig traten sie die gefährliche Fahrt an.

Mit Blitzesschnelle rollte der Wagen davon. Vorwärts ging es über Stock und Stein, und bald verlor der Lenker alle Macht über die feurigen Pferde. Anfangs freuten sich die jungen Leute der wilden Fahrt, bald aber sahen sie das Gefährliche ihrer Lage ein, denn der Weg nach Brücken war längst verloren und in der rabenschwarzen Nacht konnten sie die Gegend, welche die Pferde mit dem leichten

Gefährt durchsausten, nicht einmal erkennen.

Plötzlich hörten sie das Rauschen der Räder im Wasser. Nun wussten sie, dass alles verloren war. Entsetzt schrien sie auf und klammerten sich verzweifelt an den Wagen. Da – ein jäher Sturz und die Fluten der wilden, übergetretenen Helme verschlangen das Gefährt und seine Insassen.

In banger Ahnung hatte Frau von Asseburg die Nacht verbracht. Ruhelos war sie von einem Gemach ins andere geeilt und hatte in furchtbarer Angst in die stürmische, finstere Nacht hinausgespäht. Endlich brach der Tag an und die sorgende Mutter sandte in aller Frühe Boten nach Brücken, um Kunde von ihren Söhnen zu erlangen.

Welch ein Entsetzen, als diese ihrer Herrin nur die Leichen ihrer geliebten Kinder zurückbringen konnten.

Kaum ein Jahr war verflossen, da folgte die Mutter ihren Söhnen ins Grab. Der Gram über den Verlust derselben hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Von den beiden anderen Bechern soll einer auf Falkenstein, der andere auf Hinneburg in Westfalen noch im Besitz der Asseburgischen Familie sein und sorgfältig gehütet werden.

Die Tidianshöhle

Ein Schäfer des Grafen von Falkenstein, Tidian geheißen, weidete alltäglich seine Herde auf einem waldigen Berg, nahe der Burg. Es war ein braver, fleißiger Bursche, den jedermann gern hatte und dem die Lebensfreude aus den treuherzigen Augen schaute. Heute aber saß Tidian gegen seine Gewohnheit recht trübe da. Nichts konnte ihn erhei-

tern, und die Sprünge der jungen Zicklein, die ihn sonst so sehr ergötzt hatten, blieben unbeachtet. Es war auch kein geringer Kummer, der ihn drückte und ihm allen Frohsinn nahm. Im Dorf wohnte nämlich ein reicher, geiziger Müller. Der hatte ein liebliches Töchterchen, welches Tidian schon als Kind lieb gehabt hatte. Auch das Mädchen zog den braven und freundlichen Schäfer allen übrigen Burschen des Dorfes vor. Und so waren die beiden denn einig geworden, dass sie Mann und Frau werden wollten.

Sie waren so glücklich in ihrer Liebe, dass sie gar nicht daran gedacht hatten, ob der Müller auch in ihre Verbindung willigen werde. Voller Hoffnung war Tidian zu ihm gegangen und hatte um die Hand seiner Tochter gebeten.

Der Müller aber hatte ihn barsch und heftig angefahren, wie er, ein armer Schäfer, es nur wagen könne, um die Tochter eines reichen und angesehenen Mannes anzuhalten. Er möge seiner Wege gehen und niemals zurückkehren, denn alles Bitten nütze nichts. Sein Kind heirate nur einen Mann, der an Reichtum zu ihm passe.

Das war der Grund, warum der lustige Tidian nun so traurig aussah und weder die Blumen und Bäume, denen er sonst so zugetan war, noch seine Tiere beachtete.

Als die Mittagssonne ihre Strahlen glühend hernieder sandte, wandte sich Tidian mit seiner Herde zu einer Höhle, die er stets bei Sonnenbrand oder Unwetter aufsuchte. Nachdem es kühler geworden war, trieb er sie wieder ins Freie. Da bemerkte er unmittelbar vor der Höhle eine wunderschöne blaue Blume. Er pflückte dieselbe und betrachtete sie staunend, denn obwohl er weit und breit alle Pflanzen des Gebirges kannte, eine solche Blume hatte er noch nie gesehen. Lange bewunderte er sie und sog ihren herrli-

chen Duft ein. Dann befestigte er sie an seinem Hut. Aber, o Wunder! Kaum hatte er den Hut wieder auf dem Kopf, als ihm ganz seltsam zumute wurde. Alles erschien ihm weit schöner als zuvor. Die Vögel sangen die lieblichsten Weisen, die Bäume rauschten geheimnisvoll, und den kleinen Waldblümlein entströmte ein Duft, so balsamisch und so köstlich, wie Tidian ihn noch nie wahrgenommen hatte. Aber größer wurde das Staunen des Schäfers noch, als er sich zu der eben verlassenen Höhle umsah. Blendende Helligkeit strahlte daraus hervor, als ob dort viele tausend Kerzen brannten. Zagend trat Tidian näher. Der Sand, der auf dem Boden lag, glänzte wie eitel Gold.

Eine liebliche Stimme rief: »Komm nur herein und nimm von dem Sand, so viel du tragen kannst. Und wenn es wieder Neumond ist, kehre zurück und hole mehr.«

Erst schüchtern, doch bald dreister, zumal ihn die Unsichtbare so freundlich ermuntert hatte, füllte der Schäfer seine Taschen bis zum Rand und ging dann hochofrennt mit dem kostbaren Geschenk heim.

Man riet ihm, einem Goldschmied im Städtchen den Sand zu zeigen, und Tidian folgte bald diesem Rat. Der Goldschmied machte große Augen, als er die glänzenden Körnlein erblickte. Er fragte den Schäfer, auf welche Weise er dieselben erhalten, bat ihn, nur ja wiederzukommen, wenn er abermals einen solchen Fund tun würde, und gab dafür dem Überglücklichen eine ganze Handvoll Goldstücke.

Auf dem Rückweg in sein Dorf berechnete Tidian, dass er noch dreimal um die Zeit des Neumondes in die Höhle gehen müsse, um sich von dem kostbaren Sand zu holen; dann würde er genug haben, den reichen Müller um seine Tochter zu bitten.

Den ganzen Monat blieb es auf dem Berg beim Alten; auch die Höhle, die der Schäfer nicht ohne ein leises Bangen durchsuchte, war wie sie immer gewesen. Doch als der Neumond kam, da begann abermals das geheimnisvolle Weben, wieder erglänzte die Höhle wie ein Strahlenmeer, und wieder lag der flimmernde Sand am Boden. Tidian machte es wie das erste Mal. Als der Neumond dreimal wiedergekehrt, war der Schäfer ein reicher Mann geworden.

Sein Herr, der Graf von Falkenstein, der um diese Zeit Hochzeit halten und für seine Braut ein schönes goldenes Brautkränzlein machen lassen wollte, ging eines Tages zu dem Goldschmied, um dasselbe zu bestellen. Er hieß den Meister, das schönste Gold, das er habe, zu dieser Arbeit zu verwenden.

Der Goldschmied meinte, der Herr Graf solle schon mit seiner Arbeit zufrieden sein; denn er wolle nur Tidiangold, das Kostbarste, das es gäbe, dazu nehmen.

Als der Ritter von Falkenstein darauf fragte, warum denn das Gold diesen Namen führe, erzählte ihm der Goldschmied, dass es in der Höhle gefunden werde, welche nach seinem Schäfer so benannt wäre, dass es aber nur diesem allein möglich sei, die dort verborgenen Schätze zu erlangen.

Staunend hatte der Graf diese Worte vernommen; hatte er doch keine Ahnung gehabt, dass sein Grund und Boden so kostbares Gold berge. Und diese Schätze sollten nicht ihm, dem rechtmäßigen Besitzer, sondern seinem Untergebenen zugutekommen: Nimmermehr!

Eilends ging der Graf ins Dorf, um den Schäfer, der bereits seine Herde heimgetrieben hatte, aufzusuchen. Mit

glückstrahlendem Gesicht trat Tidian seinem Herrn entgegen; denn der reiche Müller hatte ihm heute, nachdem er die Schätze des Schäfers geprüft, seine Tochter versprochen. Aber finster blickte der Graf dem glücklichen Tidian ins Antlitz und fragte, ob es wahr sei, dass er sich große Schätze aus der Höhle geholt habe. Unbefangen erzählte der Schäfer seinem Herrn den ganzen Hergang, worauf dieser entgegnete, dass ihm der Diebstahl, den er an des Grafen Eigentum begangen habe, vergeben sein und er ungestraft seiner Wege gehen solle, wenn er zu Neumond ihn, den Ritter von Falkenstein, in die Höhle führen wolle.

Gern versprach dies der Schäfer, der höchst betroffen darüber war, dass der Graf von gestohlenem Gold gesprochen hatte. Die unsichtbare, liebliche Stimme hatte ihm doch erlaubt, so viel zu nehmen, wie er Lust habe. Der Schatz musste also doch der Besitzerin jener Stimme und nicht seinem Herrn gehören.

Als der Neumond sich am Himmel zeigte, führte Tidian, wie er es versprochen hatte, den Grafen in die Höhle. Entzückt und überrascht blickte dieser auf die Schätze; einen solchen Reichtum hatte er nicht vermutet. Mit fieberhafter Angst füllte er große Säcke mit dem herrlichen Sande immer fürchtend, dass er nicht genug bekäme.

Tidian nahm kein Körnchen mehr. Er hatte genug, um die Geliebte zu heiraten, und mehr verlangte er nicht.

Als nach Verlauf eines Mondes der Graf abermals zu seinem Schäfer herabkam, um mit ihm die Höhle zu betreten, sah er bleich und abgezehrt aus. Die Habsucht hatte sich des Ritters bemächtigt. Ruhelos war er am Tage umhergewandert, um nachts sich schlaflos auf seinem Bett zu wälzen. Die Angst, dass der Schäfer ihn des Goldes berauben,

dass er auch anderen sein Geheimnis kundtun würde, quälte ihn entsetzlich.

Je näher die Stunde kam, wo die Schätze sich zeigen sollten, umso mehr steigerte sich die Goldgier und die Angst des Grafen. Da stieg ein furchtbarer Gedanke in ihm auf, dem er in demselben Augenblick die Tat folgen ließ. Er wandte sich gegen den ahnungslos und ruhig hinter ihm her schreitenden Schäfer, ergriff seinen Dolch und durchbohrte dem armen Tidian beide Augen. Dann eilte er allein vorwärts in die Höhle. Aber als er dieselbe betrat, schwand der helle Schimmer, ein furchtbares Getöse erhob sich und eine donnernde Stimme rief: »Hebe dich hinweg, du Mörder!«

Entsetzt, wie von bösen Geistern gefolgt, stürzte der Graf hinaus, rannte weiter und weiter; aber noch immer erscholl das Heulen, welches er in der Höhle vernommen hatte, in seine Ohren, noch immer hörte er den schrecklichen Schrei des Schäfers. Als er spät in der Nacht halb tot vor Angst und Ermüdung sein Schloss erreichte, brachte man ihm die Kunde, dass seine innig geliebte Braut gestorben sei. Von diesem Tage an verfolgte das Unglück den Grafen, bis er endlich die ersehnte Ruhe im Tode fand.

Der unglückliche Tidian hatte nur noch kurze Zeit gelebt. Er war nach heftigen Schmerzen in den Armen seiner treuen Braut gestorben. Die schöne blaue Blume aber, welche Tidian sorgfältig verwahrt gehalten hatte, zerfiel bei seinem Tod in Staub.

Ruine Anhalt

Auf waldigem Berg verborgen liegt die Ruine Anhalt. Nur noch wenige Überreste sind von der alten Stammburg der Anhaltiner vorhanden, denn schon im 15. Jahrhundert soll dieselbe, wie alte Chroniken erzählen, in Trümmern gelegen haben.

Dennoch bewahrte das Volk für diese Ruine ein reges Interesse, da die Sage ging, dass der Brunnen unter derselben unermessliche Schätze berge, dass es aber unmöglich sei, sie zu heben, weil Berggeister und gräuliche Ungetüme die Kleinodien bewachten und jeden zerreißen würden, der es wagen wollte, sie anzutasten.

Durch diese schaurige Mär ließen sich selbst die geldgierigsten Menschen abhalten, den Brunnen zu durchforschen; nur einem Grubenbesitzer aus der Umgegend ließ der Schatz keine Ruhe. Er besaß genug Geld und Gut, um sorgenfrei leben zu können; aber eine wahre Gier, Reichtümer zu erlangen, hatte ihn erfaßt.

Der Schatz im Brunnen kam ihm nicht aus dem Sinn. Oftmals wanderte er in später Nacht hinauf zur Ruine, um trotz der drohenden Gefahr das Wagnis zu unternehmen. Blickte er aber hinab in die finstere Tiefe des Brunnens, so überkam ihn eine solche Angst, dass er davonlief.

Nun sann er hin und her, wie wohl die bösen Geister zu bannen seien; doch all sein Sinnen war vergeblich, ihm fiel nichts ein. Da, eines Tages tauchte ein schrecklicher Gedanke in dem habgierigen Menschen auf. Unter seiner Obhut lebte, da die Eltern schon seit Jahren tot waren, ein kleiner Bruder. Diesen hatte der Grausame als Opfer ausersehen; der sollte hinabsteigen in den Brunnen und die Schätze ho-

len, weil einem unschuldigen Kind kein böser Geist etwas anhaben kann. Über die Unschuld wacht Gott, und die Macht des Bösen ist da gebrochen! So hatte er oft gehört. Also warum nicht ohne Furcht den Bruder in den Brunnen lassen? Als er sich einst wieder schlaflos auf seinem Lager wälzte, weil der Schatz im Brunnen ihm alle Ruhe raubte, stand er kurz entschlossen auf, kleidete sich an, weckte seinen Bruder und zog ihn halb im Schlaf mit sich fort.

Der Kleine wusste nicht, wie ihm geschah. Ängstlich klammerte er sich an den Bruder und bat, er solle ihn doch daheim lassen.

Doch hastig eilte dieser mit dem Knaben weiter, bis die beiden endlich zur Mitternachtsstunde die Ruine Anhalt erreicht hatten.

Als er hier dem Bruder mitteilte, dass er ihn in den Brunnen hinablassen wolle, um den Schatz zu heben, begann der Kleine kläglich zu weinen und zu bitten, sich doch seiner zu erbarmen. Aber den Habgierigen erweichte kein Bitten, kein Flehen. Er schlang um den Leib des Knaben ein Seil und hieß ihn, wenn er sein Leben lieb habe, nicht eher das Zeichen zum Heraufwinden zu geben, bis der Schatz in seinen Händen sei. Vor den bösen Geistern brauche er keine Furcht zu haben, da sie Kindern kein Leid antun dürften.

Dann ließ er den wimmernden Knaben in den Brunnen hinab, beugte sich aufhorchend über den Rand, als plötzlich ein schrecklicher, herzerreißender Schrei zu seinen Ohren drang. Dennoch zog der Grausame nicht das Seil in die Höhe, aus Furcht, der Knabe habe den Schatz noch nicht erlangt und nur vor Angst geschrien. Da wurde das Seil mit einem Mal so schwer, dass es fast den Händen des Mannes entsank. Auch das Geschrei war verstummt, und

in dem Glauben, das Kind habe den Schatz nun gefunden, zog er das Seil empor.

Doch welch ein Anblick! Anstatt des gehofften Goldes hing nur sein Bruder schrecklich entstellt, kalt und starr als Leiche am Strick. Voller Entsetzen wich er zurück, die Last entglitt seinen Händen - ein dumpfer Fall und alles war still.

Der Habgierige rannte nun wie von Furien verfolgt nach Hause; aber nirgend fand er Ruh noch Rast; immer trat die Leiche des kleinen Bruders vor seine Augen. Das böse Gewissen raubte ihm alle Arbeitskraft. Unter tatenlosem Grübeln vergingen ihm die Tage; sein Vermögen ging ihm verloren und obdachlos wanderte er im Wald umher.

Bald hörten die Leute aus den irren Reden des Unglücklichen die schaurige Begebenheit, und der Brunnen zu Anhalt wurde seit der Zeit noch ängstlicher gemieden als zuvor. Anfangs dieses Jahrhunderts wurde der Brunnen, der so verschüttet war, dass man ihn kaum auffinden konnte, ausgegraben. Von einem Schatz wurde nichts gefunden, wohl aber die Knochen eines menschlichen Gerippes.

Mägdesprung

Auf den Bergen und in den Felsen hausten die Riesen. So erzählt die Sage von diesen mächtigen Gesellen, die von den Menschen ihrer Größe und Kraft halber gefürchtet, aber auch wieder geschätzt wurden, weil sie die Erde von Drachen, Lindwürmern und allerlei Ungetümen säuberten. Manche seltsame Steinbildung, die, einer menschlichen Gestalt ähnlich, aus den Tropfstein- oder Granitfelsen hervor-

ragt, erklärt die Sage für versteinerte Riesen; denn ihrer ganzen Natur nach hängen sie mit dem Steinreich zusammen. Sie sind entweder belebte Steinmassen oder versteinerte, früher lebendige Geschöpfe. Steine und Felsen sind auch des Riesengeschlechtes Waffen. Sie schwingen Steinkeulen, keine Schwerter, und schirmen sich mit steinernen Schilden. Auch schnitt kein Eisenschwert auf die Riefen ein. Nur mit dem Schwertknauf oder mit der Faust konnten sie erschlagen werden.

Mächtige Felsburgen wurden von dem Riesengeschlecht errichtet, und noch heute werden große Hügel als Riesengräber oder als Hünenbetten bezeichnet. Mit Leichtigkeit warfen sie ganze Felsblöcke meilenweit ins Land hinein oder auch ins Meer, aus dem dieselben als riesige Klippen oder Inseln hervortauchen. Auch scheuten sie sich nicht, Dörfer oder Täler zu überspringen, und sie taten dies mit solcher Wucht, dass die Spuren ihrer Füße sich in das harte Gestein drückten.

Von einem solchen Sprung erzählt uns auch ein Ort im Harz, wo auf hohem, felsigem Berg zwei Vertiefungen eingegraben sind, welche Ähnlichkeit mit der Form riesiger Fußstapfen haben. Das ist die Magdtrappe, und der Berg, worauf sich diese befindet, sowie der am Fuße desselben liegende Ort werden danach Mägdesprung genannt.

Als auf den Bergen des Harzes noch die mächtigen Riesenburgen zum Himmel aufragten, war dort, wo heute Güntersberge liegt, ein Steinschloss, das von einer Riesenjungfrau bewohnt wurde. Täglich wanderte diese in

den Wäldern umher und traf dann oft mit ihrer Freundin zusammen, die am Thüringer Wald lebte und mit ihren Riesenschritten dem Riesenfräulein im Harz entgegenkam.

Einstmals hatte diese lange nach der Freundin ausgespäht, ohne sie zu treffen, und war schon auf dem Heimweg begriffen, als sie plötzlich den Ruf der Freundin vernahm. Gern wäre die Jungfrau zu ihr geeilt, aber das Selketal trennte die beiden, und der Berg, auf dem das Fräulein stand, war zu steil, um hinabklettern zu können. Aber die Riesenjungfrau aus Thüringen drang in die Gespielin, doch herüberzukommen, da sie ihr eine wichtige Mitteilung zu machen habe und nach dem weiten Weg, den sie zurückgelegt hatte, zu ermüdet sei, um selbst den Sprung machen zu können.

Die Neugier erwachte im Herzen der Riesin. Sie wollte hinüber; dennoch wagte sie nicht, das Tal zu überspringen. Vielmehr schaute sie umher, um eine minder gefährliche Stelle zum Hinabklettern zu finden. Da hörte sie plötzlich eine Stimme hinter sich.

»Haha, sie ist so groß und hat doch Furcht, hinüberzuspringen!«

Diese Rede verdross die Riesin; sie sah sich um und gewahrte hinter sich ein Bäuerlein, das soeben mit seinem holzbeladenen Wagen den Berg heraufgekommen war und lachend hinter ihr stand.

Aber ehe er es gedacht hatte, nahm die beleidigte Riesin ihr Obergewand auf, erfasste den Bauern mitsamt seinem Wagen und den Pferden, tat die ganze Bescherung hinein und sprang dann mit einem riesigen Satz über das Selketal hinüber.

Hier setzte sie den höchst erschrockenen Bauern auf den Boden. Die ganze Wagenladung war durcheinander geschüttelt, ihm selbst Arme und Beine tüchtig gequetscht, und das Schlimmste war, dass er nicht wusste, auf welche

Weise er wieder den anderen Talrand erreichen sollte.

Die Riesenjungfrau ging hohnlachend mit ihrer Freundin weiter. Ihre Fußstapfen aber hatten sich bei dem weiten Sprung so tief in den Felsen gedrückt, dass sie noch heute zu sehen sind.

Ramberg

Auf die ihrer herrlichen Aussicht halber viel besuchte Viktorshöhe zu gelangen, muss man den prächtigen Wald des Ramberges durchschreiten. Die mächtigen Kronen der alten Buchen lassen die Sonnenstrahlen nur schüchtern durchblicken. Beweglichen Lichtern gleich tanzen sie über den saftig grünenden Rasen, dass er in unzähligen Farben schimmert. Das leichte Rauschen der Wipfel und lieblicher Vogelsang, begleitet von dem Summen und Brummen der kleinen, zartgeflügelten Musikanten – das sind die einzigen Töne, die wir vernehmen und die wie ein Loblied auf die schöne Gotteswelt unsere Brust durchdringen. Ist die Höhe des Berges fast erreicht, so zeigt sich uns etwas seitwärts vom Wege eine Felsengruppe, die malerisch aus der freundlichen Umgebung herausblickt. Diese übereinander getürmten Felsblöcke werden die Teufelsmühle genannt. Über die Entstehung dieses Namens geht folgende Sage:

In altersgrauer Zeit wohnte ein armer Müller in der Nähe des Ramberges. Seine Mühle war zerfallen und so unbrauchbar geworden, dass er trotz allen Fleißes nichts verdienen konnte und oft mit seiner Familie bittere Not leiden musste. Wollte dann der unbarmherzige Wind durchaus nicht die Flügel seiner Mühle treiben, dann saß er in trauri-

gem Nachdenken versunken vor seiner Tür und blickte hinauf zum Ramberg, wo sich beim leisesten Luftzug die Wipfel der Bäume im Winde bogen.

»O, hättest du dort deine Mühle, wie schnell würdest du zu Reichtum gelangen!« Das waren seine Gedanken tagaus, tagein. Sie nahmen ihn schließlich so gefangen, dass er seine Armut nicht mehr ertragen konnte. Er wollte um jeden Preis reich werden, möge es geschehen, auf welche Weise es wolle. Ihm galt alles gleich, und so wurde der böse Entschluss in ihm reif, den Teufel zu Rate zu ziehen. In stockfinsterer Nacht ging er tief in den Wald und rief den Bösen, der nicht lange auf sich warten ließ und mit höhnischem Grinsen das Anliegen des Müllers vernahm.

»Also reich willst du werden«, sprach der Teufel, »nun gut, ich will dir helfen und dir vor dem nächsten Hahn-schrei auf der Kuppe des Ramberges die schönste Mühle bauen. Dreißig Jahre magst du dich denn des Reichtums und Wohllebens freuen, dann aber gehörst du mir mit Leib und Seele.«

Der Müller war mit den Bedingungen zufrieden. Nachdem er sich noch einige Hände voll Gold ausgebeten hatte, unterzeichnete er den Vertrag mit seinem Blut.

Des erlangten Goldes erfreute der Müller sich sehr, denn nun war er auch ohne die Mühle ein reicher Mann. Im Geheimen hoffte er, dass diese nicht zur bestimmten Zeit fertig und somit der Vertrag ungültig sein werde. Denn ganz wohl war ihm trotz des Goldes nicht zumute, wenn er an die Sünde dachte, deren er sich schuldig gemacht hatte. Wie er aber sah, mit welcher Geschwindigkeit der Teufel und seine Gehilfen Fels auf Fels fügten, die sie mit Windeseile vom Blocksberg herabholten, wie sie mächtige Bäume

entwurzelten und mit welcher rasenden Schnelle ein gewaltiger Bau entstand, der bald riesenhoch in die Luft hineinragte. Da wurde ihm angst und bange, und die Hoffnung, dass es dem Bösen unmöglich sei, sein Wort zu halten, schwand mehr und mehr. Wie gern hätte er nun das Gold zurückgegeben und wäre in seine Hütte zurückgekehrt, wenn er nur den Banden des Bösen hätte entrinnen können! Was tun? Ein Entfliehen war nutzlos, da der Teufel ihm überall folgen würde. Wie er nun voller Angst seine Lage überdachte, kam ihm ein guter Gedanke. Er bat den Teufel, einen Sachverständigen hinzuziehen zu dürfen, der die Mühle prüfen sollte, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Diese Bitte wurde ihm gewährt. Die Wahl des Müllers fiel auf den Meister der Innung, der wegen seiner Schlaueheit allgemein bekannt war und schon manchem aus der Verlegenheit geholfen hatte.

Der Müller eilte zu ihm, bat ihn mitzukommen und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Eine kurze Weile besann sich dieser, dann gab er seine Ratschläge für den Fall, dass die Mühle wirklich fertig sei. Doch sei dies seiner Meinung nach unmöglich.

Als die beiden die Höhe des Ramberges betraten, hatte noch keiner einen Hahnschrei gehört und schon stand zu ihrem größten Erstaunen die Mühle fix und fertig vor ihren Augen. Der Teufel grinste sie höhnisch an und freute sich der gewonnenen Menschenseele.

Nun wurde das Werk in Gang gesetzt. Aber die Hoffnung, dass etwas daran fehlen sollte, erfüllte sich nicht; alles war in schönster Ordnung. Der Innungsmeister suchte und suchte, bis er endlich einen noch fehlenden Stein entdeckte, den der Teufel aber schleunigst einfügte. Der Mül-

ler schlich sich unterdessen heimlich aus der Mühle. Unbemerkt von den anderen löste er schleunigst den Läufer ab, der mit großem Geräusch ins Tal hinunterrollte. Geschwind sprang der Teufel hinterher und beinahe war er wieder oben angelangt, als der erste Hahnschrei erscholl. Der Teufel aber, wütend, dass es dem Müller gelungen war, den Vertrag nichtig zu machen, und dass ihm die Menschenseele, die er schon in seinem Besitz gewähnt hatte, wieder entgangen war, riss den ganzen Bau ein und warf die Felsstücke über den Ramberg. Der Müller war erschreckt fortgerannt, aber hier an dieser Stelle trafen und zerschmetterten ihn die vom Teufel ihm nachgeschleuderten Felsstücke.

Untrübhorn

Der Ort Friedrichsbrunn verdankt seinen Namen einer Kolonie, welche Friedrich der Große im Jahr 1776 hier gründete. Vor dem hieß derselbe Untreubrunnen, im Volksmund Untrübhorn. Von ihm geht die folgende Sage:

Als einst der Feind im Land wütete und unmenschlich hauste, waren die Bewohner dieser Gegend, als sie von den verübten Gräueln hörten, aus Furcht in die dichten Wälder geflohen.

Die größte Schar hatte sich an jenem Brunnen versammelt, welcher zu der Zeit noch in unwegsamer Wildnis lag und von Landesunkundigen kaum aufzufinden war.

Von hier aus machten die tapferen Harzschützen täglich Ausfälle gegen den Feind, um denselben zu vertreiben. Obwohl dieser weit zahlreicher war als ihre kleine Schar,

brachten ihm dennoch die Harzschützen so viele Verluste bei, dass das ganze Sinnen des Feindes darauf ging, jene aus ihrem sicheren Standort zu vertreiben und somit in seine Gewalt zu bekommen.

Doch jeder Versuch war vergeblich und kostete nur immer mehr Menschenleben. Da nahm der Feind seine Zuflucht zum Verrat, versuchte den Elendsten der Harzschützen für sich zu gewinnen und versprach ihm hohen Lohn, wenn er den Brunnen, wo die seinen rasteten, vergifte.

Der Treulose ließ sich, geblendet durch den verheißenen Lohn, zu dieser Untat bewegen. Am nächsten Morgen lagen all die wackeren Harzschützen, die so tapfer ihr Vaterland verteidigt hatten, tot am Boden.